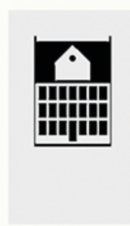
JAHRBUCH DES FREIEN DEUTSCHEN HOCHSTIFTS

2022



JAHRBUCH DES FREIEN DEUTSCHEN HOCHSTIFTS



JAHRBUCH DES FREIEN DEUTSCHEN HOCHSTIFTS

2022

HERAUSGEGEBEN VON
ANNE BOHNENKAMP



WALLSTEIN VERLAG

Berichte des Freien Deutschen Hochstifts 1861–1901

Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1902–1940

Neue Folge seit 1962

Freies Deutsches Hochstift
Frankfurter Goethe-Museum
Großer Hirschgraben 23–25
60311 Frankfurt am Main



Diese Publikation wurde im Rahmen des Fördervorhabens 16TOA031 mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung im Open Access bereitgestellt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Publikation: Wallstein Verlag GmbH, Göttingen
www.wallstein-verlag.de
Vom Verlag gesetzt aus der Aldus
ISBN (Print) 978-3-8353-5279-7
ISBN (Open Access) 978-3-8353-8014-1
ISSN (Print) 0071-9463
DOI https://doi.org/10.46500/83535279

Inhalt

* Der markierte Beitrag ist nicht Teil der Open-Access-Veröffentlichung.

Freies Deutsches Hochstift

Aus den Sammlungen / Jahresbericht 2021

Karl S. Guthke

Goethes indische Reise*

I. Weltbewohnen in Weimar
Ex oriente lux?

Am liebsten aber wünschte der Verfasser […]
als ein Reisender angesehen zu werden [.]
›Noten und Abhandlungen zu besserem
Verständnis des West-östlichen Divans‹

In Indien möcht' ich selber leben [.]
›Zahme Xenien‹

Als Georg Forster im Januar 1794 in der Rue des Moulins im Sterben lag, erzählte man sich in Paris, »der Todkranke habe von Reisen phantasiert, zu denen er bald aufzubrechen gedenke: er wolle nun endlich Arabisch und Persisch lernen, um auf dem Landwege nach Indien zu gelangen«. Auf seiner Bettdecke soll eine Landkarte von Indien ausgebreitet gewesen sein, der in der Agonie sein letzter Blick gegolten haben mag[1] – einem tropisch-exotischen Atlasblatt, nicht etwa einem Kruzifix, wie es seit Jahrhunderten üblich war, auch nicht Platos ›Phaidon‹ oder dem Jüngling mit der gesenkten Fackel, wie es einem Humanisten damals angestanden hätte. Der hier starb, der englischsprachige Deutsche in der Metropole der Romania, der Übersetzer von Kalidasas Sanskrit-Drama ›Sakuntala‹, hätte sich keinen symbolisch passenderen Abgang wünschen können. Hatte er sich doch, nachdem er als ganz junger Mann, um die zwanzig Jahre alt, als Teilnehmer an Captain Cooks zweiter Expeditionsreise (1772–75) den Erdball umsegelt hatte, sein ganzes späteres Leben lang von dem Gedanken beherrschen lassen, dass

* This publication was subsidized in part by Harvard Studies in Comparative Literature.

1 Klaus Harpprecht, Georg Forster oder die Liebe zur Welt. Eine Biographie, Reinbek 1987, S. 23 f.

DOI https://doi.org/10.46500/83535279-001

gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Stunde einer neuartigen Konzeption von Bildung gekommen sei: der globalen statt der klassisch-humanistischen.

Von Goethe lässt sich ein solches Lebensende eher schwer vorstellen. Oder doch nicht? Unübersehbar ist in den ›Zahmen Xenien‹ die Zeile »In Indien möcht' ich selber leben«, aber es folgt sogleich »hätt' es nur keine Steinhauer gegeben« (WA I 3, S. 251), nämlich die Urheber der ihn (ganz anders als die »Herrlichkeit der Poesie«) als phantastische »Religions-Ungeheuer« befremdenden vielarmigen und mehrköpfigen Götterskulpturen.[2] Beide indischen Kulturgüter, Dichtung und religiöse Bildhauerkunst, stammten aus dem tiefen »Brunnen der Vergangenheit«. Aber würde das so einfallsreich umrätselte letzte Wort »Mehr Licht!«, im grünlichen Schlafsessel im Haus am Frauenplan geröchelt, *ex oriente lux*: Interesse am gegenwärtigen Indien unbedingt ausschließen? Keineswegs im *siècle* der mancherlei *lumières*, dem die heutige englische Literaturgeschichtsschreibung selbst den späten Goethe mit Nachdruck zurechnet.[3] »Die Aufklärung,« heißt es bei dem Schweizer Historiker Ulrich Im Hof, »war vorerst europazentriert. […] Aber die Europäer wußten, daß sie sich nicht allein auf der Welt befanden. […] Man wollte mehr wissen von der ganzen Welt. Reiseberichte wurden zu einer Lieblingslektüre«.[4] Das klingt wie gemünzt auf Goethe, den »Weimaraner«, der sich als »Weltbewohner« zu sehen liebte (WA I 3, S. 314) – und in dieser Rolle Indien weit mehr und anders geartete, nämlich auf die Gegenwart des Subkontinents gerichtete Aufmerksamkeit widmete als bisher bekannt war. Denn seit langem geläufig ist ja lediglich, wie sehr Goethe sich über Jahrzehnte hin mit der älteren, der klassischen indischen Kultur und Literatur der Sanskrit-Zeit zustimmend und ablehnend beschäftigt hat. Doch darüber hinaus war, wie im folgenden erstmalig deutlich wird, das zeitgenössische Indien ein Hauptgebiet jener gegenwartsbezogenen »Weltkunde«, mit der seit mehr als einer Generation ein klar umrissenes kulturgeographisches

2 WA I 7, S. 217. Siehe auch unten, S. 13.

3 T.J. Reed, Mehr Licht in Deutschland. Eine kleine Geschichte der Aufklärung, München 2009; ders., Light in Germany. Scenes from an Unknown Enlightenment, Chicago 2015; Ritchie Robertson, The Enlightenment. The Pursuit of Happiness, 1680–1790, Oxford 2020, S. XIX, 40.

4 Ulrich Im Hof, Das Europa der Aufklärung, München 1993, S. 194, 199.

Feld der Goethe-Forschung bezeichnet ist.[5] Diese wissenschaftliche Erkundung hat in den letzten Jahren reichhaltige Erträge gezeitigt, aber auch erstaunliche Lücken gelassen: noch immer wirft, so scheint es, Madame de Staëls Bild des »Weimaraners« einen Schatten auf den »Weltbewohner«. Indien ist da geradezu ein Paradebeispiel. Doch zunächst ein Wort über Goethes Weltkunde im weiteren Blickwinkel.

Den späteren Goethe kennzeichnet die nicht zuletzt für die innere Biographie aufschlussreiche Bemühung um aktuelle Weltkunde: der Blick in die Ferne und Fremde, insbesondere die jenseits Europas. Doch schon das Kind in Frankfurt hatte George Ansons ›Voyage round the World‹ »weit in alle Welt hinausgeführt« (WA I 26, S. 50), und noch in der ›Novelle‹ (1828) ist zu lesen: »Niemandem traut man mehr Verstand zu« als wer »die Welt« gesehen habe, nämlich andere »Welttheil[e]« (WA I 18, S. 334 f.). In der Zwischenzeit und noch darüber hinaus hat der Weimarer Hofbeamte und Gewohnheitsleser sein enzyklopädisches, Gilbert und Sullivans »modern major-general« übertreffendes Interessenspektrum – von Mühlenbaukunst und »feinwolliger« Schafzucht über Glasmacherkunst und Nelsons Liebesbriefe bis zu Numismatik, Chaldäisch und zur Naturgeschichte der Fische – besonders im *Geographischen* erweitert, von Pommern bis Westafrika. Immer wieder hat er sich Berichte über Reisen um die Welt aus der herzoglichen Bibliothek ins Haus geholt,[6] dazu zahllose über diese oder jene europäischen und besonders außereuropäischen Länder und ihre Bevölkerung. In weniger als einer Woche entlieh er Bücher über Spanien, Constantinopel, Italien und La Pérouses Weltumseglung, an einem Tag Veröffentlichungen über Ostindien, Australien, China, Guinea und Cayenne, »alle Nationen des Russischen Reichs« und eine vier Kontinente umspannende »Galerie der Nationen«.

Wie hätte es auch anders sein können im Zeitalter der »großen Öffnung in die weite Welt«: die sprunghafte Ausweitung des Wissens über

5 John Hennig, Goethes Europakunde. Goethes Kenntnisse des nichtdeutschsprachigen Europa. Ausgewählte Aufsätze, Amsterdam 1987 (= Amsterdamer Publikationen zur Sprache und Literatur 73), steckt ein engeres Feld ab, hat aber dieselbe Funktion. Siehe auch Anm. 7 und 39.

6 Elise von Keudell, Goethe als Benutzer der Weimarer Bibliothek. Ein Verzeichnis, Weimar 1931, Nr. 7, 181, 199, 1850, 2031, 2032, 2038, 2084. Zum vorausgehenden Satz siehe Nr. 943, 1521, 1446, 1061, 1273, 1944, 2200; 1222 (Pommern), 298 (Westafrika). Zum folgenden Satz siehe Keudell, S. 33 und 37.

die außereuropäischen Kontinente inspirierte seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts auch in den nicht-seefahrenden Ländern den Wunsch nach globaler, geographisch-ethnologischer Bildung, die dem hergebrachten Ideal der auf Geschichte, Literatur, Kunst und Philosophie gerichteten klassisch-humanistischen Bildung den Rang streitig machte. Um den Menschen kennen zu lernen, müsse man den Blick in die Ferne richten, erklärte Rousseau 1755 im ›Essai sur l'origine des langues‹;[7] Menschenkunde wird jetzt »Völkerkunde«, verkündet Wieland 1785 im ›Teutschen Merkur‹ (Heft 3, S. 196); Popes »proper study of mankind« wird präzisiert und konkretisiert. Es gilt die Devise Edmund Burkes (eines ausgewiesenen Sachkenners Indiens übrigens): die »große Karte der Menschheit« mit ihren vielen Graden von Barbarei und »Civility« läge endlich ausgerollt vor uns und der Schlüssel zu »knowledge of human Nature« sei nun nicht mehr das Studium des Europäers und seiner Geschichte, sondern das der Vielfalt der Bevölkerungen in der weiten Welt, und zwar der Exoten insbesondere.[8] Wie also verhielten sich deren Kultur und Werte zu den langvertrauten? »Que sommes-nous?« in Gauguins großem polynesischen Gemälde im Boston Museum of Fine Arts. Nur »Kenntnis vieler Völker« verhilft dem Menschen zu »Kenntnis seiner selbst«, betont Albrecht von Haller in der Vorrede zu seiner ›Sammlung neuer und merkwürdiger Reisen, zu Wasser und zu Lande‹ (1750) – um dann doch das Allgemeinmenschliche aus dem Diversen zu filtern.

Nicht anders als für Forster und viele englische, französische, aber auch Weimarer Zeitgenossen war auch für den späten Goethe die Zeit überreif für jene vom Aufschwung der Völker- und Landeskunde im »zweiten Entdeckungszeitalter«[9] inspirierte globale Bildung als Rivalin

7 Hrsg. von Charles Porset, Bordeaux 1970, S. 89. »Große Öffnung«: Im Hof, Das Europa der Aufklärung (Anm. 4), Kap. 6. Globale Bildung: Karl S. Guthke, Die Entdeckung der Welt um 1800. Die Geburt der globalen Bildung aus dem Geist der Geographie und Ethnologie, in: ders., Die Erfindung der Welt. Globalität und Grenzen in der Kulturgeschichte der Literatur, Tübingen 2005, S. 9–82, zu Goethe S. 68–71, u. ders., Goethes Weimar und »die große Öffnung in die weite Welt«, Wiesbaden 2001 (= Wolfenbütteler Forschungen 93), S. 17–23.

8 The Correspondence of Edmund Burke, hrsg. von Thomas W. Copeland, Bd. 3, hrsg. von George H. Guttridge, Cambridge 1961, S. 350 f.: »Now the Great Map of Mankind is unrolld at once« (an William Robertson, 9. Juni 1777).

9 John H. Parry, Trade and Dominion, London 1971.

der überlieferten klassisch-humanistischen. Ein für den Fokus dieser Studie besonders einschlägiges, aber kaum beachtetes Beispiel ist seine beredte Würdigung des »vortrefflichen Jones« in den ›Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des West-östlichen Divans‹, nämlich des Orientalisten William Jones, des unentwegten Vermittlers altindischer Sprache, Literatur und Kultur: in dieser Funktion hatte er zu kämpfen gegen »das ausschließende Vorurtheil, das nichts wollte gelten lassen, als was von Rom und Athen her auf uns vererbt worden«. Das war im späteren achtzehnten Jahrhundert. Doch »gegenwärtig«, 1819, ist dies »ganz unnöthig, ja schädlich. Wir wissen die Dichtart der Orientalen zu schätzen, wir gestehen ihnen die größten Vorzüge zu, […] man ehre sie in ihrem eignen Kreise, und vergesse doch dabei, daß es Griechen und Römer gegeben« (WA I 7, S. 108 f.).

Der Königsweg zu solcher globalen Bildung war, wie angedeutet, die Lektüre der Berichte über die in der Goethezeit schlagartig häufiger werdenden mehr oder weniger wissenschaftlich orientierten außereuropäischen Reisen und Expeditionen. Der Geheimrat, der gern ein »Reisender« gewesen wäre mit der Chance, sich »weit in der Welt umzusehen«,[10] aber, auch für damalige, jedenfalls englische Begriffe, wenig (wenn auch intensiv) gereist war, der nie einen Blick auf einen Ozean geworfen, nie einen Omai von Angesicht kennen gelernt hatte und sich folglich selbst im hochgebildeten Weimar krähwinklig »isoliert« sah, hat diese Erschließung der großen weiten Welt höchst aufmerksam verfolgt und lebhaft begrüßt: durch Gespräche mit weitgereisten Landsleuten wie Alexander von Humboldt und Georg Forster, die er regelrecht »ausgefragt« hat, und mit ausländischen Besuchern im Haus am Frauenplan, vor allem englischen, dank deren Weltgewandtheit und »Weltumsicht« er erfuhr, »wie es auf irgend einem Puncte der bewohnten Welt aussieht«; hinzu kam intensive und weit ausgreifende Lektüre von Reisebeschreibungen, durch die er sich »in einem weit entlegenen Welttheile durchaus als anwesend und einheimisch«, ja: als »zu Hause«

10 »Am liebsten aber wünschte der Verfasser […] als ein Reisender angesehen zu werden, dem es zum Lobe gereicht, wenn er sich der fremden Landesart mit Neigung bequemt, […] Gesinnungen zu theilen, Sitten aufzunehmen versteht« (WA I 7, S. 4); »weit in der Welt …«: WA I 18, S. 322 (›Novelle‹).

oder doch »ziemlich zu Hause« fühlen konnte.[11] Durch solche Gedankenreisen hat der »Weimaraner« seine Welt- und Menschenkenntnis erweitert und vertieft und sich derart, wie er jedenfalls hoffte, zum virtuellen »Weltbewohner« gebildet. Die wirklichen Weltbewohner blieben natürlich die damals allgegenwärtigen »reisenden Engländer«, deren »große Welt- [und] Menschenkenntniß« Goethe immer wieder bewunderte, selbst bei Lord Bristol, den er wortreich kritisierte als Befürworter des englischen Kolonialismus.[12]

Zu den »weit entlegenen Welttheilen« gehörte für Goethe und die nichtglobetrottenden Zeitgenossen in küstenfernen deutschen Territorien, sogar in Jean Pauls ›Hesperus‹-Provinz, mit Nachdruck auch Indien (»Hindostan«), das in englischen Reiseberichten, die Goethe kannte, seit dem europaweit Aufmerksamkeit erregenden Skandalprozess gegen den der Korruption beschuldigten Generalgouverneur Warren Hastings (1788–1795) eine herausragende Rolle spielte. Das erfordert allerdings eine kurze Vorüberlegung, bevor die umfangreiche handschriftliche, von Goethe intensiv benutzte Informationsquelle für die außereuropäische Welt, Johann Christoph Hüttners Referate über englische Reiseberichte und ähnliche völker- und landeskundliche Buchveröffentlichungen, vorgestellt wird, die in den letzten Jahren zunehmend, doch für Goethes Asien- und besonders Indienkenntnis noch überhaupt nicht ausgewertet worden ist.

Nicht überall und immer nämlich hatten exotische Reisebeschreibungen im achtzehnten Jahrhundert und in der Folgezeit eine gute Presse. Samuel Johnson, für sein Jahrhundert in England ein Orakel des Commonsense, der Weisheit und Lebensklugheit, dozierte 1760 in seiner Wochenschrift ›The Idler‹ (Nr. 97): »It may, I think, be justly observed that few books disappoint their readers more than the narration of travellers« (23. Februar). Der Grund war das sprichwörtliche Seemannsgarn; selbst Bougainville bemerkte polemisch, als Seefahrer werde man definitionsgemäß für einen »menteur« gehalten. Entsprechend wurde wissenschaftliche Kritik an der vorgeblichen Wahrhaftigkeit von

11 »Isoliert«: zu Eckermann, 3. Mai 1827; »ausgefragt«: WA IV 4, S. 61 f.; »Weltumsicht«: WA I 36, S. 323; »wie es …«: WA IV 47, S. 31; »in einem weit …«: WA II 6, S. 241; »ziemlich zu Hause«: WA IV 44, S. 276. Siehe auch zu Eckermann, 12. März 1828.

12 WA I 36, S. 257. Siehe auch unten Anm. 27.

Reiseberichten im Lauf des achtzehnten Jahrhunderts *de rigueur*, weshalb etwa Haller als Herausgeber der ›Göttingischen gelehrten Anzeigen‹ sich 1771 nicht so sehr Berichte über noch unbekannte Regionen wünschte als vielmehr solche über bereits erkundete, aber unzutreffend dargestellte (S. 871).[13] Goethe war in dieser Hinsicht jedoch einigermaßen gefeit durch seinen Berater Heinrich Eberhard Gottlob Paulus, der seinerseits eine ›Sammlung der merkwürdigsten Reisen in den Orient‹ (Jena 1792) herausgegeben hatte und ihn auf die prinzipielle Bedeutung von Reiseliteratur für Welt- und Menschenkenntnis hingewiesen haben dürfte. Mit Dank an Paulus und andere Orientalisten verbindet er denn auch in den ›Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des West-östlichen Divans‹ die Erkenntnis: Reisebeschreibungen und »andere dergleichen Documente« der »neueren und neusten Zeit« bieten »die größten Vortheile […] zu herrlicher Belehrung« (WA I 7, S. 183), im Unterschied offenbar zu denen der Abenteurer aus dem ersten Zeitalter der Entdeckungen, die – vor dem Aufkommen der wissenschaftlich orientierten und die Europäer zur Revision ihres Selbstverständnisses anregenden »philosophischen Reisen« à la Cook, Forster und Niebuhr – von patagonischen Riesen, Meerjungfrauen und affenähnlichen Calibans fabelten. Und zwar hätten die auf diesem Gebiet führenden Engländer seiner Zeit ganz besonders über Indien »aufgeklärt« (!), das heißt »gründliche Einsicht« vermittelt in eine Weltgegend, »die bisher noch märchenhaft genug geblieben« sei. Ihre Reiseberichte haben die Augen geöffnet sowohl für »die Herrlichkeit der Poesie« Indiens, in der »reine Menschlichkeit, edle Sitte, Heiterkeit und Liebe,« ja: »das Heil der Menschheit aufbewahrt bleibt,« wie auch für »Kastenstreit, phantastische Religions-Ungeheuer und abstrusen Mystizismus« (WA I 7, S. 216 f.). Bisher – also bis zur Arbeit am ›Divan‹, 1814–1819. Kein Zufall, so scheint es, dass Goethe den ersten von (bis 1827) fast zwei Dutzend größtenteils sehr ausführlichen Indien-Berichten Hüttners schon 1814, in der ersten Sendung dieser »Relationen«, erhielt und dann einen zweiten, sehr umfangreichen Ende 1815, Anfang

13 Dazu Karl S. Guthke, Die Reise ans Ende der Welt. Erkundungen zur Kulturgeschichte der Literatur, Tübingen 2011, S. 134. Das Johnson-Zitat nach Jürgen Osterhammel, Unfabling the East. The Enlightenment's Encounter with Asia, Princeton und Oxford 2018, S. 210. S. xii werden meine Studien zur »Großen Öffnung in die weite Welt« als »constant source of inspiration« anerkannt.

1816 sowie zwei weitere bis 1819,[14] wie denn auch insgesamt bedeutend mehr von Hüttners Londoner Berichten über das derzeit viel bereiste Indien »aufklärten« als über China und selbst Persien. Unausgesprochen haben seine ausgiebigen Inhaltsangaben zu rezenten englischen Buchveröffentlichungen über die Reisen in außereuropäische Länder zweifellos eine Rolle in der in den ›Divan‹-Noten gewürdigten »Aufklärung« über Indien gespielt, und zwar offensichtlich eine weit größere als die Sanskritstudien von den nichtreisenden Schlegels, Franz Bopp und Wilhelm von Humboldt, auf die der Kommentar der Frankfurter Goethe-Ausgabe verweist (Abt. 1, Bd. 3/2, S. 1563).

Allerdings: bei aller »Gesprächsbereitschaft und völligen Offenheit auch dem Fremdesten gegenüber«[15] hing der Weimaraner auch stark an seinem engumgrenzten Habitat im Drei-Läden-Städtchen im seemöwenfreien Kleinstaat, vertraut mit seinen Sammlungen, seinen wissenschaftlich und literarisch interessierten Mitbürgern, der geliebten thüringischen Landschaft und der Geborgenheit in seinem Haus zwischen öffentlichem Platz und Gemüsebeeten oder in seinem Landhäuschen, dessen Pforte hinter sich zu schließen er sich während der Campagne in Frankreich ganz ungeniert sehnte. Er hätte also, wie Gerhard Schulz plausibel gemacht hat, jedenfalls ab und an Ottilies (übrigens ambivalente) »Angst« vor der Welt unter Palmen geteilt und zur Lebensweisheit sublimiert, wenn auch nicht in Ottilies provinzialisierter Variante, sondern im Blick auf das veränderte europäische Selbstverständnis im Anschluss an die »große Öffnung in die weite Welt«.[16] Doch aufs Ganze gesehen hat er geistig enorm profitiert von jener aktuellen Horizonterweiterung.

Das gilt nicht zuletzt von den imaginären Reisen vom Haus am Frauenplan nach Indien einschließlich Nepal und Ceylon (Sri Lanka). Unter Goethes »Morgenlandfahrten« ist der Subkontinent zwar kaum so prominent wie das von Katharina Mommsen ermittelte Arabien und

14 Guthke, Goethes Weimar (Anm. 7), S. 108, 109, 115. Über Indien als vielbereiste Kolonie siehe Osterhammel, a.a.O., S. 102, 119.

15 Katharina Mommsen, Goethes Morgenlandfahrten, in: Goethe-Jahrbuch 116 (1999), S. 281–290, hier: S. 284.

16 Gerhard Schulz, Exotik der Gefühle. Goethe und seine Deutschen, München 1998, S. 55, 70; Guthke, Die Erfindung der Welt (Anm. 7), S. 198–201.

das ›Divan‹-Persien.[17] Sein Indienbild ist aber noch unzureichend bekannt, und das nicht nur, wenn auch überwiegend im Hinblick auf die reichhaltige neue Quelle; denn auch das bisher zugängliche Material müsste noch erschöpfend zusammengestellt und thematisch geordnet werden, was in dieser Studie immerhin nebenbei angestrebt wird.

Um das unvermessene Terrain der durch Hüttner vermittelten Indienkenntnis angemessen einzuschätzen, ist folglich zunächst eine Spurensuche auf dem keineswegs lückenlos genutzten Gelände des bereits Gedruckten unumgänglich, wenn auch nur in der Form eines Überblicks.

II. »Märchenhaft«, oder doch nicht?
Indien in Goethes Werken, Briefen, Tagebüchern und Lektüre

Einen kompetenten *tour d'horizon* des bisher Bekannten bot Johannes Mehlig 1998 auf drei Seiten im ›Goethe-Handbuch‹; hinzu kommen auf der gleichen Quellengrundlage eine Studie von Erich Jenisch aus dem Jahre 1923 sowie seitherige Überblicke mit je eigener thematischer Akzentsetzung.[18] Bestätigt wird damit, was bereits angedeutet wurde: hoch geschätzt wird die Literatur aus der Zeit des klassischen Sanskrit entsprechend dem Précis ›Indische und chinesische Dichtung‹ (WA I 42/2, S. 50 f.): Kalidasas Schauspiel ›Sakuntala‹, das Anregungen zu ›Fausts‹ Vorspiel auf dem Theater gab, und sein lyrisches Epos ›Meghaduta‹, also der 1814 von Horace Hayman Wilson ins Englische und 1818 von Georg Ludwig Theobul Kosegarten in Auszügen ins Deutsche

17 Mommsen, Goethes Morgenlandfahrten (Anm. 15), S. 281–290. Der gleichnamige Begleitband zu der Ausstellung, die Mommsens Vortrag eröffnete, enthält kein Kapitel über Indien, hrsg. von Jochen Golz, Frankfurt und Leipzig 1999.

18 Indien, in: Goethe-Handbuch, hrsg. von Bernd Witte u. a., Stuttgart 1996–1999, hier: Bd. 4, S. 521–524; dazu Mommsen, ebd., S. 817–819. Erich Jenisch, Goethe und das ferne Asien, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 1 (1923), S. 309–338; Norbert Mecklenburg, Die Buddhas von Bamian und der reine Osten, in: Wirkendes Wort 53 (2003), Heft 1, S. 5–15; René-Marc Pille, À la fracture du classicisme et du romantisme. L'Inde, sujet de discorde entre Goethe et Friedrich Schlegel, in: La Fascination de l'Inde en Allemagne, 1800–1933, hrsg. von Marc Cluet, Rennes 2004, S. 25–45; Anil Bhatti, Der deutsche Indiendiskurs. Ambivalenzen im deutschen Orientalismus des neunzehnten Jahrhunderts, in: German Studies in India, München 2006, S. 23–38.

übertragene ›Wolkenbote‹, der Goethe den Auftakt zu ›Howards Ehrengedächtnis‹ (1822) bescherte, sowie Jayadevas Gesänge ›Gitagovinda‹, übersetzt 1802 von Johann Friedrich Hugo von Dalberg und Friedrich Majer. Pierre Sonnerats ›Reise nach Ostindien und China‹ (1783; frz. 1782) vermittelte den Stoff für die quasi christlich eigenständige »indische Legende« ›Der Gott und die Bajadere‹ (1797) und die ebenso unhinduistische Eingemeindung der ›Paria‹-Trilogie (1824) im Sinne Weimarer Humanität.[19] Die ›Fabeln‹ des Bidpai schließlich »überbieten einander an Lebensklugheit und freieren Ansichten irdischer Dinge« (WA I 7, S. 77), während die »indischen Fabeln« in Olfert Dappers ›Asia oder ausführliche Beschreibung des Reichs des grossen Mogols und eines grossen Theils von Indien‹ (1681, niederländisch 1672) mit ihren zu weit vom »Wahren« entfernten »unförmlichen und überförmlichen Ungeheuern« des Ramayana-»Märchens« Goethe schon als jungen Mann in Frankfurt »nicht eigentlich poetisch befriedigen« konnten, wie es jedenfalls in der Rückschau in ›Dichtung und Wahrheit‹ zu lesen ist (WA I 28, S. 144). Den ersten Teil des ›Theater der Hindu's‹ (Weimar: Landes-Industrie-Comptoir, 1828), Oscar Ludwig Bernhard Wolffs Übersetzung von Horace H. Wilsons ›Select Specimens of the Theatre of the Hindus‹ (1827) aus der Sanskrit-Zeit, findet Goethe in einem Brief an den Übersetzer von 25. April 1829 allenfalls »höchst interessant« (WA IV 45, S. 255 f.); beredter ist sein Lob der altindischen »Erzehlung des Satananda« in seinem Schreiben an Carl Joseph Hieronymus Windischmann vom 20. April 1815 (WA IV 25, S. 274).

»Bewundernswürdig« sind drei Großwerke im Zentrum von Goethes Interesse – Kalidasas ›Sakuntala‹ und ›Meghaduta‹ sowie Jayadevas ›Gitagovinda‹ –, weil sie, wie es in ›Indische und chinesische Dichtung‹ heißt, »rein menschliche Verhältnisse« darstellen (WA I 42/2, S. 51). Das ist zugleich polemisch gemeint als Herabsetzung anderer indischer, namentlich hinduistischer Kulturphänomene, nämlich der »abstrusesten Philosophie« und »monstrosesten Religion«, von denen sich die Dichtungen fernhalten, soweit sie nicht zu ihrer »inneren Tiefe und äußern Würde« beitragen.[20]

19 Dazu E.M. Butler, Pandits and Pariahs, in: German Studies Presented to Leonard Ashley Willoughby, Oxford 1952, S. 26–51.

20 WA I 42/2, S. 50. Ähnlich an Sergej Graf Uwarow, 27. Februar 1811 (WA IV 22, S. 43 f.) und an A.W. Schlegel, 15. Dez. 1824 (WA IV 39, S. 43 f.).

Mit dieser Folie ist das zweite Generalthema von Goethes Indienbild angeschlagen, das zur Sprache zu bringen er über Jahrzehnte hin nicht müde wurde trotz gelegentlichen höflich toleranten Einlenkens etwa gegenüber Kosegarten am 30. Dezember 1819: »Den Maaßstab griechischer äußerer Wohlgestalt darf man freylich da nicht anlegen, wo von inneren großen Geisteigenheiten die Rede ist« (WA IV 32, S. 137) oder Wilhelm von Humboldt am 22. Oktober 1826 (WA IV 41, S. 204). Ein Paradebeispiel für die Animosität gegen indische Religion und ihre Vergegenwärtigung in der bildenden Kunst sind die ›Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des West-östlichen Divans‹. So deutlich Goethe, wie gesagt, Indien programmatisch in seine Konzeption globaler Bildung einschließt, so kategorisch schließt er »indische«, gemeint ist hinduistische Religion und religiöse Plastik aus, im Unterschied zur Literatur. »Indische« Religion, anders als persische, ist schlechthin »Götzendienst«, »verrücktmonstros«, die Philosophie wieder »abstrus« (WA I 7, S. 24 u. 30). Der mohammedanische Indien-Eroberer Mahmud von Gasna zog im Mittelalter mit Recht auf seine barbarisch-destruktive Art zu Felde gegen den hinduistischen »Götzendienst«, wie er sich in der Kunst darstellte mit ihren »ungeheuren, fratzenhaften Bildern, deren hohler Körper mit Gold und Juwelen ausgefüllt erfunden ward […]. Noch jetzt sind die indischen Ungeheuer jedem reinen Gefühle verhaßt […]. Die indische Lehre taugte von Haus aus nichts, sowie denn gegenwärtig ihre vielen tausend Götter […] den Unsinn jeder Leidenschaft fördern und die Verrücktheit des Lasters, als die höchste Stufe der Heiligkeit und Seligkeit, begünstigen« (WA I 7, S. 43 f.). Fazit, in ›Makariens Archiv‹: »Zu sittlicher und ästhetischer Bildung […] werden [»indische Alterthümer«] uns wenig fruchten« (WA I 42/2, S. 201).

Ein weiteres Reservoir von Goethes seinerzeit nicht ungewöhnlicher[21] Animosität gegen die hinduistische Religion und ihre Vergegenwärtigung in der bildenden Kunst sind Sprüche im zweiten Teil der ›Zahmen Xenien‹ aus den zwanziger Jahren. Auch hier wird die Verehrung des »Seelenverwandten« Kalidasa (WA I 3, S. 251) kontrastiert mit den »Ungeheuern« der Religion. »Die Indischen Götzen sind mir ein Graus«; ob mit Elefantenrüssel oder in Schildkrötengestalt:

21 Vgl. Osterhammel, Unfabling (Anm. 13), S. 499 f.

»keine Bestien in dem Götter-Saal! […]. Viel Königs-Köpf' auf Einem Rumpf, […] man fühlt weder Natur noch Gott« (WA I 3, S. 250 f., 257). Was hinter dieser Polemik gegen solche Phantastik als Geschmacks- und Denknorm aufscheint, ist unverkennbar das von der griechisch-römischen Antike und dem Goetheschen Stilideal der »Gegenständlichkeit« geprägte Menschen- und Götterbild der deutschen Klassik, das Winckelmann vermittelt hatte (vgl. WA IV 25, S. 274 f.). Hingegen: an Georg Sartorius am 28. Februar 1814: »indische […] Gestalten« würden »desto heiliger« geglaubt, »je mehr überflüssige Glieder daran prangen« (WA IV 24, S. 181).

Wohl gibt es in Gesprächen und Briefen über das erwähnte diplomatische Einlenken hinaus auch hier und da, selten genug, bei allem Bildersturm auch Momente der halbherzigen Anerkennung der philosophischen und religiösen Kultur Indiens, die für Goethe Eckermann zufolge »nichts Fremdes« habe;[22] sogar für das Kastenwesen bringt er einmal Verständnis auf, und »große Menschen« aus vorchristlicher Zeit, in denen die »Kraft Gottes wirksam gewesen sei«, habe es nicht nur unter »einigen großen Juden«, sondern auch unter Indern (und anderen Asiaten) gegeben.[23] »Die herrlichsten Ansichten über Welt-[,] Menschen- und Culturgeschichte« findet er selbst in Friedrich Schlegels – ihn im übrigen unangenehm als »christ-katholisch« berührendem – Opus ›Über die Sprache und Weisheit der Indier‹, wenn auch vermutlich vornehmlich in der Dichtung, wo er »unendlichen Geist und Weisheit in den indischen Sagen« zu schätzen wusste.[24] A.W. Schlegels Besuch in Weimar 1827 »eröffnete uns manchen Ausblick nach Indien«, berichtet der Weimaraner am 21. September 1827 an Sulpiz Boisserée, »und ich will gern gestehen, daß ich mich nicht unwillig wohl einmal dort hinüber führen lasse; wenn ich mich auch mit den leidigen hochmüthig-häßlichen Frömmlingen so wie ihren vielköpfig-vielarmigen Göttern keineswegs befreunden kann, so sind doch ihre

22 Zu Eckermann, 17. Februar 1829, anlässlich eines Gesprächs über Colebrooke; doch siehe zu Goethes Ambivalenz allem Fremden gegenüber Guthke, Goethes Weimar (Anm. 7), S. 20 f., Anm. 13.

23 Zu Eckermann, 15. Juli 1827; 11. März 1832.

24 An Zelter, 22. Juni 1808 (WA IV 20, S. 86); Goethes Gespräche, hrsg. von Wolfgang Herwig, 5 Bde., München 1998, hier: Bd. 2, S. 1093. Siehe auch oben S. 16 zu Bidpai und an Knebel, 17. Sept. 1817 (WA IV 28, S. 252).

Apsaren in dem Grade liebenswürdig, daß man sie gern mit den Augen verfolgt, wo nicht gar wie ihre himmlischen Bewunderer um ihretwillen ganz zu Auge werden möchte« (WA IV 43, S. 73). Aber auf Ganze gesehen, fallen solche Äußerungen, besonders die prinzipiell schwer zu beglaubigenden gesprächlichen, sofern sie nicht eindeutig Dichtung meinen, kaum ins Gewicht – bei aller sonstigen Verständnisbereitschaft gegenüber Diversität in Goethes Konzept globaler Bildung.[25]

Doch dieser Eindruck ist auch wieder beschränkt, da er dem weiten Spektrum des intensiven Interesses des späten Goethe nicht gerecht wird. Diese Weite deutet sich schon an in der erwähnten Bemerkung zu der »Erzehlung« oder dem »indischen Gedicht« des Satananda: als »ein kostbares Document« von »großer Weisheit und Tiefe« und Schönheit gibt es zugleich Aufschluss über sozial-politische Spannungen »in den indischen Verhältnissen«, nämlich »zwischen der königlichen und Priestergewalt« (WA IV 25, S. 274). Greifbar ist dieses über Dichtung hinausgehende Interesse in Goethes Lektüre von nicht-literarischen Werken, vor allem von Büchern über Landes-, Völker- und Kulturkunde Indiens, und zwar nicht nur von solchen der auf die Sanskrit-Zeit konzentrierten Indologie (»Goethe kannte […] fast alle bedeutenden Veröffentlichungen seiner Zeit über Indien«),[26] sondern auch von Werken über das »heutige« Indien, das zu studieren A.W. Schlegel 1820 in der Vorrede zum ersten Band seiner ›Indischen Bibliothek‹ als vordringlich thematisierte (S. X) und das Goethe u.a. in seiner bekannten Kritik, Lord Bristol gegenüber, an der brutalen britischen Kolonialpolitik im Blick gehabt haben dürfte.[27] Eher kurios, aber kaum nichtssagend und asymptomatisch ist im Rückblick auf Friedrich Schlegels Sterbebett und »in Indien möcht' ich selber leben« (s. o. S. 8) seine sachlich wohlinformierte Bitte an den Jenaer Bibliothekar Heinrich Carl Abraham Eichstädt 1817 um eine »Karte von Indien«, die er dann auch schon am nächsten Tag in Augenschein nimmt (WA IV 28, S. 42 und III 6, S. 28).

Überwältigend jedoch ist das Beweismaterial für Goethes Interesse am »Leben in Indien« seiner Zeit (dessen »Schilderung« in Hockleys

25 Dazu Guthke, Die Erfindung der Welt (Anm. 7), S. 68–71.

26 Jenisch, Goethe und das ferne Asien (Anm. 18), S. 315, vgl. S. 313. Er nennt S. 311–313 die wichtigsten Werke.

27 Zu Eckermann, 17. März 1830; Gespräche (Anm. 24), Bd. 2, S. 904; Bd. 3/2, S. 593–595.

Roman ›Pandurang Hari‹ er 1826 »sehr interessant« fand)[28] in der in dieser Studie erstmalig erschlossenen handschriftlichen Quelle, Hüttners Inhaltsangaben von neuerschienenen Indien-Büchern. Goethe studierte diese ausführlichen »Relationen« aufmerksam und ließ daraufhin die betr. Bücher nach Weimar kommen, die er dann sogleich in die Hand bekam und jedenfalls zum Teil las, manchmal auch kommentierte. Aber schon aus den leicht zugänglichen gedruckten Quellen seiner Indien-Kenntnis hätte man entnehmen können, dass erneut zu überdenken ist, was aus allzu flüchtiger und beschränkter Vertrautheit mit Goethes Lektüre behauptet wurde, dass nämlich der Weimaraner Weltbewohner sich »far less« für »Hindus« (und Chinesen und Ägypter) interessiert habe als für andere außereuropäische Völker (»Persian, Arabian, Judaic«).[29]

In Goethes Privatbibliothek[30] standen außer literarischen Werken aus der Sanskrit-Zeit wie ›Sakuntala‹, ›Gitagovinda‹, ›Theater der Hindu's‹ und ›Nala‹ auch linguistische und verwandte indologische Veröffentlichungen einschließlich William Jones' ›Poeseos Asiaticae commentariorum libri sex‹ (1777), Arnold Hermann Ludwig Heerens Polemik gegen A.W. Schlegel ›Etwas über meine Studien des alten Indiens‹ (1827), ferner Friedrich Schlegels ›Über die Sprache und Weisheit der Indier‹ (1808) und Wilhelm Dorows ›Die indische Mythologie‹ (1821), aber auch Schriften über die keineswegs durchweg erfolgreiche und verständnisvolle Missionierung in Indien. Von spezifisch völker- und landeskundlichem Interesse an Indien, wie es in dieser Studie im Vordergrund steht, sind Olfert Dapperts bereits erwähntes, »aus alten und neuen Land- und Reise-Beschreibungen […] zusammengetragenes« ›Asia oder Ausführliche Beschreibung des Reichs des grossen Mogols und eines grossen Theils von Indien‹ in der Übersetzung von Johann Christoff Beer (1681), ferner John Davys ›Reise im Innern der Insel Ceylon‹ aus dem ›Ethnographischen Archiv‹, XV (1821), das ›Supplement au voyage de M. [Pierre] Sonnerat dans les Indes orientales et à

28 Ebd., Bd. 3/2, S. 43 (23. Mai 1826).

29 Arthur R. Schultz, Goethe and the Literature of Travel, in: Journal of English and Germanic Philology 48 (1949), S. 445–468, hier: S. 459 f. Siehe auch unten Anm. 37.

30 Hans Ruppert, Goethes Bibliothek. Katalog, Weimar 1958, S. 108 f., 255–257, 281, 402 f., 586–588, 594.

la Chine‹ (1785)[31] und eine Rezension von A.H.L. Heerens ›Über die Indier‹ (1815) sowie schließlich Christoph Meiners' ›Untersuchungen über die Verschiedenheiten der Menschennaturen in Asien und den Südländern, in den Ostindischen und Südseeinseln‹ (3 Bde., 1811–1815).

Buchbesitz deutet natürlich nicht zweifelsfrei auf Lektüre oder auch nur Interesse (zwei von Meiners' Bänden z.B. blieben »größtenteils unaufgeschnitten«, Geschenke wurden vielleicht bloß angeblättert). Nur hin und wieder verweist der Katalog der Privatbibliothek denn auch auf Lesespuren in Tagebüchern oder Briefen. Eine deutlichere Sprache sprechen jedoch die vielen Entleihungen von älteren und neueren völker- und landeskundlichen Werken aus der Weimarer (und in einem Fall aus der Jenaer Büttnerschen) Bibliothek. Sogar von Gruppenlektüre hört man: 1782 gründete Goethe einen Lesezirkel, der sich dreimal wöchentlich zur Diskussion von Raynals ›Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes‹ (1770) treffen sollte.[32] Vollständig wird die Lektüre allerdings auch nicht unbedingt durch Entleihungen dokumentiert, da etwa Sonnerats ›Reise nach Ostindien und China‹ (1783) erst 1810 und 1821 ausgeliehen wurde, aber schon den Stoff für »Der Gott und die Bajadere« (1797) geliefert hatte. Auch Friedrich Johann Justin Bertuchs ›Neue Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen zur Erweiterung der Erd- und Völkerkunde‹ und Friedrich Alexander Brans ›Ethnographisches Archiv‹, ›Miscellen‹ und ›Minerva‹ sind denkbare Quellen; überdies soll Goethe den Herzog für Indien interessiert haben, »so daß dieser von seinen Reisen indische Literatur mitbrachte«.[33]

In Jena entlieh Goethe im Mai 1816 die deutsche oder französische Übersetzung von Robert Knox' auch brieflich, im Gespräch und Tagebuch kommentiertem[34] Bericht ›An Historical Relation of the Island of

31 Zu Sonnerat siehe Goethe-Handbuch (Anm. 18), Bd. 1, S. 291, 478 f.; Bd. 4, S. 522, 524, 817.

32 An Knebel, 5. Mai 1782 (WA IV 5, S. 320). Siehe auch das Register des Goethe-Handbuchs zu Raynal.

33 Jenisch, Goethe und das ferne Asien (Anm. 18), S. 314.

34 Karl Bulling, Goethe als Erneuerer und Benutzer der Jenaischen Bibliotheken, Jena 1932, S. 22. WA IV 27, S. 21 (an Riemer, 25. Mai 1816: »Ceylon nunmehr immer interessanter werden muß« dank des Buches von Knox); Gespräche (Anm. 24), Bd. 2, S. 1140; Lektüre: WA III 5, S. 233 (18.–20. Mai 1816); WA I 36, S. 106 (Tag- und Jahreshefte).

Ceylon, in the East Indies: Together with an Account of the Detaining in Captivity of the Author and Divers Other Englishmen Living There, and of the Author's Miraculous Escape: Illustrated with Figures, and a Map of the Island‹ (London: Richard Chiswell, 1681).

Von den laut ›Goethe-Handbuch‹ »über vierzig Entlehnungen« von Büchern über »Indisches« (Bd. 4/2, S. 817) aus der herzoglichen Bibliothek in der Zeit von 1778 bis 1832, die in Keudells ›Goethe als Benutzer der Weimarer Bibliothek‹ (s. o. Anm. 6) verzeichnet sind, können die altindischen literarischen Werke und die indologische Fachliteratur sowie die naturwissenschaftlichen Werke wie John Edward Grays ›Illustrations of Indian Zoology‹ (Bd. 1, 1830) und Benoît de Maillets ›Telliamed, ou Entretiens d'un philosophe Indien avec un missionaire François sur la diminution de la mer [...]‹ (1755) hier übersprungen werden ebenso wie die viele Weltgegenden umfassenden Kompendien wie Erasmus Franciscis ›Neu-polirter Geschicht-Kunst- und Sitten-Spiegel ausländischer Völcker‹ (1670). Johann Wolfgang Heydts ›Allerneuester geograph- und topographischer Schauplatz von Africa und Ostindien‹ (1744) betrifft das niederländische Hinterindien; Johannes de Laets ›Novus orbis‹ (1633) wird bei Keudell irrtümlich als »descriptio [...] Indiae orientalis« statt »occidentalis« verzeichnet. Von Interesse sind im folgenden die Indien einschließlich Nepal und Ceylon (nicht aber die schon im Titel unspezifisch ganz Asien oder den ganzen Orient) thematisierenden unter den landes- und völkerkundlichen Werken der Weimarer Bibliothek, die ihren virtuell reisenden Chef so ansprachen, dass er sie sich laut Ausweis von Keudells Verzeichnis ins Haus holte. Die bereits erwähnten Publikationen dieser Art wie Dappers ›Asia oder [...] Indien [...]‹ (ausgeliehen 1794) und Sonnerats ›Reise nach Ostindien‹ (ausgeliehen 1810 und 1821) werden nicht noch einmal aufgeführt. Die im folgenden verzeichneten, für diese Studie einschlägigen Titel sind nach Keudells Katalog der Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek angegeben, korrigiert und erweitert unter Zuhilfenahme des Internets und des Katalogs der Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek. Die Reihenfolge ist die der Entlehnungsdaten. Die meisten der hier aufgelisteten Indien-Bücher kamen in den Jahren von 1813 bis 1830 ins Haus am Frauenplan und verblieben dort in der Regel geraume Zeit (Wochen und Monate). Das ist insofern von Belang, als sich diese Zeitspanne deckt mit der, in der die bisher unerschlossene Quelle für Goethes Indien-Kenntnis fließt.

Bei den vor 1813 ausgeliehenen Werken handelt es sich um:

1. Philipp Baldaeus, Wahrhaftige ausführliche Beschreibung der berühmten Ost-Indischen Küsten Malabar und Coromandel, als auch der Insel Zeylon: samt dero angräntzenden und untergehörigen Reichen […]; benebst einer umständlichen und gründlichen Entdeckung der Abgötterey der Ost-Indischen Heyden, Malabaren, Benjanen, Gentiven, Bramines [et]c., Amsterdam: Johannes Janssonius von Waesberge und von Someren, 1672. Ausgeliehen 1794. Übersetzt aus dem Niederländischen. Keudell Nr. 49.
2. Wouter Schouten, Ost-Indische Reyse: worin erzehlt wird viel gedenckwürdiges, und ungemeine seltzame Sachen, bluhtige See- und Feld-schlachten wieder die Portugisen und Makasser; Belägerungen, Bestürmungen und Eroberungen vieler fürnehmen Städte und Schlösser; wie auch eine eigendliche Beschreibung der fürnehmsten Ost-Indischen Landschaften, Königreiche, Inseln und Städte; ihre Gesetze, Sitten, Religion, Kleidung; Jtem: der Tiere, Früchte und Gewächse […], Amsterdam: Jacob van Meurs und Johannes van Someren, 1676. Ausgeliehen 1794. Übersetzt aus dem Niederländischen von J.D. Keudell Nr. 50.
3. William Hodges, Reisen durch Ostindien, während der Jahre 1780, 1781, 1782 und 1783, Hamburg: Hoffmann, 1793. Ausgeliehen 1800. Übersetzt aus dem Englischen von F.L.W. Meyer. Keudell Nr. 203.

Seit 1813 bleibt der Strom der Buchausleihungen bis 1830 stetig:

4. George Viscount Valentia und Henry Salt, Reisen nach Indien, Ceylon, dem rothen Meere, Abyssinien und Aegypten: in den Jahren 1802, 1803, 1804, 1805 und 1806, Erster Theil [Indien, Ceylon], Weimar: Landes-Industrie-Comptoir, 1811. Ausgeliehen 1813. Übersetzt aus dem Englischen von Friedrich Rühs. Keudell Nr. 817. (Nr. 766 u. 845: Kupferstich-Band der Originalfassung Voyages and Travels to India, Ceylon, the Red Sea, Abyssinia and Egypt, in the Years 1802, 1803, 1804, 1805 and 1806, London: Rivington und London: Hansard, 1811, Bd. 4. Ausgeliehen 1812 und 1813.)
5. Marie Elisabeth de Polier, Mythologie des Indous […], Rudolstadt: Librairie de la Cour, und Paris: F. Schoell, 1809. 2 Bde. Ausgeliehen 1815. Keudell Nr. 986.

6. Neueste Beiträge zur Kunde von Indien, hrsg. von T.F. Ehrmann, Weimar: Landes-Industrie-Comptoir, 1806. 3 Bde. Ausgeliehen 1815. Übersetzt aus dem Englischen und Italienischen. Keudell Nr. 987.
7. Johann Arnold Kanne, System der indischen Mythe, oder Chronus und die Geschichte des Gottmenschen in der Periode des Vorrückens der Nachtgleichen […], Leipzig: Weygand, 1813. Ausgeliehen 1815. Keudell Nr. 988.
8. Thomas Maurice, Indian Antiquities: or Dissertations: Relative to the Ancient Geographical Divisions […] of Hindostan; […] Intended as Introductory to the History of Hindostan, upon a Comprehensive Scale, London: Maurice, 1794–1796. 6 Bde. Ausgeliehen 1815. Keudell Nr. 989.
9. Cérémonies et Coutumes Religieuses de tous les Peuples du Monde, seconde partie du tome premier, contenant des dissertations sur les pratiques religieuses des Indiens Orientaux, hrsg. von Jean Frédéric Bernard u.a., Amsterdam: Bernard, 1723. Ausgeliehen 1815. Keudell Nr. 990.
10. Thomas und William Daniell, A Picturesque Voyage to India by Way of China, London: Longman, 1810. Ausgeliehen 1818. Keudell Nr. 1141. WA III 6, S. 200, 207.
11. Abraham-Hyacinthe Anquetil-Duperron, Reise nach Ostindien: nebst einer Beschreibung der bürgerlichen und Religionsgebräuche der Parsen; als eine Einleitung zum Zend-Avesta, dem Gesetzbuch der Parsen durch Zoroaster, Frankfurt a.M.: Garbe, 1776. Ausgeliehen 1818–1819. Übersetzt aus dem Französischen von Johann Georg Purmann. Keudell Nr. 1155.
12. Thomas und William Daniell, Oriental Scenery: Containing […] Views of the Architecture, Antiquities, and Landscape Scenery of Hindoostan, 5 Bde., London: Daniell, 1812–1815. Ausgeliehen 1821–22, 1823. Keudell Nr. 1419, 1492.
13. Thomas Daniell, Hindoo Excavations in the Mountains of Ellora, near Aurungabad, in the Decan: in Twenty-Four Views from the Drawings of James Wales, under the Direction of Thomas Daniell, London: Daniell u.a., 1816. Ausgeliehen 1823. Keudell Nr. 1493.
14. Johann Sigmund Wurffbain, Vierzehen Jährige Ost-Indianische Krieg- und Ober-Kauffmanns-Dienste. In einem richtig geführten Journal- und Tage-Buch: In welchem viel denckwürdige Begeben-

heiten, wohlbeglaubte Erzehlungen fern entlegener Länder und dero Einwohner, annehmliche Beschreibungen ausländischer Gewächse und Thiere, deutliche Erklärungen […] vorgestellet werden. […] An den Tag gelegt von J.P. Wurffbain, Sulzbach: Lichtenthaler und Nürnberg: Endter, 1686. Ausgeliehen 1824. Keudell Nr. 1527.

15. [William Browne Hockley,] Pandurang Hari, or Memoirs of a Hindoo, London: Whittaker, 1826. 3 Bde. Ausgeliehen 1826. Keudell Nr. 1710.
16. James Baillie Fraser, Views of Calcutta, and its Environs. From Drawings Executed by James Baillie Fraser, London: Smith & Elder, 1826. Ausgeliehen 1827. Keudell Nr. 1839.
17. François Balthazar Solvyns, Les Hindous, Bd. 2, Paris: Nicolle, 1810. Ausgeliehen 1827. Keudell Nr. 1853.
18. James Tod, Annals and Antiquities of Rajast'han, or the Central and Western Rajpoot States of India, Bd. 1, London: Smith, Elder and Co. 1829. Ausgeliehen 1830. Keudell Nr. 2116.

Von älteren, außer Indien größere Teile des Orients behandelnden Werken nennen die ›Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des West-östlichen Divans‹ außer den fiktionalisierten ›Travels of Sir John Mandeville‹ und Barthélemy d'Herbelots ›Bibliothèque orientale‹ (Keudell Nr. 945, 1075, 1162) die folgenden:

Marco Polo, Reise in den Orient während der Jahre 1272 bis 1295, Rönneburg u. Leipzig: Schumann u.a., 1802. Ausgeliehen 1813 und 1819. Keudell Nr. 867, 1225.

Pietro della Valle, Reiß-Beschreibung in unterschiedliche Theile der Welt […], Genf: Widerholt, 1674, Theil 4 [über Indien]. Ausgeliehen 1815 und 1819. Keudell Nr. 980 und 1224.

Jean-Baptiste Tavernier, Les six voyages en Turquie, en Perse, et aux Indes […], Utrecht: Guillaume van de Water und Poolsum, 1712. 2 Bde. Ausgeliehen 1815. Keudell Nr. 996.

Jean de Chardin, Voyages en Perse et autres lieux de l'Orient […], Amsterdam: Aux depens de la Compagnie, 1735. 2 Bde. Ausgeliehen 1815 und 1816. Keudell Nr. 961 und 1028.

III. Neues aus Weimarer Manuskripten
Import völker- und landeskundlicher Bücher aus England

Wieweit Goethe, enzyklopädischer Gewohnheitsleser, der er zeitlebens war, die genannten Bücher, die er besaß oder auslieh, auch mit einiger Gründlichkeit gelesen oder bloß angeblättert hat, darüber lässt sich nur spekulieren und damit auch über das Bild, das ihm von der vielgestaltigen Welt Indiens vermittelt wurde, selbst wenn das Tagebuch oder ein Brief die Lektüre vermerkt, nämlich nur ganz knapp in der Regel und ohne Aufschluss über Inhalt oder Eindruck oder Reaktion. Auch warum er sich die betr. Bücher überhaupt vorgenommen hat, bleibt im Dunkel.

Mehr Neugier erregend als aussagehaltig sind auch die knappen Hinweise auf kulturell »Indisches«, und zwar vornehmlich »Hindustanisches« in den Tagebüchern, selbst wenn der Kommentar in Jochen Golz' akribisch detektivischer Monumentalausgabe der Tagebücher ihr Aufschlusspotential erläutert. Sie rangieren von »eßbaren indianischen [sic] Vogelnestern« (WA III 6, S. 64, 65) bis zu »Schiffahrt der Indier« (WA III 4, S. 288), von Claudius »Buchanans Christenthum in Indien« (WA III 5, S. 211; Keudell Nr. 1031) bis zu »Indischer Geographie« (WA III 6, S. 27, 29), von »Gespräch über indische Philosophie und Poesie« mit Wilhelm von Humboldt (WA III 10, S. 286) bis zur Unterhaltung mit einem ungenannten Gesprächspartner »über die indischen Angelegenheiten« (WA III 9, S. 164; siehe auch unten S. 41 f. zu »Bildern« und »Landschaften« von Indien).

Alles Vorausgehende ist jedoch entgegen bisher möglicher Auffassung weit davon entfernt, uns eine auch nur annähernd vollständige Vorstellung zu vermitteln von dem, »was Goethe von Indien wußte«,[35] und zwar vor allem von dem Indien seiner Zeit.

Ungleich ergiebiger für das Bild, das der Weimaraner Weltbewohner sich über mehr als ein Jahrzehnt hin in seinen späten Jahren von Indien machen und in seinen Äußerungen an andere weitervermitteln konnte, ist die bereits *en passant* gestreifte, für das Indien-Thema bisher nicht ausgewertete handschriftliche Quelle, die gleich nach der Aufhebung der – nicht zuletzt auch geistigen, die Weltliteratur in Goethes Wort-

35 Siegfried Kratzsch, Goethe und Indien, in: Indien in der deutschen literarischen Tradition, hrsg. von Heinz Mode und Hans-Joachim Penke, Halle 1979 (= Wissenschaftliche Beiträge der Universität Halle-Wittenberg 10), S. 18–31, hier: S. 18.

verstand bedrohenden – Kontinentalsperre im Jahre 1814 zu fließen beginnt und bis zu Herzog Carl Augusts Tod 1829 (für Goethes Indien-Kenntnis bis Ende 1826) unvermindert strömt. Und zwar hat diese Ressource, wie angedeutet, zu tun mit der Anschaffung von englischen Neuerscheinungen für die herzogliche Bibliothek, womit Carl August Goethe als deren leitenden Aufsichtsbeamten mit Nachdruck betraut hatte.[36] Unvergleichlich mehr als alle anderen Zeugnisse widerlegen die durch diese Quelle erschließbaren Einsichten nicht nur den bisher üblichen, aus Buchentleihungen gewonnenen Eindruck, dass Goethes Interesse an Reiseliteratur und ähnlichen Werken kaum der indischen Kultur gegolten habe; sie widerlegen auch die Meinung, dass er, wenn er die weniger »zivilisierten« Weltgegenden in seiner Lektüre dennoch zur Kenntnis nahm, nicht in nennenswerter Weise nach landes- und völkerkundlichen und sozialen Besonderheiten der »bewohnten Welt« Ausschau gehalten habe, vielmehr so gut wie ausschließlich nach naturwissenschaftlich Relevantem, also etwa Fakten der Botanik, Meteorologie, Mineralogie und Zoologie.[37]

Mittelsmann der Anschaffungen für die Weimarer Bibliothek war der erwähnte Johann Christoph Hüttner. Vielseitig gebildet, weit gereist und umtriebig, schrieb er für verschiedene mehr oder weniger wissenschaftliche deutschsprachige Zeitschriften über Themen der »großen Öffnung in die weite Welt« und fungierte mit denselben Themen als Herausgeber der von 1800 bis 1806 erschienenen aktuellen Anthologie ›Englische Miscellen‹, die Goethe in seiner Privatbibliothek stehen hatte.[38] Als Übersetzer war er u.a. verantwortlich für das ›Hindu Gesetzbuch oder Menu's Verordnungen […]‹ aus der englischen Übertragung von William Jones (Weimar: Industrie-Comptoir, 1797). Die Vermittlertätigkeit dieses »important cultural broker«, den Herzog Carl August 1814 als seinen Londoner »Correspondenten« verpflichtet hatte, für die Weimarer Lesekultur hat nach langer Verschollenheit des Quellenmaterials in den letzten Jahren in bezug auf einige landes- und menschenkundliche Themen erstmals detaillierte Aufmerksamkeit ge-

36 Dokumentation: Guthke, Goethes Weimar (Anm. 7), S. 28, 32–34.

37 Schultz, Goethe and the Literature of Travel (Anm. 29), S. 459 f., 464.

38 Ruppert Nr. 309. Über Hüttners kosmopolitischen Journalismus siehe Karl S. Guthke, Ein Weltmann aus Deutschland, in: ders., Die Reise ans Ende der Welt (Anm. 13), S. 161–189.

funden.[39] Von September 1814 bis Mai 1829 hat er auf ca. 3000 Quartseiten Buchberichte über englische Neuerscheinungen auf so gut wie allen Wissensgebieten einschließlich schöner Literatur geliefert und damit einen »enormous influence […] upon classical Weimar« ausgeübt. Insbesondere hat er, so liest man, »Goethe's range of thinking« derart erweitert, dass er »extended his vision beyond national bounds«; ja: diese Informationsquelle »contributred more in that direction than any other factor, and [it] may be considered the leading source for Goethe's conception of world-citizenship and world-literature.«[40] Am ehesten trifft dieses Urteil über Hüttners Bedeutung im »geistigen Handelsverkehr« (WA I 42/1, S. 187) zu auf die in seinen Berichten prominente Sparte »Länder- und Völkerkunde« (aber auch »Erdkunde« und »Geschichte«), also auf seine Vermittlung von Publikationen über außereuropäische Weltgegenden an Goethe und über ihn an so manche Bürger in Weimar, wo »sich gebildete und bedeutende Freunde der Länder- und Völkerkunde befinden«, wie Goethe einmal schreibt (WA IV 32, S. 115). Die Weimarer Bibliothek, die er systematisch weitesten Kreisen zugänglich machte, hatte Reisebeschreibungen schon seit langem zu einem Schwerpunkt ihrer Bestände gewählt, und für die Beschaffung von Werken dieser Gattung war Hüttner in London ideal plaziert. Denn, wie er gleich in einem seiner ersten Buchberichte, im August 1815, versichert: »Die gelehrte Welt erwartet mit Recht von den

39 Siehe Guthke, Auch ich in Afrika!. Weltbewohnen in Goethes Weimar, in: ders., Geistiger Handelsverkehr. Streifzüge im Zeitalter der Weltliteratur, Tübingen 2015, S. 93–120, ders., Goethes Reise zu den Antipoden. Weltbewohnen in Weimar, in: ders., Die Reise ans Ende der Welt (Anm. 13), S. 190–210, und ders., Goethes Reise nach Spanisch-Amerika. Weltbewohnen in Weimar, Göttingen 2016 (= Kleine Schriften zur Aufklärung 18), sowie Goethes Reise nach Nordamerika. Weltbewohnen in Weimar, in: Jahrb. FDH 2019, S. 114–182. Geringfügige Überschneidungen hinsichtlich der Rolle Hüttners ließen sich nicht immer vermeiden. Entdeckt wurden Hüttners Buchreferate von Walter Wadepuhl, Hüttner, a New Source for Anglo-German Literary Relations, in: Germanic Review 14 (1939), S. 23–27. Zur Biographie siehe Paul Gedan, Johann Christian Hüttner. Ein Beitrag zur Geschichte der Geographie, Diss. Leipzig 1898. Zitat: Osterhammel, Unfabling (Anm. 13), S. 233.

40 Wadepuhl, Hüttner (Anm. 39), S. 26 f.; Echo bei Catherine W. Proescholdt, Johann Christian Hüttner (1766–1847). A Link between Weimar and London, in: Goethe and the English-Speaking World, hrsg. von. Nicholas Boyle und John Guthrie, Rochester, NY 2002, S. 100–110, hier: S. 109.

Engländern, als dem ersten seefahrenden Volke, die wichtigsten Reisebeschreibungen aus entfernten Welttheilen«, und im Frühjahr darauf noch einmal: »Da die Engländer, wie jetzt die Sachen stehen, wegen ihrer Schiffahrt, Reichthümern und Reiseliebe die meisten Nachrichten von entfernten und selten besuchten Weltgegenden liefern, so fragt das Ausland nach ihren Reisebeschreibungen eher und häufiger als nach allen ihren übrigen literarischen Produkten.«[41] So waren unter den durch Hüttners Vermittlung nach Weimar und speziell in Goethes Gesichtskreis gelangten Werken mit besonderer Betonung und in erheblichem Umfang Reisebeschreibungen, »Sittengemälde« und ähnliche Werke in englischer Sprache, und zwar über die Jahre hin prominent auch solche über außereuropäische Weltgegenden, über die fremden »Welttheile«, deren Kenntnis 1828 in der ›Novelle‹ als Voraussetzung für zeitgemäße Bildung gilt (s.o. S. 9). Es ist keine Übertreibung, daraus zu schließen, dass Hüttners Referate über solche Bücher, die Goethe, Bewunderer englischer »Weltkenntniß«, der er war, anschaffen ließ, einen erheblichen Beitrag nicht nur zur Lesekultur im »Athen an der Ilm«, sondern auch zur eigenen »Weltkunde«,[42] namentlich zu ihrer Erweiterung auf weit bis ins zwanzigste Jahrhundert als »primitiv« verleumdete Kulturen, geleistet haben und damit zu seiner »globalen Bildung«, wie sie an der Zeit war, und dementsprechend auch zu seiner »Menschenkunde«. War es doch in dieser Zeit nicht mehr so sehr die Ambition der exotischen Reiseliteratur und verwandter Bücher, den Reiz des Abenteuers zu vermitteln als vielmehr, »die Natur des Menschen […] in mehreres Licht zu setzen«, wie es in Georg Forsters Vorrede zu seiner ›Reise um die Welt‹ heißt. Wie durch Forsters begierig aufgenommene mündliche Berichte so wurde Goethe, dem Nicht-Reisenden im nicht-kolonisierenden, landumschlossenen Kleinstaat, durch die Londoner Buchberichte das kategorisch »Andere«, aber vielleicht doch zumindest Verwandte aus der großen weiten Welt jenseits der europäischen Grenzen erfahrungsfrisch ins Haus gebracht: verlockend, beunruhigend, herausfordernd, Vertrautes in Frage stellend.

41 Die in zwölf Quartbänden gebundenen Berichte Hüttners befinden sich im Thüringischen Hauptstaatsarchiv Weimar unter der Signatur »Großherzogliches Hausarchiv A XIX, Nr. 149, 1« plus Kleinbuchstaben, die die Bände bezeichnen. Die beiden zitierten Stellen: a:14 und a:79 (d.h. 1. Band, S. 14 bzw. 79). Orthographie und Zeichensetzung (auch fehlende) werden im folgenden nicht normalisiert.

42 S.o. Anm. 5. »Weltkenntniß«: s.o. Anm. 12.

Der Geheimrat war, um noch ein Wort zur Verfahrensweise dieses Buchverkehrs zu sagen, der Hauptverantwortliche für die Auswahl der aus Hüttners Angebot für Weimar zu bestellenden Bücher, nominell in Absprache mit dem Herzog, der manchmal die Initiative ergriff, gelegentlich auch gemeinsam mit Goethe über Bestellungen entschied und die Rechnungen beglich. Da Carl August jedoch nach eigenem Zeugnis nicht genug Englisch konnte, um ein englisches Buch zu lesen, muss seine Einflussnahme auf Anschaffungen grundsätzlich indirekt gewesen sein, aber aktiv in dem ihm wichtigen Sinne, dass er Goethe instruierte, Reisebeschreibungen bevorzugt zu bestellen und manche davon an den Jenaer Verleger Bran weiterzuleiten mit der Anweisung oder Empfehlung, sie *in toto* oder auszugsweise übersetzen zu lassen und in seinen Zeitschriften ›Ethnographisches Archiv‹, ›Minerva‹ und ›Miscellen‹ zu veröffentlichen, wo er sie dann mühelos zur Kenntnis nehmen konnte; aber auch für Bertuchs ›Neue Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen‹ war Goethe oft der Vermittler von Hüttners Angeboten.[43] So hat er Hüttners Referate, vom Herzog zu »aufmercksamster Durchlesung« angehalten, kritisch und wiederholt konsultiert[44] und aus solcher Vertrautheit mit dem Inhalt der Werke angegeben, welche anzuschaffen seien. Wir wissen also, anders als bei Ausleihungen und Büchern aus eigenem Besitz, was genau Goethes Interesse erweckte. Er war es dementsprechend auch, der die Bücher in Empfang nahm und »studirte«, manchmal auch mit Hüttners Referat verglich und, wenn sie seinen Erwartungen nicht entsprachen, zurückschicken ließ.[45] Die Tagebücher reflektieren denn auch öfters die Lektüre der ihn persönlich besonders interessierenden Reisebeschreibungen, die durch Hüttner nach Weimar kamen. In seinen Werken aus diesen Jahren, vor allem im ›West-östlichen Divan‹ und wohl auch in den ›Wanderjahren‹,

43 Dokumentation von Goethes Rolle: Guthke, Goethes Weimar (Anm. 7), S. 27–34, 41–45, 53.

44 WA III 8, S. 11, 57 (beide 1821); Keudell Nr. 1770, 1808 (Ausleihung 1826 und 1827 von Bänden von »Hüttners Berichten«). Siehe auch Guthke, Goethes Weimar (Anm. 7), S. 27–29, 41–44. Zu dem Wunsch des Herzogs: Briefwechsel des Herzogs-Großherzogs Carl August mit Goethe, hrsg. von Hans Wahl, Bd. 2, Berlin 1916, S. 209 (22. März 1818; zu einem bestimmten Referat).

45 Empfang: WA III 7, S. 151 (»studirt«) u. ö. (Guthke, Goethes Weimar [Anm. 7], S. 43); Vergleich: WA III 8, S. 11; Rücksendung: Gespräche (Anm. 24), Bd. 3/2, S. 265.

lassen sich Anregungsspuren solcher Reisebücher nachweisen.[46] Was aber den Ausschlag dafür gab, dass Goethe überhaupt erst dieses oder jenes von Hüttner ausführlich referierte Buch (im Unterschied zu anderen, auch thematisch verwandten) wichtig und interessant genug fand, um es für Weimar (und sich) zu bestellen, war natürlich das Bild, das ihm Hüttner von diesen englischen Neuerscheinungen in seinen Berichten zu machen wusste. Darauf kam Goethe offenbar alles an, und allem Anschein nach hat Hüttner sich, wie er manchmal in seinen Begleitbriefen mehr als nur durchblicken lässt, mit diesen Referaten entsprechend redlich Mühe gegeben, indem er eigene Meinungen zurücktreten ließ vor sachlicher Information. Goethe bekundete seinen »lebhaftesten Dank für [solche] Förderung« (WA IV 28, S. 139).

IV. »Hindostan« in Goethes Gegenwart
Perspektiven intensiver Lektüre seit 1814

Zu den von Hüttner referierten und daraufhin von Goethe bestellten Reisebeschreibungen und verwandten Publikationen gehören, wie gesagt, zahlreiche und, wie aus der gleich folgenden Liste zu entnehmen, in fast allen Fällen sehr ausführlich vorgestellte über Indien, Nepal und Ceylon (Sri Lanka); es sind Berichte – insgesamt dreiundzwanzig – über manchmal jahrelange Expeditionen, diplomatische Gesandtschaften, Missionsunternehmungen, Privatreisen und naturwissenschaftliche Erkundungen, oft in Tagebuch-Form und mit *in extenso* eingestreuten Auskünften von Einheimischen oder dort zeitweilig amtierenden Engländern, in einigen Fällen auch mit Rückblicken von jahrelang in Indien lebenden Europäern auf ihren Encounter mit dem Subkontinent und seinen Bewohnern und Kolonialherren. Als derartige Quellen strotzen jedenfalls zahlreiche dieser Bücher geradezu von Erfahrungsgehalt hinsichtlich der konkreten Lebensverhältnisse von Weißen und Indern. Denn Hüttners Gewährsleute, die Verfasser der von Goethe ausgewählten Bücher, waren ein entschieden (bis zum Widerspruch) vielstimmiger Chor, und sie bereicherten ihre Texte überdies oft mit zahlreichen Illustrationen von Landschaften, Bauwerken sowie von Einheimischen

46 Nachweise bei Guthke, Goethes Weimar (Anm. 7), S. 89–106 über den ›Divan‹; S. 55–87 über die Lesespuren im Tagebuch.

in ihren Lebensumständen – auch ein selbständiger Bildband ist dabei –, die ihre Wirkung auf Goethe, den Augenmenschen *par excellence*, nicht verfehlt haben dürften. Nicht überraschend ist denn auch, dass der Weimaraner, zwar ohne den Hüttnerschen »Handelsverkehr« zu erwähnen, die »bedeutenden Werke« der Engländer besonders zu schätzen wusste, »wodurch wir Indien immermehr kennen lernen«, wie er am 28. Oktober 1817 an Johann Heinrich Meyer schreibt (WA IV 28, S. 293). Schließlich erschienen, berichtete Hüttner 1824, »alljährlich viele und gute Werke über Ostindien« (h:1); die Beziehung zu Goethes Stichwort »Aufklärung« über Indien (s. o. S. 14) stellte Hüttners ebenfalls her, wenn er im selben Jahr an die »gelehrten Vereine in Ostindien« und die »asiatischen Gesellschaften in Paris und London« erinnert, die »sowohl den Orientalisten, als den Freunden der Aufklärung überhaupt schätzbare Beyträge zur Kenntniß dieses Welttheils liefern« (h:57).

Wie also sah bei Hüttner und somit für Goethe das Bild des von Briten bereisten, verwalteten, beherrschten und nach eigenem Verständnis zu »civilisierenden« Indien oder »Hindostan« aus? Indien nimmt in der Reisekultur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts generell eine eigene Stellung ein, sofern die Exotik der Elefanten und Tiger, des farbenfrohen Menschengewimmels, der Gurus auch und der berückenden Landschaft sich die Waage hält mit der nicht weniger exotischen Prachtentfaltung der Maharadschas und Nabobs – aber auch mit dem Suttee (Sati), der zeremoniellen Witwenverbrennung und anderen inhumanen Praktiken. In Hüttners Buchreferaten kann man nachlesen, aus zweiter Hand zwar, doch mit der Aura der Erfahrungs- und Wirklichkeitsnähe, was dazu zu berichten war, nicht selten mit geradezu schriftstellerischem, ja: Goetheschem Blick für das vielsagende, bis zum Kuriosen konkrete Detail, für Vignetten, Anekdoten und »human interest« – Schnappschüsse aus dem Alltag der Kolonisierer und Kolonisierten und ihres Mit- und Gegeneinanders.

Kein Wunder, dass Goethe Bücher, die ihm infolgedessen für seine Interessen besonders aufschlussreich erschienen, nach Weimar kommen ließ und in manchen Fällen auch kommentierte. *Embarras de richesse* ohne Frage, aber bei seinem persönlichen Interesse an diesem »Handelsverkehr« war auch die Ansicht im Spiel, die er 1811 anlässlich des ›Reisejournals eines Engländers‹ aus dem Nachlass des Malers Philipp Hackert so formuliert hat:

> Ein jeder, der in der Ferne ein Land studiren will, er habe es früher nun selbst gesehen oder nicht, wird immer so viel Zeugen aufsuchen als er nur kann, deren Menge in diesem Fall nur interessanter ist, weil sowohl die verschiedenen Zeiten, in welchen sie beobachtet, als die verschiedenen Standpuncte, woraus sie die Gegenstände angesehen, dem Betrachtenden und Urtheilenden sehr zu statten kommen. (WA I 46, S. 327)

Das dürfte ganz besonders für die Kenntnis von Land und Leuten in Übersee und nicht zuletzt Indien gelten, die der Londoner Korrespondent vermittelte. Einen Leitfaden mag da die Frage bieten, wieweit er seinem Leser Goethe, ähnlich Albrecht von Haller etwa, »die Alterität des Fremden zugunsten des Universalen [»dem zufolge alle Menschen immer und überall einander gleichen«] relativiert«,[47] oder ob der Blick Richtigeres sieht, der, ähnlich wie bei Wieland zum Beispiel, als wesentliche Qualität Diversität wahrnimmt, nämlich »Goethes enorme Aufgeschlossenheit für andere Völker«, seine »Hinwendung zu fremden Nationen«, sein »echtes Interesse für andere Kulturen«, seinen »Respekt Fremdem gegenüber und seine Anerkennung des Andersartigen«; oder war es eher ein bloßes »Dulden«?[48] Den weiteren Rahmen bildet dabei das kontrovers bewertete Thema der Eurozentrik oder Weltoffenheit der deutschen Klassik (s. u. S. 75 und Anm. 68).

Darüber hinaus haben Hüttners Referate den aparten Reiz, dass sie immer noch nur als Manuskript existieren (eine in den 1930er Jahren von Walter Wadepuhl geplante Edition kam nicht über nicht erhaltene Vorarbeiten hinaus).[49] So kann der heutige Leser von Hüttners säuberlich in Kurrentschrift beschriebenen Quartblättern sich den akademi-

47 Gonthier-Louis Fink, Weltbürgertum und Weltliteratur, in: Goethe und die Weltkultur, hrsg. von Klaus Manger, Heidelberg 2003, S. 173–225, hier: S. 176, 180. Zu Haller siehe das Zitat Seite 10; es folgt dort: es gelte die »Verschiedenheit […] wegzuwerfen« und das für die Stimme der Natur zu halten, »worinn alle Völker miteinander übereinstimmen« (Sammlung kleiner Hallerischer Schriften, 2. Aufl., Bern: Emanuel Haller, 1772, Bd. 1, S. 136).

48 Katharina Mommsen, »Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen«. Goethe und die Weltkulturen, Göttingen 2012, S. 9 f. Siehe Guthke, Die Erfindung der Welt (Anm. 7), S. 55–58, 69 (»dulden«); Bhatti, Der deutsche Indiendiskurs (Anm. 18), S. 33; zu Wieland s. o. S. 10.

49 Dazu eine mündliche Äußerung von Catherine Proescholdt, zitiert in Guthke, Goethes Weimar (Anm. 7), S. 10, Anm. 2.

schen Frisson leisten, Goethe ein bisschen voyeurhaft über die Schulter zu schauen und mitzudenken, was dem Geheimrat bei der Lektüre durch den Kopf gegangen sein könnte. Etwa: wären die fremden Völker in entlegenen Regionen, speziell also die Inder, über die die Ansässigen und die Reisenden und deren Informanten zu berichten wussten, vielleicht die in der zeitgenössischen Literatur oft gefeierten »edlen Wilden«, die Adarios Lahontans? Oder hoch, aber anders kultiviert? Oder wären sie eher de Pauws Barbaren, einem Thoas, dem unmenschlichen König der Taurer an der Grenze der europäisch kultivierten Welt, vergleichbar, der jeden an seine Küste verschlagenen Fremden blutgierigen Göttern zu opfern pflegte? Und wirkte nicht auch unter den »Barbaren« hier und da vielleicht eine Iphigenie, konkret zum Beispiel in Gestalt von Missionaren – so dass auch die Einheimischen in Wald und Wüste die »Stimme der Menschlichkeit« zu vernehmen vermochten, die, wie Goethes Drama lehren will, »jeden« und schließlich selbst Thoas umwandeln würde zum Inbild des Menschen als »edel, hilfreich und gut«? Aber waren die Europäer, einschließlich der missionierenden Geistlichen, die um 1800 mit den Eingeborenen in Kontakt kamen, den Reiseberichten zufolge ihrerseits vielleicht gerade nicht ein solcher Ausbund zivilisierter Tugenden »reiner Menschlichkeit«, wie das *siècle des lumières* sie für sich reklamierte, sondern eher das rousseausche Schreckbild der Zivilisation als Scheitern von »épurer les mœurs«? Fragen über Fragen – und besonders aktuell, seit Edmund Burke (das sei wiederholt) in seinem berühmt gewordenen Brief an den Historiker William Robertson vom 9. Juni 1777 postuliert hatte: »knowledge of human Nature« vermittle nicht mehr die Geschichte, sondern »the Great Map of Mankind«, die jetzt vor uns ausgebreitet sei.[50] Hüttners Referate englischer Berichte über Indien bieten der Reflexion da ein reiches Anschauungsmaterial, das in den nicht-seefahrenden Territorien des europäischen Kontinents Seltenheitswert besaß und unabweislich zu kritischem Denken herausforderte.

Die von Goethe ausgewählten Referate und die entsprechenden Bücher über das »wunderseltsame Ostindien« (e:96), die er – offenkundig nicht nur aus bibliothekarischer Verantwortung, sondern auch aus persönlichem Interesse – anschaffen ließ, gruppieren sich über die Jahre

50 S. o. S. 10.

hin um charakteristische thematische Schwerpunkte. Zunächst: wie ist in dieser für die Briten »ganz neuen Welt« (e:96) die natürliche, aber auch durch die indigene wie auch die europäische Zivilisation gestaltete Umwelt beschaffen, in der die Einheimischen und die aus ihrem klimatisch gemäßigten Habitat verpflanzten Weißen in den üppigen Landschaften der Tropen, aber auch in der Öde unter den Gipfeln des Himalaja ihr Leben hinbringen? Welche Flora und Fauna umgibt sie von Ceylon bis Kaschmir? Sodann: wie steht es um die dort Aufgewachsenen? Die große und oft wiederkehrende Rolle, die die indigene Bevölkerung der unterschiedlichen Regionen in Hüttners Inhaltsangaben und damit in Goethes auswählendem Erkenntnisinteresse spielt, ist keineswegs einförmig. Je nach der Einstellung der Buchautoren, die sich sowohl auf die Urteile der kolonisierenden Weißen über verschiedene Bevölkerungsgruppen wie auch auf deren Selbstverständnis und Beurteilung der britischen administrativen und militärischen Herrschaft berufen, profilieren sich Inder, wenn schon nicht als »edle Wilde«, so doch als achtunggebietende Träger einer hohen Kultur eigenständigen Gepräges oder aber als zu erbärmlicher physischer und geistiger Armut und Rückständigkeit, heruntergekommen, wenn nicht gar als dem Abschaum der Menschheit zumindest verwandt, sei es im theatralisch-ostentativen Luxus der Fürsten oder in der körperlichen und seelischen Grausamkeit von religiös sanktionierten Praktiken: Nicht weit von englischen Kathedralen lodern die Scheiterhaufen des Suttee (h:5).

Das wirft natürlich ein Licht zurück auf die Europäer, die sich ihre Bilder machen. Die ersten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts sind, wie Hüttner durchaus bewusst ist (e:97, c:16^{v}, g:154^{v} u.ö.), eine Wendezeit im offiziellen Selbstverständnis des britischen Imperialismus: von den »Missethaten« und »Gräueln« (c:13, 13^{v}) der rücksichtslos kommerziellen Nutzung der kolonialen Ressourcen in der Zeit von Hastings und Clive zur Schulterung der »white man's burden« als des aufgeklärt humanitären Zivilisationsauftrags im Sinne etwa von Condorcet und (im Hinblick auf Indien) Henry Thomas Colebrooke und Raynal.[51] Wer in dieser Zeit über den kolonisierten Subkontinent be-

51 Osterhammel, Unfabling (Anm. 13), S. 513–517 (Wendezeit 1790–1830). Zu Goethes Vertrautheit mit der »Philosophie« des Indologen Colebrooke siehe Goethe-Handbuch (Anm. 18), Bd. 4, S. 524; Eckermann, 17. Februar 1829 (siehe Anm. 22) und Jenisch, Goethe und das ferne Asien (Anm. 18), S. 315.

richtet und überdies die Kolonisierten zu Wort kommen lässt, kann nicht umhin, über die Weißen zu sprechen, die sie verwalten, beherrschen und »zivilisieren«. Er wird dabei die eigene Einstellung zum Beobachteten zumindest durchblicken lassen und entsprechend urteilen über die humanitär zivilisierenden oder ausbeuterisch repressiven Praktiken der Kolonialherren, sei es der britischen Regierung oder der selbstherrlichen East India Company (die in neuster Zeit wieder, wie schon im achtzehnten Jahrhundert, kritisch ins Blickfeld gerückt worden ist).[52] Wird etwa die hohe mitmenschliche Kultur mancher einheimischer Gruppen als korrektives Vorbild gesehen für die zu Brutalität und Gewinnsucht heruntergekommenen Repräsentanten der »gesitteten« Welt, die Hüttner mit diesem Wort oft beschwört? Die krass repressive Handels-, Verwaltungs- und Militärpolitik kommt wiederholt in Hüttners Referaten zur Sprache, und dass diese Akzente mitbestimmend waren für Goethes auswählendes Interesse, ist nicht von der Hand zu weisen, wenn man sich an seine erwähnten Äußerungen zu Lord Bristol erinnert, in denen er seiner Empörung auch Ausdruck gab mit der exzentrischen Variante Vergleichender Literaturwissenschaft: ›Werther‹ sei für weniger Blutvergießen verantwortlich gewesen als die britische Kolonialherrschaft.[53] Oder ist der Spieß umzukehren, etwa gegen den Usus der Witwenverbrennung, die keineswegs, woran Hüttner erinnert, immer freiwillig erfolgte (g:168^{v}–169^{v})? Wer sind also hier die wahren Barbaren?

Eine Teilantwort verspricht die Frage: wie leben die Europäer, die Briten, miteinander im kolonialen Alltag jenseits aller imperialer Prachtentfaltung? Wie ist es, auch abgesehen von ihrer Haltung gegenüber Nicht-Weißen, sei es als Verächter oder als kulturelle Heilsbringer, um ihre menschlichen Qualitäten bestellt? Wie weit ist es her mit »gesitteter« Lebensweise und »Civilisation«, so fragt sich auch Hüttner, wenn er zum Beispiel von der Unbedarftheit und Unreife der geldscheffelnden Teenager oder Twenty-Somethings, den Parvenus im Indian Service, spricht (d:76^{v}).

Dass in Hüttners »Relationen« auch darüber aus verschiedenen, ja: manchmal einander widersprechenden Perspektiven berichtet wird, kann

52 Osterhammel, Unfabling (Anm. 13), Register; William Dalrymple, The Anarchy. The Relentless Rise of the East India Company, New York 2019.

53 Siehe Anm. 27.

für Goethe als nachdenklichen Leser nur ein Vorteil gewesen sein.[54] Zu Hüttners Gewährsleuten zur Landes- und Völkerkunde gehörten unter Ansässigen, Reisenden und Besuchern und den für die sprichwörtlich gewordenen wenigen Monsune unter fremdem Himmel stationierten Briten mindestens je ein Historiker, Arzt, Naturforscher, Diplomat, East-India-Company-Funktionär, Offizier, Missionar, höherer Regierungsbeamter, Explorer und Illustrator wie auch ein Romanschriftsteller und eine »gebildete Frau« mit Blick für »Dinge, welche die Männer irrigerweise unter ihrer Würde halten« (g:9–9^{v}). Die Gattungen ihrer Veröffentlichungen rangieren von Memoiren über Tagebuch und Rechenschaftsbericht bis hin zum umfassenden historiographischen Werk und zur Kompilation zur Landesgeschichte und -wirtschaft. Überwiegend sind, auch innerhalb mehrerer dieser Gattungen, die Reisebeschreibungen vielerlei Art mit kontrastvoll reichhaltigen Lebensbildern, die Hüttner anschaulich zu machen versteht.

V. Goethes Auswahl aus aktuellen Indien-Büchern Bibliographische Übersicht[55]

Heyne, Benjamin, Tracts, Historical and Statistical, on India, with Journals of Several Tours through Various Parts of the Peninsula: also, an Account of Sumatra, in a Series of Letters, London: Robert Baldwin and Black, Parry and Co., 1814. a:3 (September 1814).

54 Siehe das Zitat oben S. 33.

55 Die Liste beruht auf dem Gesamtverzeichnis in Guthke, Goethes Weimar (Anm. 7), S. 107– 141. Weitaus die meisten dieser Bücher beschrieb Hüttner in der Sparte »Länder- und Völkerkunde«. Die Quellenangaben beziehen sich auf die zwölf Bände der Hüttnerschen Berichte (s. o. Anm. 41). Die in Klammern stehenden Daten (Monat, Jahr) sind die dieser Referate. Diesen Daten folgt die Anordnung der Titel. Die meisten der aufgelisteten Werke sind in der Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek (HAAB) vorhanden. Ausnahmen: die von Sherer und Huggins sowie ›Hindoostan‹; diese wurden jedoch ebenfalls bestellt, wie aus einer ihrerseits unvollständigen Bestellliste für die Jahre 1820–1827 zu entnehmen ist (s. dazu Guthke, Goethes Weimar, S. 33, letzter Absatz der Fußnote 30, 55, 117, Anm. 66). Hinweise auf Hüttners Briefe zu seinen Angeboten beziehen sich auf die Bände D500b und D500e im Thüringischen Hauptstaatsarchiv Weimar. Hüttners bibliographische Angaben sind oft ungenau und unvollständig. Sie wurden

Elphinstone, Mountstuart, An Account of the Kingdom of Caubul, and its Dependencies in Persia, Tartary, and India; Comprising a View of the Afghaun Nation, and a History of the Dooraunee Monarchy, London: Longman, etc., 1815. a:56–60^{v} (Dezember 1815). Erwähnt in den Tag- und Jahresheften für 1817 und in den ›Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des West-östlichen Divans‹ (WA I 36, S. 129; I 7, S. 216). Lektüre Juni 1817 (WA IV 6, S. 60, 64, 65), vermutlich von Geschichte der englischen Gesandtschaft an den Hof von Kabul im Jahre 1808 in Bertuchs Neuer Bibliothek, Bd. 9 u. 10, übers. von Friedrich Rühs, 1817. Ausleihe des Originals 1818 (Keudell Nr. 1164).

Mill, James, The History of British India, London: Baldwin, Cradock, and Joy, 1817, 3 Bde. c:10–16^{v} (März 1819).

Hamilton, Francis (»formerly Buchanan«), An Account of the Kingdom of Nepal, and of the Territories Annexed to this Dominion by the House of Gorkha, Edinburgh und London: Archibald Constable, etc., 1819. c:84–84^{v} (September 1819). »Acta«. Miscellen Bd. 22, 1820. Korrespondenz mit Bran WA IV 32, S. 115, 117 f., 315. Lektüre Dezember 1819 (WA III 7, S. 121).

Fraser, James Baillie, Journal of a Tour through Part of the Snowy Range of the Himala Mountains, and to the Sources of the Rivers Jumna and Ganges, London: Rodwell & Martin, 1820. d:46–48 (Juli 1820). »Die Himala-Kupfer betrachtet« (WA III 7, S. 261, 22. Dez. 1820) bezieht sich auf Frasers »hierzu gehörige« Views of the Himala Mountains, London: Rodwell & Martin, 1820, angeboten in einer Fußnote zu d:48 ohne Referat, nach verworrener Bestell-

ergänzt und berichtigt anhand der Originale bzw. der Online-Kopien oder des Online-Katalogs der Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek. (Deren goethezeitlicher Bestand wird gegenwärtig aufgearbeitet.) Zu dem Hinweis auf »Acta« (Goethes Buchsendungen an F.A. Bran) siehe Paul von Bojanowski, Goethe und Bran, in: Goethe-Jahrbuch 21 (1900), S. 101–108. *EA* meint das von Bran in Jena herausgegebene ›Ethnographische Archiv‹ (die Bände für 1808 bis 1824 mit einer Ausnahme in Goethes Bibliothek, Ruppert Nr. 3932), *Miscellen* die ebenfalls von Bran in Jena herausgegebenen ›Miscellen aus der neuesten ausländischen Literatur‹ (die Bände für 1820–1831 größtenteils in Goethes Bibliothek, Ruppert Nr. 312), *Neue Bibl.* die ›Neue Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen zur Erweiterung der Erd- und Völkerkunde‹, hrsg. von Friedrich Johann Justin Bertuch. Gespräche: s. o. Anm. 24.

geschichte (vgl. WA IV 34, S. 54 f.) in Weimar angekommen, bestellt vom Herzog. Dazu Tagebücher. Historisch-kritische Ausgabe, hrsg. von Jochen Golz, Stuttgart 1998 ff., hier: Bd. 7/2, S. 1380. Gespräche (Anm. 24), Bd. 3/1, S. 593 (1823).

Hamilton, Walter, A Geographical, Statistical and Historical Description of Hindostan and the Adjacent Countries, London: Murray, 1820, 2 Bde. d:72^{v}–78 (September 1820). Bestellung an Hüttner, 21. Oktober 1820 (WA IV 33, S. 317).

Davy, John, An Account of the Interior of Ceylon, and of its Inhabitants. With Travels in that Island, London: Longman, etc., 1821. e:95–95^{v} (September 1821). EA, Bd. 15, 1821; dazu »Acta« und WA III 8, S. 156; in Goethes Bibliothek (Ruppert Nr. 4085).

[Sherer, Joseph Moyle,] Sketches of India: Written by an Officer for Fire-Side Travellers at-Home, London: Longman, etc., 1821. e:95^{v}–98 (September 1821).

Hindoostan, Containing a Description of the Religion, Manners, Customs, Trades, Arts, Sciences, Literature, Diversions, &c. of the Hindoos, Illustrated with Upwards of One Hundred Coloured Engravings. In Six Volumes, London: R. Ackermann, [1822]. f:32 (März 1822). »In sechs monatlichen Lieferungen, 1er Theil«). Empfangsbestätigung (»3 Bände«) WA III 8, S. 203. In der von Frederic Shoberl herausgegebenen Reihe ›The World in Miniature‹.

[Deane, A.,] A Tour through the Upper Provinces of Hindostan; Comprising a Period between the Years 1804 and 1814; with Remarks and Authentic Anecdotes, to which is Annexed a Guide up the River Ganges, with a Map from the Source to the Mouth, by A. D., London: C. and J. Rivington, 1823. g:9–11 (Januar 1824). Miscellen, Bd. 40, 1824.

[Wallace, Robert Grenville,] Fifteen Years in India; or, Sketches of a Soldier's Life, Being an Attempt to Describe Persons and Things in Various Parts of Hindostan. From the Journal of an Officer in His Majesty's Service, London: Longman, etc., ^{2}1823. g:86^{v}–87 (Mai 1823).

Dubois, Jean Antoine, Letters on the State of Christianity in India; in which the Conversion of the Hindoos is Considered as Impracticable, to which is Added, a Vindication of the Hindoos, Male and Female, in Answer to a Severe Attack Made upon Both by the Reverend *****, London: Longman, etc., 1823. g:140^{v}–143^{v} (September

1823). Lektüre Dezember 1823 (WA III 9, S. 161). Übersetzung (Neustadt: Wagner, 1824) in Goethes Bibliothek (Ruppert Nr. 2724).

[Mackworth, Digby,] Diary of a Tour through Southern India, Egypt, and Palestine, in the Years 1821 and 1822, by a Field-Officer of Cavalry, London: J. Hatch and Son, 1823. g:146–147^{v} (November 1823). EA, Bd. 27, 1825.

Malcolm, John, A Memoir of Central India; Including Malwa and Adjoining Provinces, with the History and Copious Illustrations of the Past and Present Condition of that Country, London: Kingsbury, 1823, 2 Bde. g:153^{v}–158 (November 1823).

Huggins, William, Sketches in India: Treating on Subjects Connected with the Government, Civil and Military Establishments, Characters of the European and Customs of the Native Inhabitants, London: John Letts, 1824. h:1–6 (März 1824).

Wallace, Robert Grenville, Memoirs of India: Comprising a Brief Geographical Account of the East Indies; a Succinct History of Hindostan, from the Most Early Ages to the End of the Marquis of Hastings' Administration in 1823. Designed for the Use of Young Men Going out to India, London: Longman, etc., 1824. h:32–33 (Mai 1824). Miscellen, Bd. 43, 1825.

Seely, John B., The Wonders of Elora; or, the Narrative of a Journey to the Temples and Dwellings Excavated out of a Mountain of Granite, and Extending Upwards of a Mile and a Quarter, at Elora, in the East Indies, by the Route of Poona, Ahmed-Nuggur, and Toka, Returning by Dowlutabad and Aurungabad; with Some General Observations on the People and Country, London: Whittaker, 1824. h:50–54 (Juli 1824).

Asiatic Journal and Monthly Register for British India and its Dependencies, London: W.H. Allen & Co., h:57–57^{v} u. h:33 (Juli 1824). »Gegenwärtig schon 103 Stücke.« Die ersten Hefte schickte Hüttner am 14. Juni 1816 (D500b, Bl. 7); Hefte von 1816–1828 in der HAAB, Weimar.

Fraser, James Baillie, Views of Calcutta, and its Environs. From Drawings Executed by James Baillie Fraser, London: Smith & Elder, 1826. h:71^{v} (Juli 1824, Ausgabe 1824, London: Rodwell and Martin). Ausgeliehen 1827 (Keudell Nr. 1839).

Forrest, Charles Ramus, A Picturesque Tour along the Rivers Ganges and Jumna, in India; Consisting of Twenty-Four Highly Finished and Coloured Views, a Map, and Vignettes, from Original Drawings

Made on the Spot; with Illustrations, Historical and Descriptive by Lieutenant-Colonel Forrest, London: R. Ackermann, 1824. i:33–35 (März 1825). Lektüre Juni 1825 (WA III 10, S. 69).

Price, William, Journal of the British Embassy to Persia: Embellished with Numerous Views Taken in India and Persia; also a Dissertation upon the Antiquities of Persepolis, Bd. 1, London: Kingsbury, Parbury, and Allen, 1825. i:88^{v}–91 (Juli 1825).

[Hockley, William Browne,] Pandurang Hari, or Memoirs of a Hindoo, London: Whittaker, 1826, 3 Bde. j:37^{v} (Januar 1826). Lektüre 1826 (WA III 10, S. 186 f.). Ausgeliehen 1826 (Keudell Nr. 1710). Lobende Erwähnung: WA IV 41, S 197, u. Gespräche, Bd. 3/2, S. 43 (beide 1826).

Duff, James Grant, A History of the Mahrattas, London: Longman, etc., 1826. 3 Bde. j:126^{v}–130 (September 1826).

VI. Zwischen Tropen und Himalaja
Landschaften, Flora und Fauna einer »ganz neuen Welt«

Schon vor den regelmäßigen Buchberichten Hüttners und anschließend auch außerhalb dieser Quelle bekunden Goethes Tagebücher ein waches Auge für indische Landschaften und ihre Tier- und Pflanzenwelt – bemerkenswert sicherlich für einen Menschen, für den die Tropen *terra incognita* waren ebenso wie das Hochgebirge, das den Montblanc um mehr als die Hälfte und den Brenner Pass um 6000 Meter übersteigt. So wurden 1797 »bey Gores [den englischen Langzeitbesuchern in Weimar] die Indostanischen Landschaften« betrachtet, später, 1822, auch Herrn »von Stein« die »indischen Landschaften vorgezeigt«, nachdem 1817 bereits die »Indischen Jagden« »verlangt« und dann im Laufe des Dezember nicht weniger als fünfmal zu »besehen« waren, nämlich ›Oriental Field Sports: Being a Complete […] Description of the Wild Sports of the East, and Exhibiting […] the Natural History of the Elephant, Rhinoceros, […] and other Undomesticated Animals‹ von Thomas Williamson mit Zeichnungen (»drawings«) von Samuel Howett (London: Orme, 1807).[56] Außer Landschaften tauchen in den Tage-

56 WA III 2, S. 76; 8, S. 160; 6, S. 143, 145, 146, 149, 151 (»Indische Jagden«). Ausleihe von ›Oriental Field Sports‹: Keudell Nr. 1121 (Dez. 1817 – Februar 1818).

büchern in der Zeit vor Hüttners Sendungen ferner »Indische Bilder« auf, von denen eins 1813 beschrieben wird: ein Pferd, »ein Raja reitets, Verschnittene führens« (WA III 5, S. 70 f.). Zu »gegenständlicher« Anschaulichkeit gelangen solche visuellen Begegnungen mit dem Subkontinent jedoch erst in den Relationen aus London.

Da diese Berichte Hüttners ausschließlich die Eindrücke und Erfahrungen von Nicht-Einheimischen in dem extrem fremden, »von Europa so sehr verschiedenen Welttheile« (g:9^{v}) der Tiger und Mangobäume referieren, überrascht es, dass, eher selten zwar, verschiedenen Beobachtern herzerwärmend Heimatliches auffällt, nämlich als »romantisch« oder ähnlich bezeichnete Landschaften. Heimatlich im Sinne von idyllisch menschenfreundlich ist etwa eine von den Weißen bevorzugte Feriengegend eine halbe Stunde »zu Wasser« außerhalb der brütenden Hitze von Calcutta mit ihrer »Reihe schöner mit hohen Baumgruppen-Heynen umgebenen Landhäusern« offenbar englischen Stils (h:1^{v}). Selbst Seelys Beschreibung des überwältigenden Erlebnisses der »Schönheit« der »unsterblichen«, angeblich alle Monumente der europäischen Antike übertreffenden Tempelarchitektur in den riesigen »Höhlen« im Gebirge bei Ellora nahe Aurangabad (heute ein Unesco World Heritage Centre) erlaubt einen Blick auf deren natürliche Umwelt: »die romantische Schönheit der Gegend« (h:51–51^{v}). In dem Bericht über Mountstuart Elphinstones diplomatische Dienstreise ins nordwestliche Grenzgebiet erfährt man über eine Stadt lediglich, dass sie in einem »großen romantischen Dattelheyne« liegt und dass ein nahegelegenes Dorf »eine unbeschreiblich romantische Lage« hat (a:57^{v}). Schon eine Seite später aber beeindrucken die »mehr als hundert Schuh« hohen »wundervollen Salzfelsen« und der »fast blutrothe Erdboden« – ein »seltsames Schauspiel«, vielleicht sogar »mahlerisch« wie ein Wasserfall in einer Abbildung in Charles Ramus Forrests »Prachtwerk« ›A Picturesque Tour along the Rivers Ganges and Jumna‹, das ein »treues Gemälde der entzückenden Naturscenen in Ostindien« enthält (i:33–33^{v}).

Doch die mehr oder weniger als heimatlich berührende »schöne«, ans Amoene grenzende Natur ist eher die Ausnahme und nur knapp bezeichnet statt ausgemalt. Bände spricht, dass die »entzückenden Naturscenen in Ostindien« kaum Gainsborough oder Constable suggerieren, vielmehr »ewig in der Herrlichkeit der gewaltigen asiatischen Sonne glühen«, umgeben von Pagoden, und dass das höhergelegene Ferienidyll bei Calcutta sich »mitten aus einer Wüste erhebt«. Was auf

den ersten Blick als romantisch berühren mag, changiert ins allenfalls Wildromantische, doch eher Unwirtliche, Menschenfeindliche dieser exotischen Natur: unfruchtbare Einöde, wuchernder Dschungel, katastrophale Überschwemmung, »grause Wildniß« (d:47) des Höchstgebirges. In einem der frühesten und längsten Referate, über Elphinstones Gesandtschaft von Delhi nach dem in persischem Einflussbereich liegenden Königreich Kabul, dem heutigen Afghanistan, wird die Reise durch die Wüste Thar, auch »Great Indian Desert«, an der Grenze zum heutigen Pakistan ausführlich beschrieben, komplett mit Fata Morgana, aber auch mit allen ihren für Weimaraner unvorstellbaren Beschwernissen, vor denen sich »viele Leute in der Gesandtschaft so fürchteten, daß sie zu zwanzig und dreißig fortliefen«. Die Kamele sinken so tief in den Sand, »als ob es Schnee gewesen wäre«. Die »geringste Störung« zwingt die ganze, zwei englische Meilen lange Karawane zum »Stillstehen«, während Kletten »überall anklebten«. »Aber das größte Übel war der Mangel an Wasser«; der Genuss von wasserhaltigen Pflanzen und des »schlechten salzigen Wassers welches man hin und wieder fand«, führt selbst bei den Hindustanern zu Fieber und Dysenterie, »woran viele starben«. »Die Tage waren heiß und die Nächte sehr kalt« (a:56^{v}–57). Die ebenso menschenfeindliche Gegenwelt sind in der Regenzeit die Überschwemmungsgebiete, namentlich am Ganges, in dem die Leichen der »von ihren Verwandten ersäuften« Kranken treiben, wie William Huggins berichtet in seinen ›Sketches in India‹. »Der reißende Strom unterwühlt auch beständig die schwachen Uferdörfer, welche in großen Massen in die Überschwemmung fallen: ihr Gekrach hört man in großer Entfernung« (h:5–5^{v}).

Was Forrest hingegen in der Umgebung des Ganges und Jumna als bedrohlich überwältigende Natur erfährt, ist der Dschungel, der nur auf dem Rücken von Elefanten, »elf Fuß hoch« auf zwei Fuß hohem Sattel zu durchqueren ist; auf der Jagd überragen selbst die anderthalb Zoll dicken Grashalme den Jäger um sechs Fuß in kaum durchdringlichem »Dickicht«, wo man »unvermuthet auf einen Tiger stoßen könnte« (i:34–34^{v}). Das *non plus ultra* der Unwirtlichkeit ist das Himalaja-Massiv, dessen »Spitzen weit über die Gipfel der Andes hervorragen« (d:78), über die Humboldt Goethe hätte erzählen können (Abb. 1). Der geologische Rekord war zu erwarten, aber kaum die Detailfülle, die James Baillie Fraser ausbreitet in seinem ›Journal of a Tour through the Snowy Range of the Himala Mountains‹ ins Quellgebiet des Ganges

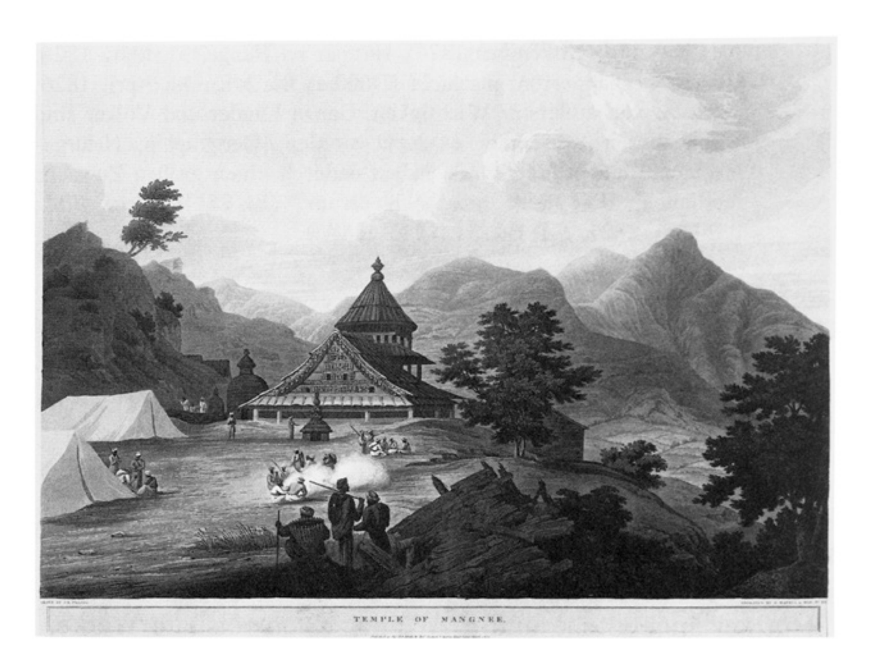


Abb. 1. Temple of Mangnee.
Aus: James Baillie Fraser, Views of the Himala Mountains, 1820
*(Bild: Harvard University, Houghton Library Pf [*46–102]).*

und Jumna. Die Symptome der Höhenkrankheit werden ausgiebig beschrieben: »Schwierigkeit des Athemholens« beim »unbeschreiblich mühsamen« Aufstieg mit zitternden Knien und heftigem Kopfschmerz; »manche mußten sich übergeben; viele ergriff eine solche Schwerfälligkeit, daß sie sogar mitten im Gehen einschliefen.« Das überzeugt die Bergsteiger, dass es »vielleicht unmöglich seyn würde, […] auch nur in die Nähe der Gipfel« zu gelangen – umso bemerkenswerter, dass fünfunddreißig Jahre zuvor vier- bis fünfhundert »Leute […] in das Chinesische Gebiet einfielen um dort Vieh zu stehlen«. Flüsse »laufen in Schluchten, deren Tiefe, Enge und grause Wildniß sich kaum beschreiben lassen. An die Schilderung der Gegend […] könnte sich nur ein Dichter wagen; aber auch er würde bald verzweifeln, so erhaben ist diese Natur.« Kein Wunder vielleicht im Hinblick auf dieses Schlüsselwort der Ästhetik des achtzehnten Jahrhunderts, dass das Gebirge

»heilig gehalten« wird, ja: einer der Berge, Panch Purbut, gilt bei den Hindus als Thron eines ihrer Götter (d:46–47^{v}).

Fraser erwähnt im Vorbeigehen auch die »ganz neuen« Pflanzen im Himalaja-Gebiet, nicht aber die beiden anderswo bei Hüttner außer dem Dschungelgras groß herausgestellten Überraschungen der indischen Vegetation: den Mangobaum und den Banyanbaum. Der erstere fesselt lang und breit die Aufmerksamkeit der erwähnten »gebildeten Frau«, A. Deane. Nicht nur sind Mangobäume, die vor den »brennenden Sonnenstrahlen« schützenden Blickfänger, da sie weithin die Landstraßen säumen, ihre Frucht ist auch unter allen dortigen die »nutzbarste und wohlschmeckendste«; als die Hauptnahrung der Einheimischen gilt sie als »nahrhaft und gesund […], weil der Hindu nichts als Wasser trinkt.« Ein einziges Glas Wein verursacht schmerzhaftes Fieber und Ausschlag (g:10–10^{v}). Ganz anders der »berühmte Banyan-Baum […], angeblich der größte in der Welt (den Milton im Verlorenen Paradieß beschreibt)«, eine Art tropischer Feigenbaum, der in Walter Hamiltons Indien-Kompendium profiliert wird anlässlich eines Exemplars: »Er hat 350 große Stämme (welche alle größer sind als die Englischen Eichen und Ulmen) und über 3000 kleine Stämme«, nach der Überlieferung der »Eingebohrenen« ist er 3000 Jahre alt, Schatten spendend für 7000 Menschen (d:77). In Forrests ›Picturesque Tour‹, wo der Baum (»Banian«) noch wortreicher beschrieben wird, bietet er sogar 10000 Personen Sonnenschutz (i:35–35^{v}). Dieses botanische Unicum könnte ins Wappen Indiens passen. Auf Sherer hingegen machen in den ›Sketches of India‹ außer dem »Banian-Feigenbaum« den stärksten Eindruck die exotischen »herrlichen großen Gewächse, der Pisang, die schöne Bambusstaude, die hohe Cocospalme, die wuchernde Aloe« (e:96).

Schließlich: wie ist es um die Tierwelt bestellt in diesen Landschaften mit ihrer fremden teils üppigen, teils kargen Vegetation? Dass Rinder den Hindus »hochheilig« waren, wird sich auch in Goethes Weimar längst herumgesprochen haben (g:142; vgl. WA IV 42, S. 221), weniger, dass unter dem Dach der Welt noch die sonstwo aussterbenden Bisons und Wisente ihr Dasein fristen (d: 47^{v}). Die von Dr. med. Davy als Sensation vermeldeten »unbekannten« Schlangen und Blutegel in Ceylon werden Weimarer Herzen jedoch kaum höher haben schlagen lassen (e:95^{v}); eher vielleicht die Vögel »von unvergleichlichem Gefieder«, die den Banyanbaum »bevölkern« (e:96). Anders faszinierend sind die »Raubvögel«, denen wegen der hohen Temperatur die Überreste der in

Bengalen überaus häufigen abendlichen Gastmähler vorgeworfen werden müssen, da die Dienstboten »aus religiösen Vorurtheilen« nichts genießen dürfen, was von einer anderen Caste zubereitet wurde: »ungeheure Schaaren« von Geiern, Krähen und exotischen Raubvögeln leben »aus diesem Umstande friedlich« mit den Menschen zusammen und »bedecken« Häuser und Gärten; »gefräßige Störche« kommen ihnen tagsüber zu Hilfe und nach Sonnenuntergang die »Pariah-Hunde«, Füchse und Schakale, die dann »aus den nahen Dickichten herankommen und durch ihr Geheul die Nacht furchtbar machen«. So das Handbuch ›A Geographical, Statistical, and Historical Description of Hindostan and the Adjacent Countries‹ von Walter Hamilton (d:75^{v}–76).

Aufhorchen lässt vor allem was Hüttner über Exoten wie den schon erwähnten Tiger und Elefanten im übermannshohen Dschungelgras zu erzählen weiß. Goethes Interesse an solchen Tieren der freien Wildbahn deutete sich schon, ohne die geringste weitere Auskunft allerdings, in den Tagebüchern an, wo die »Indischen Jagden« mehrfach auftauchten (s.o. S. 41). In Hüttners indischer Welt streifen sie nicht selten herum, und zwar in der Regel im Habitat der Menschen. Überraschend war in der um das Hotel »Elefant« gruppierten Kleinstadt vermutlich, dass der Dickhäuter in Indien üblicherweise nicht nur zu »Gelehrigkeit«, sondern auch zur Jagd »abgerichtet« wurde – nicht anders als gefährliche Raubtiere wie Panther und Leoparden (i:34; e:97, g:147^{v}), was dem späteren Verfasser der ›Novelle‹ aufgefallen sein dürfte. Ganz anders als solche Symbiose aber die Antibiose von Mensch und Raubtier im indischen Alltag. Denn Tiger und Schakale lauern nicht nur im Dschungelgras; sie machen auch das siedlungsnahe Terrain unsicher. Ein vielsagendes Beispiel ist der von einem »gebildeten Offizier« berichtete Fall des »berüchtigten Situ«, direkt im Anschluss an die Schilderung des »vornehmen« Lebensstils und der akademischen Bildungsmöglichkeiten in Benares. Situ war dort der »Anführer der fürchterlichen Gendarmen«, den »wilde Thiere zerrissen«, nachdem er aus einer von englischen Truppen belagerten Festung geflohen war. »Man sah sein Pferd einsam herumlaufen, und an einem abgelegenen Orte fand man seinen Körper, an welchem erst ein Tiger gefressen hatte, und den nachher die Schakalls zerrissen.« Was folgt, suggeriert eine nicht nur für Europäer bedrohliche Tier- und Menschenwelt unter tropischer Sonne, die auch die »entzückenden Naturscenen« bescheint: »Eines der größten menschlichen Ungeheuer fand so seinen verdienten

Lohn« (e:98). Auch das ist »Leben in Indien«, das Goethe in ›Pandurang Hari‹ so »interessant« fand (s. u. S. 60 f.). Oder nur ein Sonderfall? Wie sieht das größere Bild aus?

VII. Die Einheimischen
Glanz, Elend und Horror einer hohen Kultur

Die um 1800 nicht zuletzt auch in den deutschen Territorien aufblühende Indologie, die Goethe, wie gesagt, vor allem im Hinblick auf die altindische Literatur aufmerksam und bewundernd zur Kenntnis nahm, feierte die Sanskrit-Zeit als eine Ära höchster Kultur, die im Unterschied zu anderen außereuropäischen der europäischen keineswegs kategorisch unterlegen war. Seelys erwähnte atemlos begeisterte Schilderung der »Herrlichkeiten« der Tempelarchitektur in den riesigen Höhlen des Granitmassivs von Ellora in seinen ›Wonders of Elora‹ (Abb. 2) schlägt einen ähnlichen Ton an, der Goethe, Hüttners Referat lesend, trotz des Hinweises auf »Riesenfiguren der Hindu-Mythologie« sein oft zitiertes summarisches Urteil in ›Makariens Archiv‹ hätte überdenken lassen, dass »indische Alterthümer«, außer literarischen offenbar, zu »sittlicher und ästhetischer Bildung […] uns wenig fruchten« (WA I 42/2, S. 201). Denn die »Kunstschöpfung« der Hindus bei Ellora evoziert eine »längst verflogene Zeit« und ein »mächtiges Volk, das schon höchst gebildet war, als unsre eigenen Landsleute noch wie Barbaren in Wäldern und Wildnissen lebten«. Diese Tempel und dazugehörigen Bauten werden »von keinem alten Denkmale der bekannten Welt übertroffen«, und sie sind überdies »so vollkommen erhalten«, dass sie »viele tausend Jahre in demselben Zustande bleiben [werden], wenn unsre modernen Paläste, Kirchen pp. längst in Staub zerfallen seyn werden«. Überlebt hat offenbar ebenfalls die von Goethe, wie gesagt, nicht pauschal abgelehnte »Weisheit«, die geistige Kultur der hindustanischen Urheber der Wunderwerke von Ellora: christliche Bekehrungsversuche, wird in diesem Zusammenhang versichert, sind »ein ganz vergebliches Bemühen« (h:50–54).

Doch wie verhält es sich sonst in Goethes Gegenwart mit der indischen Kultur?

An den Fürstenhöfen changiert der Reiz der hohen geistigen und ästhetischen Kultur von ehedem von Glanz zu Glamour und Kitsch:

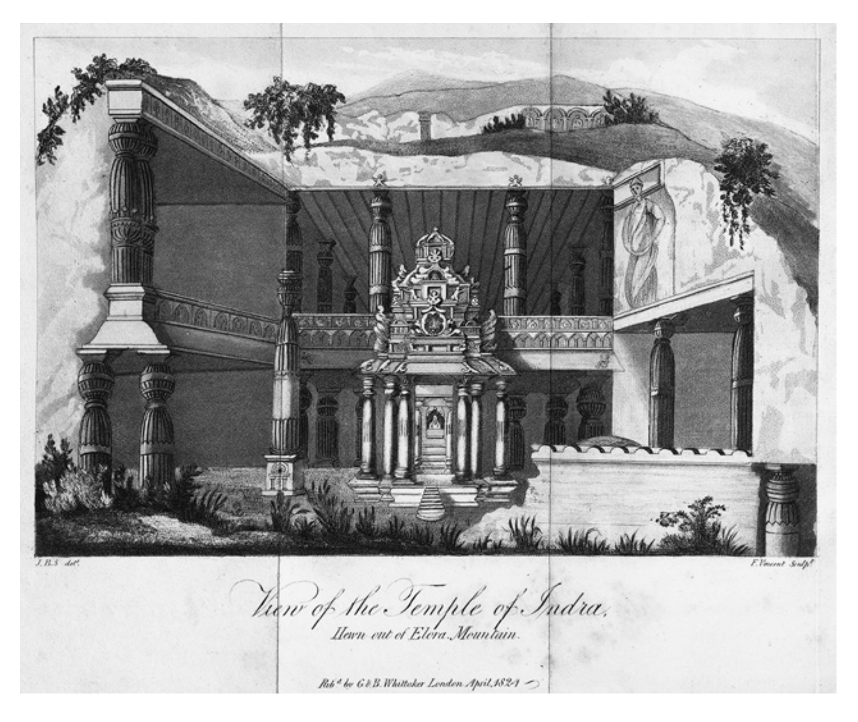


Abb. 2. View of the Temple of Indra Hewn out of Elora Mountain.
Aus: John B. Seely, The Wonders of Elora, 1824
(Bild: Harvard University, Widener Library IND 2008.24.25).

Gediegenheit schlägt um in bis zur Geschmacklosigkeit pompöse Prachtentfaltung. Ein krasses Beispiel für solchen ostentativen Luxus ist was der kultivierte Diplomat Elphinstone Hüttner zufolge über seine Begegnung 1819 mit dem König von Caubul (Kabul) in Peshawar berichtet. Die Stadt Peshawar, heute in Pakistan, gehörte damals gemäß der beigegebenen, von Goethe bei der über mehrere Tage ausgedehnten Lektüre studierten Karte nicht zu »Hindoostan«, sondern zum westlich angrenzenden Königreich Caubul (WA III 6, S. 60, 64 f.) als eine der »Dependencies in India« von Elphinstones Buchtitel, war aber stark von den Moguls und Sikhs geprägt, bis sie um die Mitte des Jahrhunderts unter britisch-indische Herrschaft kam. Der König von Caubul, ein etwa Dreißigjähriger »von Olivenfarbe«, macht zunächst einen guten Eindruck: »In seiner Miene Herrschaft[,] Würde und Anmuth, […] und

sein ganzer Anstand fürstlich.« Doch seine Amtstracht nähert ihn für europäische Vorstellungen einer Schießbudenfigur an:

> […] grünes Camisol [Negligé] mit großen goldnen Blumen und Edelsteinen. Darüber eine große Brustplatte von lauter Diamanten funkelnd. In einem seiner Armbänden hatte er den bekannten Stein Cohi Noor[,] einen der größten Diamanten in der Welt […]. Auch trug er etliche Reihen große Perlen wie ein Bandolier über die Schulter gehangen. Seine Crone war neun Zoll hoch, ganz von Gold und Silber und mit violetfarbenem Sammt verziert, von ungewöhnlicher Pracht. Der Thron war mit einer Decke belegt, die über und über mit Perlen verziert war, darauf lag ein Degen und ein mit Juwelen besetzter Zepter. (a:58^{v}–59)

Anderes allerdings ließ hier »auf den Verfall des Staates schließen«, nämlich auf Korruption hinter der »prachtvollen« Kulisse. Da herrscht die »Raubsucht« der Höflinge; sie eignen sich die Last-Kamele an, auf die Geschenke für den König geladen waren, und überdies Reitkamele; den Elefantentreibern ziehen sie ihre Livree aus und bestehen darauf, dass »zwey Englische Bediente, welche die geschenkten Cronleuchter in Ordnung bringen und aufhängen mußten, auch mit zu den Geschenken gehörten!« Der König seinerseits bekundet unter allen Geschenken das »größte Wohlgefallen« an zwei »köstlichen Pistolen« wie auch an einem Nagel und überdies an den »seidenen Strümpfen der Gesandtschaft«, von denen er sich »etliche Paar ausbitten ließ« (a:59–59^{v}). Erfreulicher sind andere Programmpunkte: eine »Privataudienz des Nachts im Serail bey ihm«, dem »ganz umgekleideten« König, der Besuch üppiger Obstgärten ohne exotische Früchte und statt der angebotenen Habicht-Beize ein lang beschriebenes »Gastmal« in einem Dorf, das denn doch einen erratischen Anflug hoher Kultur zu bieten hatte: »Wenn es anfing am Stoffe zur Unterhaltung zu fehlen, sangen der Dorfschulmeister und der Priester abwechselnd Stellen aus dem Dichter Hafiz, denn auch in diesem ganzen Lande ist Persisch die Sprache der Gelehrten, Gebildeten und des Unterrichts« (a:59^{v}–60^{v}).

In anderer Weise imposant als die theatralische Modenschau des Königs von Caubul ist der Besuch des Nabobs von Lucknow bei dem britischen Residenten; Hüttner beschreibt ihn, wie er ihn in Forrests ›Picturesque Tour‹ gelesen hat: »Als es hieß, der Nabob sey im Anzuge, stellte sich der Resident mit einem großen Gefolge oben auf die Treppe

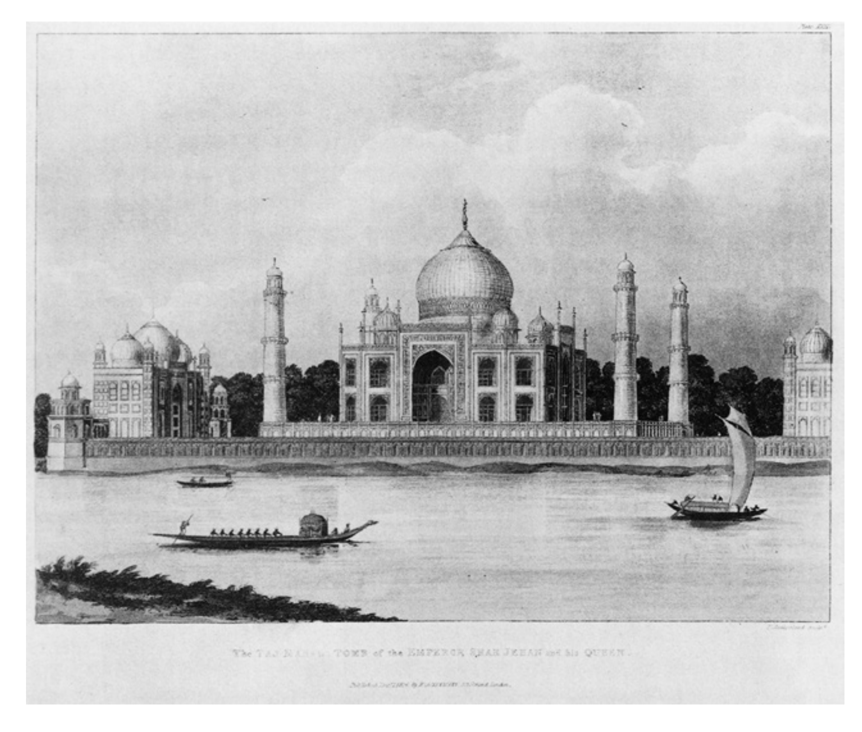


Abb. 3. The Taj Mahal Tomb of the Emperor Shah Jehan and the Queen. Aus: Charles Ramus Forrest, A Picturesque Tour along the Rivers Ganges and Jumna, 1824 (Bild: Harvard University, Houghton Library F [HEW 5.8.6]).

um ihn zu empfangen. Vor ihm her gingen etwa hundert [Herolde] mit silberbeschlagenen Speeren und silbernen Zeptern bewafnet, welche seine Titel laut ausrufen. Diesen folgten mehrere Bedienten zu Pferde mit Fackeln. Dann kam die Leibwache mit Speeren und Schwerdtern bewafnet. Seine Hoheit saß auf einem mit köstlicher Decke und prächtigem Sattel versehenen Elephanten. Ihn begleiteten fünf seiner Söhne, jeder auf einem eigenen Elephanten mit ihrem Gefolge, und etwa zehn Ministern.« Goethe, der auch im Buch gelesen hat (WA III 10, S. 69), war zweifellos ebenso beeindruckt wie der Verfasser, der Oberst-Leutnant in »pomp and circumstance« gewöhnten britischen Diensten, und Hüttner selbst, der dessen Mitteilungen über den Luxus in Architektur und Repräsentation »interessant« für die »Kenntniß von Ostindien« fand (i:35^{v}; Abb. 3, 4, 5).

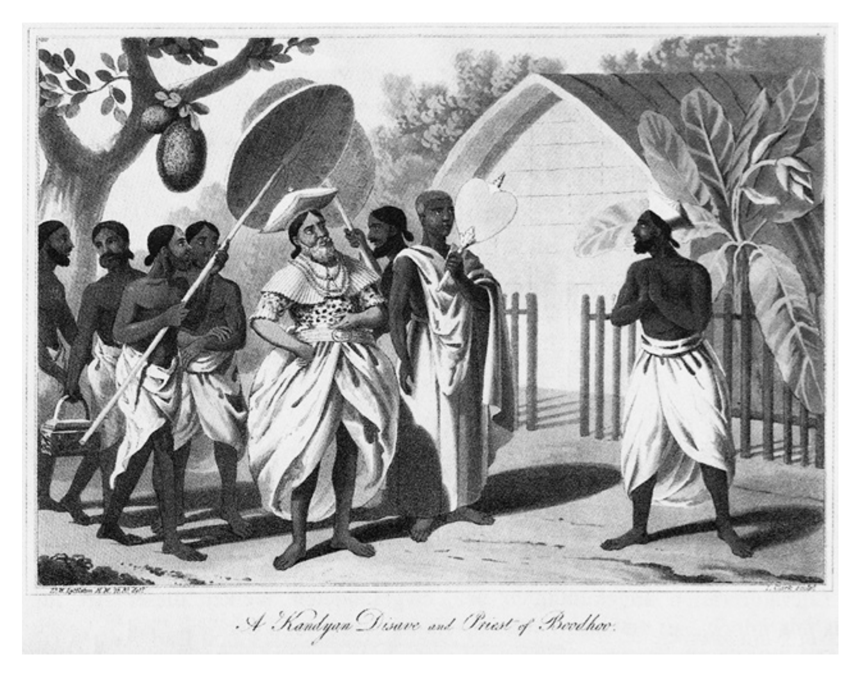


Abb. 4. A Kandyan Disave and Priest of Boodhoo.
Aus: John Davy, An Account of the Interior of Ceylon and its Inhabitants, 1821
(Bild: Harvard University, Tozzer Library, Special Collection IND D 31).

Andere Berichte Hüttners werfen ein Licht auf die eher alltägliche Seite des Luxus-Lebens der Fürsten und der Reichen in Indien. Auch sie warten mit Überraschungen auf. In Walter Hamiltons Kompendium wird der »Luxus der Fürsten« belegt durch ihren in Millionen Rupien exakt bezifferten Reichtum, der einen Nabob in den Stand setzt, einem britischen Generalgouverneur »zehn Millionen Rupien« zu leihen. »Reiche Leute«, erfährt man aus derselben Quelle, »halten sich einen Barbier«, der ihnen auch die Ohren reinigt, die Nägel schneidet, die Gelenke »knackt und den Leib gleichsam knetet, woran der Hindu viel Wohlgefallen findet«. Die entsprechenden Vorstellungen von Schönheit werden nicht überall geteilt: »Wenn man eine Frau loben will, so sagt man, sie gehe wie eine Ente oder wie ein Elephant, und die Zähne gelten für schön, wenn sie den Saamenkörnern des Granatapfels glei-

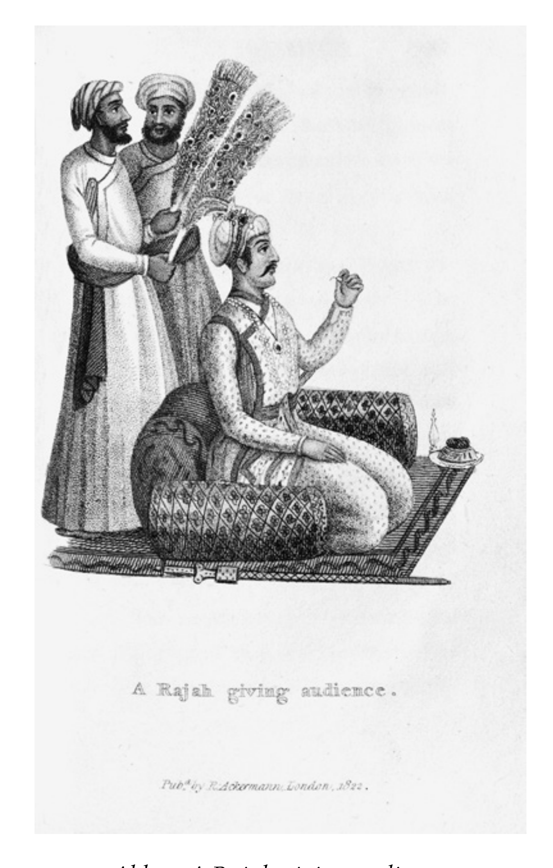


Abb. 5. A Rajah giving audience.
Aus: Hindoostan, Bd. 3 [1822]
(Bild: Harvard University, Loeb Music Library MUS 198.3.1.10[3]).

chen, das ist, wenn sie schwarz und roth sind« (d: 76^{v}–77). Geschmackvoll kultiviert, wenngleich nicht auf dem Niveau der hohen Kultur der Sanskrit-Zeit, wie sie in Ellora und in der Literatur begegnete, ist die öfters bemerkte Schönheit der landläufig modischen Kleidung in Hindustan. Von »herrlichen seidenen« Gewändern ist die Rede, »köstlichen Schawls« und »prächtigen Kleidern«, die man außerhalb der Stadt, nämlich Benares, meistens in Palankinen unter Baldachinen zu sehen bekomme, getragen von »überaus schön gestalteten« Frauen von »grazienhaftem Gang« (e: 97^{v}–98). »Etliche Ellen […] Seidenzeug von aller-



Abb. 6. The Bridegroom conducted to the house of the Bride (wie Abb. 5).

ley Farben« »ganz locker« um den Leib geschlagen, »ein Stück dünnes Nesseltuch […] nachlässig um die Schultern geworfen« – »dies ist die gemeine Tracht« in Bengalen. (Goethe wird das aufmerksam zur Kenntnis genommen haben: erstaunlich oft spielen ja »Trachten« eine Rolle in den von ihm ausgeliehenen Büchern.) »Der Bengale aus den wohlhabenden Ständen« bemalt sich Gesicht und Arme. »Die Stutzer, an welchen es auch dort nicht fehlt, machen sich einen weißen Fleck auf die Stirn, und mitten in demselben einen Tüpfel von glanzendem Scharlachroth, ferner einen Streif von weißer Schminke längs der Nase herab. Solche junge Männer tragen sämmtlich Ohrgehenke aus dem feinsten Golde von überaus kunstreicher Arbeit.« (Abb. 6) Soweit die

»verständige, unaffectirte« Mrs. Deane (g: 9^{v}–10). Selbst die indischen Dienstboten, ergänzt Sherer, gefallen sich sogar im Dienst mit »goldenen Ohrringen oder schmaragdenen Ohrgehenken« unter dem Turban und »großen silbernen Siegelringen am Finger« (e:96).

Alle diese mehr oder weniger ostentativen Formen von Luxus, die in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts in europäischer Sicht als Symptome der Degeneration der einstmals hohen Kultur galten,[57] haben jedoch einen Gegenpol, der in die Nähe der hohen, namentlich sittlichen und geistigen Kultur zurückführt, die den Auftakt dieses Abschnitts bildete. Das ist die Beschreibung des Lebens und Wirkens einer hinduistischen Maratten-Fürstin von »Edelmuth und Characterstärke […], welche sie während ihrer Lebenszeit zum Seegen des von ihr regierten Landes und ihren Nahmen gleichbedeutend mit Gerechtigkeit und allen Regententugenden machten«. Hüttner singt ihr Lob in allen Tonlagen bis hin zur Wiedergabe ihres Tagesablaufs auf über zwei eng beschriebenen Quartseiten in seinem Referat von John Malcolms ›A Memoir of Central India‹ (g:155–156). Ein ganz anderer Lichtblick hoher sittlicher Kultur betrifft die sonst bei Hüttner nur selten ins Visier genommenen Mohammedaner. Nicht zufällig vielleicht kommt der Bericht über die monumentalen Zeugnisse der hohen Kultur von Ellora im selben Atem auf eine »wichtige Nebenbeobachtung« zu sprechen: die auffallend gepflegten »Kirchhöfe« der Moslems und ihre mit Blumen bestreuten Gräber unter Zypressen;

> […] die Verwandten des Verstorbenen besuchen sie täglich mit inniger Zärtlichkeit; [sie begraben ihre Toten nicht in der Stadt] noch schichten sie dieselben, wie in London, Paris &c. gleich Waaren neben einander; man läßt keine Schaafe auf den Gräbern weiden; man begnügt sich nicht [damit,] ein Paar Lieder am Grabe zu singen, oder etliche Gebete herzusagen, und dann auf immer Abschied zu nehmen, sondern der Mahometaner besucht das Grab des Ahnen mit frommer Ehrfurcht, pflanzt Bäume um dasselbe und streut Feldblumen darauf. Es liegt etwas Ansprechendes und Gefälliges in dieser unverstellten Achtung gegen die stummen Todten, wo der Eigennutz dadurch keine Nahrung erhält. (h:53–53^{v})

57 Osterhammel, Unfabling (Anm. 13), S. 500 f.

Die in der Gegenwart von Hüttners Gewährsleuten zum Luxus des Modischen und Imponierenden changierte hohe Kultur ist natürlich eine Sache der mehr oder weniger Begüterten. Aber Indien ist schließlich auch in Hüttners Momentaufnahmen ein Land der reichen und der armen Hindus, ihrer Paläste und Lehmhütten. Paradigmatisch ist William Huggins' Bemerkung über Calcutta, dass »vielleicht keine Stadt in der Welt mehr verdiente, eine Masse von Elend und Pracht« genannt zu werden, wobei er an dieser Stelle allerdings vornehmlich »die Englische Stadt« mit ihren Palästen im Auge hat. Nähert man sich jenseits der »schönen Straße« den »Wohnungen der Hindus«, sieht man, wie sie in Lehm-, Bambus- oder Grashütten hausen, »welche schmutzig und mit Menschen überfüllt sind« und feuergefährlich obendrein. »Einige reiche Eingebohrene wohnen in schönen nach Englischer Art gebauten Hotels; etliche minder wohlhabende errichten große Häuser«, die den »alten Abteien und den Burgen der Vorzeit gleichen« mit ihren »engen verschlungenen Gängen« und »düstren Stübchen« (h:2[v]–3). Überfüllt mit Menschen sind auch die Straßen und Plätze der Städte. Die »Universität der Hindus« in der »berühmten Stadt Benares« kann man nur »zu Pferde […] bequem in Augenschein nehmen […] oder in einem offenen Palankin« wegen der Enge der Straßen und des »Gedränges in denselben« (e:97[v]) – ein sozial gemischtes Gedränge also, anders als das »glänzende Gewühl« der »schönen Welt« des englischen Heiratsmarkts in und bei Calcutta (h:4); selbst unter »Brahminen« in Benares gibt es im Gedränge um die Bazare nicht nur reiche, sondern auch »marktdienstverrichtende« (e:97[v]). Sonstwo im Lande wird es bei den 83 Millionen Menschen zwischen Cap Comorin und Tibet kaum anders sein (d:73).

Über die Hauptursache des ständig in den Blick fallenden Elends der großen Masse der Bevölkerung sind sich Hüttners Quellen erstaunlich einig: Mangel am zeitgemäßer Bildung und Ausbildung infolge des landesweit herrschenden Traditionalismus, der zu der um 1800 in England vielberufenen zivilisatorischen »Stagnation« Indiens geführt hat.[58] Der Wortführer ist James Mill, der nie in Indien war, in seiner Geschichte Britisch-Indiens, »the nineteenth century's most influential book on India«, jahrzehntelang Pflichtlektüre für die Nachwuchsgeneration in

58 Ebd., S. 501–506.

Handels- und Verwaltungsposten.[59] Das »Indische Volk« ist – so Hüttners Referat über die drei Bände dieses Bestsellers – »unter den jetzigen Umständen« so »schlecht erzogen und so äußerst verderbt« (konkret: verlogen selbst unter Eid), dass »Europäische Begriffe von Gerechtigkeit« nicht »anwendbar« sind. Schuld ist die britische Regierung, die, Unabhängigkeitsbestrebungen befürchtend, sich bisher dagegen gesträubt habe, höher Gebildete und professionell besser Ausgebildete sowie angemessen über Indien Informierte auf längere Zeit in die Kolonie zu schicken, die die Einheimischen beeinflussen, nämlich bilden und zivilisieren würden, was den üblichen »Zugvögeln« nicht gelänge (c:15–16v). Belehrbarkeit würde jedoch die Abkehr vom kulturellen Traditionalismus voraussetzen.

Beispiele für die unbeugsame intellektuelle Rückständigkeit der Hindus, die »wie ihre Voreltern vor Jahrtausenden« leben, wie Sherer kolportiert (e:96v), liefern weitere Landeskenner. »Der Dorfschulmeister lehrt die Kinder Buchstaben in den Sand mahlen, und auf große getrocknete Blätter schreiben und rechnen« (e:96v). »Man kann die Hindus fast niemals vermögen, die Handthierung ihrer Voraltern [sic] gegen eine andre zu vertauschen. Diese Anhänglichkeit geht soweit, daß sie sich schwer entschließen das väterliche Handwerk in irgendeinem Punkte zu verbessern.« A. Deane, die so paraphrasiert wird, versuchte einen »Hindu-Bäcker« dazu zu überreden, einen »gewissen Fladen« zu backen, für den sie ihm auch Kunden und damit zusätzliche Einkünfte zu verschaffen versprach – vergeblich, denn der Vater des Bäckers »buck nie solche Kuchen, mein Großvater auch nicht, warum sollte ich mich denn unterstehen es zu thun? Mein Großvater hatte sechzehn Kinder, mein Vater hatte vierzehn Kinder, ohne dergleichen Kuchen zu backen, und ich möchte mich nicht von ihnen unterscheiden« (g:11). Hinter solcher »der Völkerkunde sehr willkommenen« Auskunft steht zweifellos der berufliche Zwang der indischen Kasten, von denen bei Hüttner nur *en passant* die Rede ist außer in seiner ausführlichen Wiedergabe von Abbé Dubois' Bericht über die grundsätzlich vergebliche Missionierung der Hindus in seinen ›Letters on the State of Christianity in India‹ von 1823 (g:140v–143v), die Goethe in der deutschen Übersetzung von 1824 zusammen mit einer Reihe von anderen Veröffent-

59 Ebd., S. 185.

lichungen über die intensive Mission in Indien in seinen Bücherregalen stehen hatte. Seine Lektüre galt jedoch laut Tagebuch vom 30. Dezember 1823 der englischen Original-Fassung (WA III 9, S. 161). Der Fehlschlag des »Bekehrungsgeschäfts« von zweiunddreißig Jahren führte in die Aporie der Unverständlichkeit und Nichtmitteilbarkeit, wie sie heutige Poststrukturalisten nicht krasser vorstellen könnten (s. auch h: 53^{v}). Und zwar spielt auch da das hinduistische Kastenwesen eine Rolle nebst anderen »Vorurtheilen« der »abscheulichen Religion« mit ihren »höllischen« Gottheiten: die in der Bibel gutgeheißene Schlachtung von »hochheilig geachteten« Ochsen und Kälbern ist »ein Greuel«, verboten ist der zum Abendmahl gehörige Genuss von Wein. Vor allem aber: Jesus, der Zimmermannssohn, und die Fischer unter seinen Aposteln gehörten zwei der »niedrigsten und verworfensten« Kasten an und »unbegreiflich« sei den Hindus, »daß alle Menschen vor Gott gleich seyen und daß ihm der Brahmin nicht mehr gelte als der hier verschmähte Pariah«. Weder christliche Barmherzigkeit noch die »Stimme der Menschlichkeit«, die selbst ein Thoas zu vernehmen imstande war, findet da einen Widerhall; Versuche der Europäer, solche »Vorurtheile […] auszurotten«, hätten das Gegenteil bewirkt: das »Verbrennen der Witwen« habe sich daraufhin »außerordentlich vermehrt«.

Mit den Stichworten Kasten und Witwenverbrennung ist bereits das Thema des Horrors im »Leben in Indien« angeschlagen, der in der Sicht der Europäer die Reste der hohen Kultur in der Gegenwart umschattet. Federführend ist da ausnahmslos die sittliche Entrüstung. Der um Vertrauen werbende Buchtitel ›Fifteen Years in India‹ des Tagebuchs eines anonymen »Officer in His Majesty's Service« (Robert Grenville Wallace) enttäuscht zwar auch wieder durch die monomane Verurteilung des »Characters der Hinduhs«. Sie seien, zitiert Hüttner, »im ganzen genommen äußerst verderbte Menschen«, sie lügen, schwören Meineide, in Benares lebten vierhundert davon, dass sie »falsches Zeugniß vor Gericht gaben«, die »allerschrecklichsten Verbrechen« sind an der Tagesordnung, auf Wallfahrten werden Menschen geopfert, Kinder werden (vermutlich ist gemeint: bei der Geburt) »umgebracht«, Witwen verbrannt, zum Selbstmord wird »aufgemuntert« (g:86^{v}–87). Kranke wurden, wie bereits aus anderer Quelle erwähnt, »oft« von Verwandten im Ganges »ersäuft«, Leichen in den Fluss geworfen, weil den Angehörigen das für den Scheiterhaufen erforderliche Holz zu teuer ist (h:5–5^{v}) – ganz anders die erwähnte Pietät der Mohammedaner ihren

Toten gegenüber. Diebstahl, nicht nur der von »Räuberbanden«, ist ein wiederkehrendes Motiv in solchen Litaneien; das Referat über das südindische Tagebuch des Kavallerie-Offiziers Digby Mackworth, das geführt wurde, um sich ein Bild von den »Christlichen Gemeinden« zu machen, beschreibt fast ausschließlich seitenlang einen cleveren Diebstahl von Gewehren aus einem Militärzelt; »das Buch ist voll nützlicher und angenehmer Nachrichten« (g:157^{v}; g:10; g:146–147^{v}). Nicht weniger ausführlich geschildert wird anhand von zwei historischen Fällen die berechnende Grausamkeit der indischen Fürsten untereinander. Sie bilden den damals wie heute schwer vorstellbaren Höhepunkt der brühwarm aus London gelieferten Vergegenwärtigung der physischen und emotionalen Barbarei im Land einer in Dichtung und Architektur noch überlebenden hohen Kultur:

Über James Grant Duffs dreibändige ›History of the Mahrattas‹ (1826) hört man bei Hüttner, dass die Geschichte dieses »merkwürdigen Volkes« (Abb. 7) bis vor hundert Jahren, als sie mit der »Englisch Ostindischen verflochten« wurde, »blos eine Reihe auffallender Gemälde von Kämpfen, religiösen Schwärmereyen, politischen Ränken, Abenteuern, Verräthereyen, Blutvergießen und Glückwechseln« gewesen sei. Doch alles was auf diese weniger als eine halbe Seite ausmachende Information folgt, ist eine sechs Seiten lange, »mit größtem Vergnügen« zu lesende »Erzählung« von einer ausgesucht tückischen, in allen Details geplanten Ermordung eines gegnerischen Khans, der sich um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zu einer vereinbarten friedlichen Zusammenkunft mit Sivaji, dem hinduistischen Begründer der Maratten-Herrschaft, unter freiem Himmel einfand, wo ihm der Hindu bei der Begrüßungsumarmung seinen Dolch in den Leib stieß (j:126^{v}–130). Eher seelisch statt politisch akzentuiert ist die Grausamkeit unter indischen Fürsten in John Malcolms Rechenschaftsbericht über seine leitende Verwaltungstätigkeit in Zentralindien. Zwei Rajahs arrangieren eine »Wiederversöhnung«, wobei »man glaubte«, die Ehre beider Parteien erfordere den Tod der Tochter des einen, der »Prinzessin«; ihre Familie treibt dazu an, bis das Opfer sich zum Selbstmord zwingen lässt. Das mag Wasser auf die Mühle des imperialistisch gesinnten Verfassers sein, der davon überzeugt war, die Konflikte der Fürsten untereinander hätten die »Europäischen Eroberungen beschleunigt, ohne daß England dazu mitwirkte«; nicht von ungefähr spielt Malcolm einen »Häuptling« in den Vordergrund, der dem Vater der Prinzessin, aggres-



Abb. 7. A Mahratta (wie Abb. 5).

siv Vorwürfe macht, die den englischen Bemühungen, »Aufklärung« zu verbreiten und zu »civilisieren«, den Boden zu bereiten angetan sind ebenso wie Malcolms Loblied auf die »gerechte« Hindu-Fürstin (g:156–157^{v}).

Schließlich das in Hüttners Berichten über Reisebeschreibungen u. ä. oft, wenn auch eher flüchtig wiederkehrende unvermeidliche Thema der Witwenverbrennung, von der Malcolm behauptete, sie werde in seinem Amtsbereich »immer seltener« (g:157^{v}). Diesem Brauch, dem Suttee (Sati), ist eine Dokumentation des Unterhauses gewidmet, die Hüttner in der Zeit der Weimarer Bestellliste, 1823, angeboten hat in einem Report, der mit dem üblichen, die Bestellung signalisierenden

Anstrich und der Randnotiz »Ist noch nicht da« versehen ist (g:168^{v}–169^{v}): ›Papers Relating to Hindoo Widows. Copies of all Communications Received from India, since the 10th July, 1821, Relative to the Burning of Females on the Funeral Piles of their Husbands. Ordered by the House of Commons to Be Printed, 19th June, 1823‹. Zu den von Hüttner vermerkten »äußerst tragischen Geschichten« (krasser noch als die in Weimar verhandelte Aufsehen erregende Hinrichtung einer Kindsmörderin) gehört u.a., dass »mit dem Aussatze behaftete Eltern [...] von ihren Kindern forderten, lebendig begraben [...] zu werden«. Was die Opferung der Witwen, das *non plus ultra* der landesüblichen Grausamkeit, angeht, so geschieht sie »gar oft« »nicht aus freyem Willen«, vielmehr sucht man die Unglücklichen durch »betäubende Sachen dahin zu bringen«. Suchten die Opfer zu »entlaufen«, wurden sie »von ihren unmenschlichen Verwandten auf den Scheiterhaufen zurückgeworfen«. »Manche dieser Wittwen sind nicht älter als 9 oder 10 Jahre.« (Abb. 8)

Das Gesamtbild von der indigenen Bevölkerung des »ungeheuren Reichs« (d:73^{v}) und ihren Lebensbedingungen, das Goethe sich auf Grund von Hüttners Berichten (und keinen anderen, etwa Humboldts Mitteilungen vergleichbaren Quellen) machen konnte, ist in seiner widerspruchsvollen Reichhaltigkeit kaum auf einen Nenner zu bringen. Eine Art vorläufige Zusammenschau (siehe auch unten S. 70–73) mag jedoch Hüttners summarische Auskunft über den dreibändigen (anonymen) Roman ›Pandurang Hari, or Memoirs of a Hindoo‹ (1826) von William Browne Hockley bieten, von dem Goethe zwei Bände des aus der Bibliothek ausgeliehenen englischen Originals, sichtlich gefesselt, an zwei aufeinanderfolgenden Tagen Ende April 1826 gelesen und, ebenso ungewöhnlich, noch Monate später, im Oktober 1826, nachdrücklich empfohlen hat in einem Brief an den Verleger der deutschen Übersetzung (Breslau: Max, 1826): was Karl August Böttiger in seinem Vorwort sage, sei »nicht vollkommen gerecht zu nennen; eine empfehlende Einleitung hätte allerdings milder seyn sollen« (WA III 10, S. 186 f.; IV 41, S. 197). Seine eigene Empfehlung war »sehr interessant als Schilderung des Lebens in Indien« (s. Anm. 28). Hüttners Referat lautet *in toto*:

> Dies Gemälde ostindischer Sitten und Denkungsart ist zur Kenntniß von Ostindien ein merkwürdiges und zu gleicher Zeit ein unterhal-

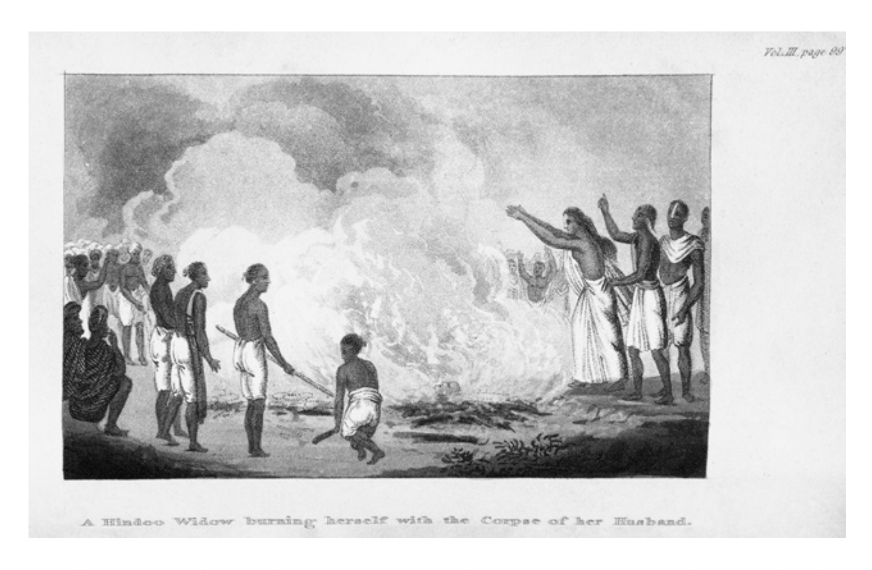


Abb. 8. A Hindoo Widow burning herself with the Corpse of her Husband (wie Abb. 5).

tendes Buch. Pandurang Hari, dessen Abenteuer hier erzählt werden ist ein Hindu von vornehmer Caste. Durch frühes Unglück wird er seines Beschützers beraubt und schlecht erzogen; er muß sich daher mit Mühe durchwinden und mit Maratten, Mohamedanern, Pindaris […] und andern Stämmen umgehen lernen. Die tiefe Kenntniß, welche der Verfasser von dem Character, der Religion und den Vorurtheilen dieser verschiedenen Völkerschaften an den Tag legt, konnte nicht anders als durch einen langen Aufenthalt in Ostindien erworben werden. Man wird dies Buch bald in mehreren Sprachen gern lesen. (j:37^{v})

VIII. Die britische Herrschaft Ausbeutung oder »the White Man's Burden«?

»Die Regierung«, heißt es in den offiziellen ›Papers Relating to Hindoo Widows‹ von 1823, habe versucht, »den Unfug [der Witwenverbrennung] zu verbieten«, offenbar ohne landesweiten Erfolg; im Gegenteil,

der Missionar Dubois, der es aus jahrzehntelanger Erfahrung wissen konnte, versicherte, es sei damit noch schlimmer geworden (s. o. S. 57), während der für Mittel-Indien verantwortliche hohe Verwaltungsbeamte Malcolm vermeldete, »die Verbrennung der Wittwen wird in Mittel-Indien immer seltener« oder gar »sehr selten«, und zwar sei dies, wie auch die Abschaffung der Sklaverei und des »Kindermords«, durch »die Brittische Regierung [...] bewirkt« worden. (Ähnlich Walter Hamilton über die Tötung neugeborener Mädchen, d:77.) Solche Reformen gehören für ihn, den Generalmajor, der er auch war, zu den »wenig[en] Beyspielen in der Geschichte, daß Länder so verbessert worden sind, als Mittel-Indien von den Engländern« (g:157^{v}). Der Empire-Apologet bekennt sich damit zu der erwähnten, in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts eintretenden oder doch postulierten Wende von wirtschaftlicher Ausbeutung der Kolonien zur »mission civilisatrice« englischen Stils als Rechtfertigung eines Imperialismus, der sich als moralisch verpflichtet versteht, Kiplings »the white man's burden« der Zivilisierung und »Aufklärung« (g:154^{v}) im westeuropäischen Sinne als humanitäre Verpflichtung auf sich zu nehmen (s. o. S. 35). Für die Überzeugung, dass dies gelingen werde, sprechen bei Hüttner manche Stimmen, besonders nachdrücklich die programmatische von James Mill, dem hochrangigen Funktionär der East India Company und Verfasser der ›History of British India‹ (1817), die eine Art Handbuch für den Colonial Service wurde. Unüberhörbar ist aber auch auf Hüttners Quartseiten von sozialpolitischer »Unterdrückung« der einheimischen Bevölkerung und von der einträglichen Ausnutzung ihres Arbeitspotentials die Rede. Summarisch meint etwa Walter Hamilton in seinem »systematischen« Indien-Kompendium, dass es ein »günstiger Beweis für die Brittische Regierungsart« sei, dass sie es fertig brächte, 83 Millionen Inder mit weniger als 40 000 Europäern (und indischen Truppen) zu »regieren« (Abb. 9) – »wenn gleich nicht geläugnet werden mag, daß hier und da Unterdrückungen vorgefallen seyn mögen«. Greifbare Beispiele gibt er nicht, außer dass er *sine ira* haargenau beziffert, wie hoch die »Einkünfte« waren, die die Regierung 1817–18 in Hindostan »erhob«, nämlich fast 20 Millionen Pfund Sterling. Allenfalls bringt er noch den Luxus der »Regierungsbeamten« in Calcutta zur Sprache, die sich »gleichsam« mit »Höflingen« umgeben und in der »kalten Jahreszeit an jedem Tage mehrere [»Gastmale« für] 30 bis 40 Gäste« inszenieren (d:73–75). Bemerkenswert ist überdies, dass ausge-

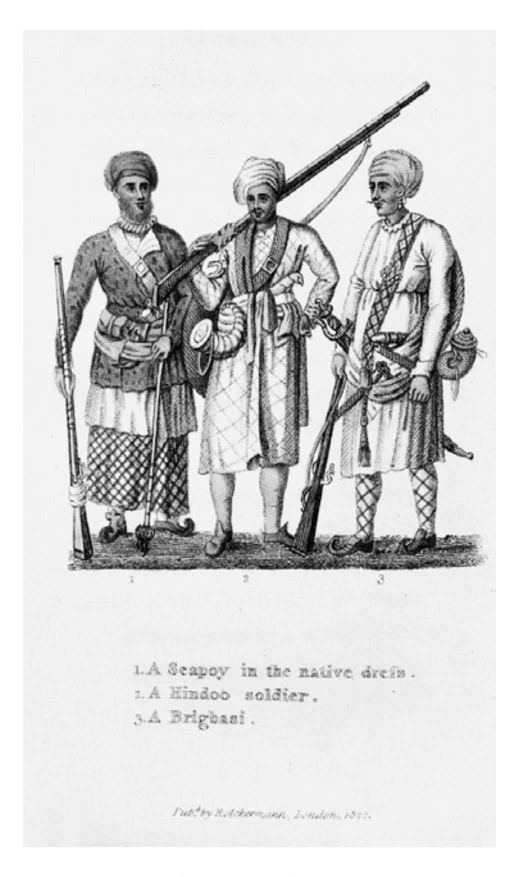


Abb. 9. 1. A Seapoy in the native dress. – 2. A Hindoo soldier. – 3. A Brigbani (wie Abb. 5).

rechnet der Empire-Enthusiast Mill, der so nachdrücklich für die humane Zivilisierung Indiens plädiert, in seiner Schuldzuschreibung an die englische Regierung heftiges Geschütz nicht nur gegen die politisch motivierte Versäumnis von Bildungs- und Ausbildungsaufgaben auffährt, sondern auch gegen die ganz konkreten »unbestraften Missethaten« und »Mißbräuche« des erpresserischen Regimes von Warren Hastings und Lord Clive. Das war zwar in den sechziger bis achtziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, aber diese »Staatsverbrechen« »dauern noch immer fort, und der Himmel weiß, was für Unheil sie noch dem Brittischen Reiche zuziehen werden«. Um zu zeigen, »was

für eine Kette von Unterdrückungen und Erpressungen diese Geschichte darbietet«, zitiert er Äußerungen von Edmund Burke über den »himmelschreyenden Prozeß« gegen Hastings zum Thema der Verrätereien, Vertrauens- und Kontraktbrüche und anderen von der East India Company verübten »Gräueln« und betont, dass die Regierung in der Gegenwart alles unternehme, um zu verhindern, dass die Kunde von solchen »Mißbräuchen« an die große Glocke gehängt würde, vielmehr auch weiterhin »keinen Anstand« nehme, »sich dieses reichen Landes zu bemächtigen«. »Alle Verbrechen haben sich seitdem vermehrt, weder Personen noch Eigenthum sind mehr sicher vor den Räuberbanden« (c:13–15).

Wie James Mill 1818 so entwirft auch der andere lautstarke, doch anders als Mill aus Erfahrung sprechende Imperialist, John Malcolm, 1823 die aufgeklärt humane verwaltungspolitische Alternative zu den noch andauernden, noch zu beseitigenden Missständen: »lieber civilisiren als unterjochen«, »ruhig und mit Umsicht bessern«, »Verbreitung der Aufklärung« (g:154^{v}). Anders als der Programmatiker Mill glaubt der Verwaltungschef Malcolm aber, diese Lösung sei bereits weitgehend verwirklicht, Indien sei »von den Engländern« in historisch herausragendem Triumph »verbessert« worden (s. o. S. 62). Aber wie wäre das geschehen? Nicht im Wege eines Diktats, sondern dank der auch weiterhin erforderlichen »Mithülfe« der Einheimischen bei den nötigen Reformen. Vielsagend ist da aber die Genauigkeit: Kooperation gründet nicht nur auf »Zutrauen«, vielmehr auch auf »Gehorsam« gegenüber den Erfordernissen des Empire! Und beides könne man »blos dadurch erwerben, daß wir mit unsern Unterthanen (!) Umgang pflegen« (g:154). Noch ein fernes Echo von »Unterdrückung«?

Wie es auch sei in diesem Fall: hinein spielt hier auch, ähnlich wie bei Mill und Walter Hamilton, das schlechte Gewissen hinsichtlich der kolonialistischen Vergangenheit, wenn nicht gar Gegenwart. Während Hamilton die Schuld für die Expansion des Empire von Cap Comorin bis Tibet dem Zwang zur Selbstverteidigung gegen aggressive Nachbarn oder selbst der »Vorsehung« zuschreibt (d:73^{v}–74), beteuert Malcolm (wofür Hüttner auf »besondre Aufmerksamkeit« dringt): die Engländer seien »schlechterdings gezwungen worden sich in dem ungeheuren Indien die Oberherrschaft anzumaßen, und diese kann auf keinem festen Grunde stehen, wenn Indien nicht einer allgemeinen Ruhe genießt« (g:154). »Die Eifersucht und gegenseitige Erbitterung der Indi-

schen Fürsten haben die Europäischen Eroberungen beschleunigt, ohne daß England dazu mitwirkte« (g:156).

Schlechtes Gewissen hin oder her: es bleibt für Malcolm dabei, dass die englische Herrschaft mittels »Aufklärung« und »Umsicht« eine signifikante Verbesserung des Lebens in Indien herbeigeführt habe, »ohne einen Schuß zu feuern« (g:157^{v}), was den Briten nach dem unvermeidlichen, eben durch die Aufklärung bewirkten Ende ihrer Machtausübung »hohen Ruhm« einbringen werde (g:154^{v}). Die Einschränkung der Suttees (Satis) und der Fehden der Nabobs, die Ausrottung der Räuberbanden, die Abschaffung der Sklaverei und des Kindermords, das Anwachsen der »Einkünfte« – »alles dies, welches am Tage liegt, hat die Brittische Regierung in Mittel-Indien bewirkt« (g:158). Sherer bestätigt es den »fire-side travellers at-home« von der Sicht der Inder her, ohne, anders als Mill und Malcolm, ein politisches Agendum zu betreiben, mit der »gar wichtigen« Bemerkung über den »moralischen Einfluß der Engländer die, im ganzen genommen, eine hohe Meinung von sich bey den Eingebohrnen erregt haben« (e:97). Ob sich in Hüttners sonstigen Indien-Bildern Gründe dafür abzeichnen, bleibt zu fragen (Abschnitt IX). Damit ist, vorweg bemerkt, ein in letzter Zeit hochaktuelles Thema berührt: der Vorwurf nämlich, dass es sich bei der Ideologie der Zivilisationsmission um nicht eingelöste Rhetorik gehandelt habe, während in der kolonialen Wirklichkeit in Indien und sonstwo Gewalt, Unterdrückung und Ausbeutung herrschte. So Caroline Elkins, ›Legacy of Violence. A History of the British Empire‹ (New York 2022) und Sathnam Sanghera, ›Empireland. How Imperialism Has Shaped Modern Britain‹ (London 2021) als Kritik an der Empire-Apologie von Niall Ferguson, ›Empire. How Britain Made the Modern World‹ (London 2003) und am verbreiteten, quasi offiziellen britischen Geschichtsbewusstsein.

IX. Lifestyle der kolonialen Gesellschaft Elite oder Parvenüs?

Wenn, wie die Empire-Enthusiasten unter Hüttners Gewährsleuten überzeugt waren, die menschenfreundliche Zivilisierungs- und Bildungspolitik und damit der »moralische Einfluß der Engländer« spätestens in den Jahrzehnten, in denen sie ihre Erfahrungen oder Auskünfte sammelten, wie auch in der unmittelbaren Folgezeit, erfolgreich waren

oder sein würden, dann dürfte man erwarten, dass die Einheimischen mit britischen Militärs, Verwaltern und Politikern von Niveau, gediegener menschlicher Qualität, hohem Bildungsstand und entsprechendem Verantwortungsbewusstsein Kontakt hatten (»Umgang« in Hüttners Mill- und Malcolm-Referaten). Die Aufrichtigkeit der Kulturimperialisten vom Schlage Malcolms und Mills vorausgesetzt, die (nach heutigen Begriffen paternalistisch) »Aufklärung« und »Besserung« pauschal konstatieren oder verheißen, sind jedoch die lebensfrischen Nahaufnahmen der weniger idealistisch visierten alltäglichen Praxis und Realität aufschlussreich, die andere von Hüttners Zeitzeugen zu Goethes Gesamtbild von diesem »Puncte der bewohnten Welt« beisteuerten (WA IV 47, S. 31).

Manches Einschlägige wurde bereits in anderem Kontext gestreift. Wie zu erwarten, bemühen sich die kurz- oder langzeitlich im »wunderseltsamen Indien« (e:96) stationierten Briten um einen betont englischen Lebensstil, separat von den Einheimischen, selbst wenn »einige reiche« von ihnen immerhin in ähnlichen, »nach Englischer Art gebauten« Domizilen zu Hause sind (h:2^{v}). Keineswegs aber ist der englische Lifestyle, besonders nicht für das Gros der rasch neureich werdenden, bei ihrer Ankunft »gewöhnlich 18 Jahre alten« (d:76^{v}) und (wie Burke im Prozess gegen Warren Hastings monierte) eher unbedarften und unreifen Angestellten der Regierung und der East India Company, unbedingt der gewohnte, vielmehr der einer eigenmächtigen Beförderung in eine eher vom Hörensagen bekannte Klasse, sagen wir: in die der Gentry mit ihren Landhäusern oder Stadtpalais oder in die der ihr nacheifernden »captains of industry«. Schließlich sind sie umgeben von in Überfülle verfügbaren »dienstbaren Geistern in weißen Anzügen« aus der Grashütten-Welt des indischen Elends, denen gegenüber die ungeniert über ihre Verhältnisse lebenden Sahibs »den großen Herrn spielen« (e:96). Nur spielen, denn wie sich die wahren großen Herren, die indischen Fürsten, inszenieren, wurde ja bereits deutlich etwa in Hüttners Beschreibung des glanzvollen Besuchs des Nabobs von Lucknow bei dem englischen Residenten oder auch in dem Angebot eines anderen Fürsten, einem britischen Gouverneur ohne weiteres Millionen Rupien zu leihen. Dass der Gouverneur von Bengalen in Calcutta »fürstlich« residiert (h:2) und »Regierungsbeamte« sich dort, wie gesagt, »gleichsam« mit »Höflingen« umgeben, spricht in diesem Zusammenhang Bände.

Stichwort für den englischen Lifestyle in Indien ist in Hüttners Texten nicht die »sittenlose Aufführung der Europäer in ganz Indien«, die, so der Abbé Dubois, das Christentum in Verruf gebracht habe (g:141[v]), sondern der (übertriebene und ostentative) Luxus, der oft *expresso verbo* vorkommt. Damit wird ein Thema angeschlagen, für das die Aufklärung hellhörig war. Schließlich leben nicht nur die Nabobs in der »Pracht« von »Palästen«, sondern auch die Haute Volée der Regierungs- und Handelskreise; die »Englische Stadt« innerhalb von Calcutta ist eine »Stadt der Paläste« englischer Inspiration (h:2[v]).

Wie also gestalten die Landfremden in diesem Habitat ihre *vie en rose* englischen Stils? Hier ein paar groß herausgespielte Erscheinungsformen ihrer bei Hüttner stets nachdrücklich geselligen statt beruflichen Daseinsweise. Von dem besonders regen indologischen Gelehrtenleben in den produktiv geisteswissenschaftlichen Gesellschaften der Engländer auch und gerade in Calcutta als herausragendem Kulturzentrum (nicht nur um William Jones) ist bei Hüttner ebenso wenig die Rede wie von sonstigen intellektuellen Projekten. Stattdessen hört man von Muße im Gewimmel von Bedienten, Urlaub in den kühleren »hill stations«, Landpartien mit oder ohne Raubtier-Jagd, extravaganten Reisen und städtischer Kulturpflege des low- bis middle-brow-Niveaus mit Evenements von (kaum besuchten) Theateraufführungen bis hin zum Heiratsmarkt und zur Modenschau der *beau monde*.

Was es selbst für Personal gewohnte Briten bedeutet, auf Schritt und Tritt von »Schaaren von dienstbaren Geistern« umsorgt zu sein, beschreibt der »gebildete Offizier« Sherer: im Schmuck ihrer goldenen und edelsteinernen Ohrringe und großen silbernen Siegelringe sind sie alle »emsig«, aber jeder nur auf seinem Zuständigkeitsgebiet: »Einer barbiert den Sahib; ein andrer reibt und preßt ihm behaglich die Glieder und Gelenke; ein dritter gießt Wasser auf die Hände und ein vierter wäscht sie. Andre waschen ihm die Füße, und endlich kleidet man ihn an, wie ein unbehülfliches Kind« (e:96). Unverkennbar kommen die englischen Parvenüs in den Genuss der besonderen Variante der servilen Fürsorge, die unter Inländern für Fürsten und Nabobs üblich ist (s.o. S. 51). Gelegenheiten für solche exotische Verwöhnung boten die Wochenend- oder Ferienaufenthalte in den höher gelegenen kurortähnlichen Zufluchtsorten mit ihren englischen Landhäusern und Parkanlagen, die schon erwähnt wurden (s.o. S. 42), und herrenreiterliche Landpartien, wie eine gleich im Anschluss an die Aufzählung der Die-

ner-Spezialitäten miterlebbar wird. »Eine Stunde vor Tagesanbruch besteigt man das Pferd, reitet langsam fort und erreicht den bestimmten Platz, ehe die Sonne lästig wird. Man findet ein kleines Zelt aufgeschlagen, in welchem das Frühstück auf dem Tische bereit steht. Ochsen und Träger bringen das große Zelt nach, sammt Sofa und Gepäck, und vor 9 Uhr kann man fertig angezogen seyn, um zu lesen, zu schreiben, oder zu zeichnen. Matten aus wohlriechenden Wurzeln des [?]grases geflochten werden vor die Thüre des Zeltes nach dem Winde zu gehangen und unablässig befeuchtet, so daß sie, selbst während des heißesten Windes eine kühle, frische Luft erzeugen. Meistens wird um drey Uhr gespeist. Abends reitet oder fährt man viel. Der Jagdliebhaber findet immer etwas zu seinem Vergnügen« (e:96–96v) – wenn nicht mit Hunden, dann mit Elefanten, Leoparden und Panthern.

Der *fête champêtre* oder dem *déjeuner en dehors* englischen Stils entspricht in den Städten die wettbewerbliche Inszenierung eines Gastmahls. Die Dinnerparties für dreißig bis vierzig Personen, von denen es in der »kalten Jahreszeit« in Calcutta jeden Tag gleich »mehrere« gibt, sind die Krönung eines sonst unbemerkenswerten Tages. Aufgestanden vor Sonnenaufgang, um die Morgenfrische zu genießen, nimmt man um die Mittagszeit eine »Erfrischung« zu sich, dann zwei bis drei Stunden Siesta. »Die Hauptmahlzeit«, so geht es gleich weiter in Hüttners Schilderung des üblichen Tagesablaufs, »findet gemeiniglich nach Sonnenuntergang statt, so daß die Gäste nothwendigerweise bis Mitternacht aufbleiben. Die Speisen sind köstlich und im Überfluß, und da man sie wegen der Hitze des Climas nicht aufbewahren kann, so müssen sie zuletzt meistentheils den Pariah-Hunden und Raubvögeln vorgeworfen werden« (d:75–75v).

Reisen sind eine extreme Erscheinungsweise des britischen Luxus indischen Stils. In seinem »Prachtwerk« ›A Picturesque Tour along the Rivers Ganges and Jumna‹ verrät der Oberstleutnant Forrest, »was zu einer bequemen Reise [in »diesem großen Reich«] erforderlich ist«, nämlich für sieben »Hauptpersonen« drei Elefanten zum Reiten und Jagen »nebst Führern«, vier zum Tragen von zwei großen Zelten, »jedes 18 bis 20 Centner schwer«, »zweyhundert Bediente und Gehülfen« und eine »Wache von 40 Sipahis oder Hinduinfanterie, nebst einem Hindu-Offizier« (i:33v–34).

Eine Fundgrube für die eher alltägliche Routine mit ihren mehr oder weniger gehobenen »Wonnen der Gewöhnlichkeit« ist Walter Huggins'

›Sketches in India‹, die Hüttner auf nicht weniger als acht Quartseiten referiert (h:1–6), weil es unter den vielen alljährlich erscheinenden Büchern über Indien bisher keins gegeben habe, das »das häusliche Leben der Europäer befriedigend schilderte«. Eben das gelänge Huggins, der nun endlich Kenntnis vermittle von dem »geselligen Ton […], und [den] Gewohnheiten, Gebräuchen und Ergötzlichkeiten der Europäischen Einwohner«. Über die Sitten, Religion und selbst das »häusliche Leben« der Hindus wisse man mittlerweile ebenso viel wie über die der europäischen Völker, aber so gut wie nichts über »das Treiben und Thun der Brittischen Einwandrer und ihrer zahlreichen Kinder«.

Huggins' Beobachtungen richten sich überwiegend auf Calcutta, die Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks (einer der drei »Präsidentschaften« in Indien). Schon die Rede war von »Elend und Pracht« dort: Die »Englische Stadt« innerhalb Calcuttas ist »die Stadt der Paläste«, einschließlich derer der Regierung; aber auch ein bloß »angesehener Mann« lebt in einem stattlichem Haus, umgeben von einer »Säulenreihe, welche es sehr ziert« – und nicht weit von den Bambus-, Lehm- und Grashütten der Hindus. Das Leben der Briten in dieser ungleichen Welt ist ein Trubel der Geselligkeit. Vorbei sind die Zeiten der Mesalliancen von Männern »von hohem Stande« mit englischen Mädchen, »die in ihrem Vaterlande zu einer sehr niedrigen Volksclasse gehörten«. Mittlerweile sind »Europäerinnen in Menge zu haben«, und »viele […] Brittinnen haben nur wenige Liebhaber aufzuweisen. Ihr Hauptaugenmark ist natürlich unter die Haube zu kommen, […] an Liebe wird wenig oder gar nicht gedacht. Eine berühmte Schönheit« sieht auf »Rang, Amt und Aussichten«. Der Heiratsmarkt in diesem »brennenden Clima« »treibt [Mädchen indisch-englischer Abstammung] mächtig an […] alle Netze auszuwerfen um eine gute Parthie zu treffen«, und zwar schon »in einem so frühen Alter, wo in Europa das Mädchen beynahe noch mit der Puppe spielt«.

»Die öffentlichen Belustigungsörter in Calcutta sind der *course*, die Tanzsäle und das Theater. Der *course* ist ein schöner breiter Fußweg, welcher in die Vorstädte geht, und auf welchem die schöne Welt sich des Abends sehen läßt. Hier fahren […] Londons Kutschen […] voll von wohlgekleideten Herrschaften«, »jungen Stutzern« und Damen mit Straußenfedern am Hut, die »ihre Reize zur Schau tragen«.

Auf den »glänzenden« Bällen sieht man »alles was die höheren Stände an weiblicher Schönheit und Grazie aufzuweisen haben«. Mit

dem Theater ist weniger Staat zu machen, es ist unrentabel, zu teuer für »Leute von mäßigen Einkünften«, für die es andere »Belustigungen in Menge« gibt, während die »Mittelclasse« ihre Bälle und Gastmahle hat und die »vornehmen Stände« ihre Abendgesellschaften lieben, bei denen »königlich bankettirt« wird, was sie »von dem regelmäßigen Besuche des Theaters« abhält. Diese Kreise geben den Ton an; die Polizei »taugt wenig«, weil »Ansehn der Person zu viel gilt«. Von »moralischem Einfluß der Engländer«, von auch nur mäßig anspruchsvollem Interesse an der eigenen Bildung und Kultivierung mit oder ohne Blick auf Indien ist nichts zu spüren und erst recht nichts von der Wahrnehmung eines reformfreudigen »Zivilisierungs«-Auftrags gegenüber den Einheimischen, für den die »White Man's Burden«-Verkünder den Mund vollnehmen.

X. Der Gast in der Fremde
Goethes Indien-Bild zwischen Aneignung und Ausgrenzung

»In Indien möcht' ich selber leben«? Die Fremde, in die sich Hüttners Berichterstatter versetzt sahen, mag oft auf sie gewirkt haben wie auf Spätere ein Gemälde von Henri (»Douanier«) Rousseau, wo Tiger oder andere Raubtiere in tropisch üppiger Vegetation lauern, um Menschen zu »zerreißen« wie den Gendarmen Situ in Benares, seinerseits »eines der größten menschlichen Ungeheuer« (e:98). Hatte Ottilie in den ›Wahlverwandtschaften‹ jedenfalls im Hinblick auf die Kolonialbriten ein bisschen recht, als sie in der Tiefe ihrer Provinz (aber nicht ohne Goethes Verständnisbereitschaft aus globaler Perspektive)[60] meinte, in einem Land unter Palmen, »wo Elefanten und Tiger zu Hause sind,« änderten sich »gewiss« die »Gesinnungen« und man werde ein »anderer Mensch«? Wie also ordnen sich die vielerlei Aspekte der Begegnung von Ost und West in Hüttners »Sittengemälden«, wie er manchmal sagt, zu dem Gesamtbild, das er Goethe vom gegenwärtigen »Leben in Indien« verschaffte? Und wie könnte Goethe darauf reagiert haben?

›Iphigenie auf Tauris‹, Goethes einziges Paradigma eines Encounters von Europa und Asien, ja: eines veritablen »clash of cultures«, wie wir heute sagen, bietet sich an als Wegweiser zur Orientierung. Schon der

60 S. o. S. 14 und Anm. 16. Wahlverwandtschaften, Teil 2, Kap. 7.

erste Blick jedoch fällt auf einen Unterschied: anders als das noch zu Iphigenies Zeit unvermindert barbarische Tauris des Thoas ist Indien nicht nur barbarisch (Stichwort Witwenverbrennung), sondern, vor allem in der atemlos bewundernden Schilderung der »Wunder« von Ellora, auch eine Stätte hoher Kultur. Allerdings ist das in Ellora betonterweise eine künstlerische Kultur statt eine humane im Sinne der Weimarer »Menschlichkeit«, deren Stimme, wie Goethes Drama lehren will, »jeder« höre, »geboren unter jedem Himmel«, *expressis verbis* sogar der Barbar. Doch auch für Kultur als »Menschlichkeit« gibt es bei Hüttner Beispiele, die Goethe an seine Hochschätzung indischer »Weisheit« in Dichtung und Philosophie erinnert haben werden. Das Paradebeispiel ist der ausgiebige Bericht über die stark in den Vordergrund gespielte hinduistische Fürstin, die sich als das Gestalt gewordene Weimarer Postulat »Edel sei der Mensch, hilfreich und gut« verausgabt in ihrer selbstlosen Regententugend und in der Goethezeit großgeschriebenen »Menschenliebe«.[61] Auch von der außerordentlichen Pietät der Mohammedaner gegenüber ihren Toten war in den Londoner Relationen zu lesen.

Aber diese beiden Erscheinungsformen hoher Kultur, die ästhetische und die humane, machen nicht das ganze an Goethe vermittelte Bild von Indien aus oder auch nur seine dominierenden Motive. Indien ist kein »Land der Griechen«, das Iphigenie mit der Seele sucht; nicht überall wird dort die Stimme der Menschlichkeit gehört: der Gendarm Situ ist ein »Ungeheuer«, Witwen werden verbrannt, Kranke von Angehörigen ertränkt oder lebendig begraben, neugeborene Kinder (Mädchen) getötet, auf Wallfahrten Menschen geopfert, andere »zum dort so gemeinen Selbstmorde aufgemuntert«; es herrscht oder herrschte bis vor kurzem Sklaverei, das Kastenwesen legalisiert immer noch menschenverachtende »Ungerechtigkeit«, Macht korrumpiert: Fürsten und andere Nabobs verüben sogar in der eigenen Familie ausgesuchte physische und seelische Grausamkeit, und selbst wenn nicht, inszenieren sie einen ostentativen Luxus, der obszön wirkt angesichts des ignorierten »Elends« einer überwiegend rückständigen, in gehaltlosen »Traditionen« »stagnierenden« Bevölkerung. Das Land der wilden Raubtiere ist

61 Vgl. Dagobert de Levie, Die Menschenliebe im Zeitalter der Aufklärung. Säkularisation und Moral im 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Ideengeschichte des 18. Jahrhunderts, Bern und Frankfurt a. M. 1975.

ein Land verwilderten Menschentums. Dazu kolportiert Hüttner monoman verleumderische Urteile über den »Character« der Hindus: Verlogenheit gehört prominent dazu – offensichtlich eine Verallgemeinerung aus der nicht unverdächtigen Perspektive der zu Verständnis oder auch nur Aufmerksamkeit kaum bereiten Landfremden aus der vermeintlichen Hochburg der oft berufenen imperialistischen »civilization«. Wie also, fragt man sich nun, ist es in Hüttners und damit Goethes Indien-Bild auf der Gegenseite, der »gesitteten«, britischen, mit der »Moral« bestellt, die den Landfremden *verbatim* zugesprochen wurde (s.o. S. 65)?

Eine Iphigenie gibt es nicht unter den Europäern in Hüttners Indien; selbst der Missionar Dubois verzichtet auf seine Sendung, die Hindus von ihrer »abergläubischen« und »abscheulichen« Geistigkeit zu menschenwürdigeren Überzeugungen zu bekehren. Doch sind die ersten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts auch die Zeit der Wende im Selbstverständnis des britischen Imperialismus von kolonialem Raubbau zur Verbreitung von »Aufklärung« und Humanität (s.o. S. 35). Bei volkspädagogisch humanitären Reformern wie Mill und Malcolm lautet die Parole »civilisiren statt unterjochen«, also europäische Bildung und Ausbildung vermitteln. Abschaffung der genannten unmenschlichen Praktiken steht bei ihnen auf der Tagesordnung, und dass dieser »moralische Einfluss« bei den Empfängern geschätzt wurde, ist bei Hüttner ebenfalls als Paraphrase englischer Sicht zu lesen.

Dennoch drängte sich im Vorausgehenden mehr als einmal auch die Frage auf, auf welcher Seite die wahren Barbaren zu sehen seien: auf der »degenerierten« indischen (wie es im zeitgenössischen Diskurs oft genug hieß)[62] oder auf der der britischen Zivilisations- und Kulturbringer in der Regierung und der East India Company. Wie es in ›Iphigenie auf Tauris‹ Barbarei auf beiden Seiten gibt, im mörderisch fremdenfeindlichen Tauris und im Griechenland der mörderischen Atriden, so *mutatis mutandis* auch in der britischen Herrschaft in Indien, wie sie im Mutterland gesehen wurde. Goethes Vorwürfe an Lord Bristol haben ein Echo bei Hüttner: von nicht nur militärischer »Unterdrückung« war oft bei ihm zu lesen; Mill sprach von »Staatsverbrechen« und regierungsamtlicher Vertuschung von »Mißbräuchen« der East India Com-

62 S.o. Anm. 57.

pany. Ein Gouverneur hat die Pindaris »ausgerottet« (g:157[v]). Dubois, der seinerseits den Hinduismus gern »ausgerottet« hätte, meinte, die »ungesittete Aufführung der Engländer« habe zum Hass der Hindus auf das Christentum »beygetragen«. Kulturell unbedarfte junge Leute spielen sich gegenüber ihren exotisch servilen »dienstbaren Geistern« als »große Herren« auf, quasi menschenverachtend auch sie. Die gehobenen Kreise kultivieren einen oberflächlichen, auf Eindruck berechneten Luxus, der, wenn nicht krass barbarisch wirkt, so doch angesichts des allgegenwärtigen Elends verantwortungs- oder taktlos.

Bilanz: Im Gesamtbild von Indien, das Hüttner Goethe auf Grund englischer Zeitzeugen bieten konnte, ist vom Weimarer Ideal der alle menschlichen Gebrechen »sühnenden« Menschlichkeit wenig zu spüren. Die »Natur des Menschen«, die Forster in der Fremde südlicher Breiten kennenzulernen glaubte, tendiert hier eher zu Unzulänglichkeit im weiten Spektrum von Menschlich-Allzumenschlichem bis hin zur *bêtise humaine*. »Edel sei der Mensch, hilfreich und gut« war schließlich nur Postulat. Hätte Gauguin sich in Hüttners britischem Indien »Que sommes-nous?« gefragt, hätte die Antwort Kulturpessimismus nahegelegt oder zumindest Skepsis gegenüber Iphigenies Zuversicht. Skepsis war Goethe selbst bekanntlich nicht fremd, als er sein Drama von Thoas' Gesinnungswandel fünfzehn Jahre später »verteufelt human« fand. In Bezug auf Nicht-Europäer konnte er bei Hüttner auf keinen vergleichbaren Fall von Änderung der Gesinnung stoßen; der Missionar Dubois hielt die Abkehr der Hindus von ihren »höllischen« Gottheiten für so gut wie »unmöglich«, und die »Jahrtausende« alte nicht zuletzt auch sozial grausame Stagnation im Kastenwesen versprach auch keinen Wandel. Aber Ottilie hatte ja Europäer in der Welt der Tiger und Elefanten im Auge, als sie meinte, dort ändere man die Gesinnungen und werde ein »anderer Mensch«. Bei den Briten sieht es jedoch ähnlich aus. Die bei Hüttner als repräsentativ herausgestellten ungebildeten Kolonialbriten in Militär, Verwaltung und Handel haben ihre zivilisatorische Überlegenheits-Gesinnung nicht geändert: von Sympathie mit der fremden Kultur und interessiertem Eingehen auf sie kann in ihrem »Treiben und Thun« nicht die Rede sein. Die »Stutzer« und die »schöne Welt« in ihren »Londoner Kutschen« in Calcutta haben ihre banalen Interessen und »Ergötzlichkeiten« beibehalten, wenn nicht gar *nouveau riche* gesteigert. Anders die ganz vereinzelten aufgeschlossen Lernbegierigen wie Seely in seinem Ellora-Erlebnis und Mill

und Malcolm als verantwortungsbewusste Reformer, die darauf bestanden, dass die Imperialisten auf die Dauer nur Gäste in der Fremde seien und somit verpflichtet, die bisherige paternalistisch bevormundende Kolonialpolitik zu revidieren, nämlich sich respektvoll vertraut zu machen mit der Kultur der Inder, um die Zukunft in Harmonie mit ihnen und ihrer Mentalität zu gestalten.

Was hätte Goethe zu solcher kulturellen Symbiose gesagt? Hätte er aus der (virtuellen) Erfahrung der Begegnung der Kulturen einen ähnlichen Schluss gezogen? Wie erlebt er das Weltbewohnen in Weimar? Die Horizonterweiterung gibt ihm den Anstoß zu erneuter Selbstvergewisserung, die den Encounter mit dem fremden Gegenüber bewältigt. Aber wie? Sein generelles Durchdenken der Alterität im »zweiten«, nämlich kulturellen »Entdeckungszeitalter«, sekundiert von manchen von Hüttners Mitteilungen, gibt die Stichworte für seine grundsätzliche Einstellung zur indischen Kultur – die ihn befremdete, aber für ihn auch »nichts Fremdes« war, ja: in Kalidasa einen »Seelenverwandten« hatte (s. o. S. 17 f.).

In seinem von ihm selbst gern als »isoliert« und »armselig« beklagten[63] seemöwenfreien Kleinstaat atmet er bei der Lektüre der Hüttnerschen Berichte den Duft der großen weiten Welt ein. Dabei bewahrt er sich eine Aufgeschlossenheit der Fremde und ihren Menschen gegenüber, die ihn trennt von den in seiner Zeit geläufigen Einstellungen: von dem aufs »Allgemeinmenschliche« fixierten Universalismus eines Großteils der Aufklärung, etwa Voltaires, wie auch von dem achselzuckenden Kulturrelativismus, etwa Herders (der dann *ultima ratio* wird in der poststrukturalistischen Reduktion von Erkenntnis oder Fremdverständnis auf Missverstehen, nämlich auf projizierende Vorstellungen, »representations« des Eigenen oder dessen Gegenteils).[64] Entsprechend vermeidet Goethe, gelegentlichem Anschein zum Trotz (WA I 41/2, S. 217 f.), sowohl die restlos assimilierende universalistische Aneignung des Fremden als das denn doch nicht ganz »Andere« wie auch die Ausgrenzung des Fremden als das Unzugängliche, Inkommensurable. Eine Aufgeschlossenheit (eingeschränkt allerdings durch die überwiegend ablehnende Einstellung zu den hinduistischen »Alter-

63 Zu Eckermann, 3. Mai 1827.

64 Dazu grundsätzlich die Einleitung zu Karl S. Guthke, Der Blick in die Fremde. Das Ich und das andere in der Literatur, Tübingen 2000.

thümern« in Kunst und Religion [WA I 42/2, S. 201]) wäre das bei Goethe, die die Selbstvergewisserung weniger bestätigt als aufstört, revidiert oder ergänzt durch die Wahrnehmung des Eigenen im Fremden und (von Montaigne im Kannibalen-Essai vorexerziert) des Fremden im Eigenen. Solche verständnisbereite Aufgeschlossenheit wäre ein Brückenschlag zwischen dem Ich und dem Anderen, dem Vertrauten und dem Fremden, wie ihn Georg Forster, atemlos »ausgefragt« von Goethe (WA IV 4, S. 61 f.), aus handgreiflicher Erfahrung in der Südsee vorgeführt hatte und die gegenwärtige Kulturanthropologie und Fremdwissenschaft entwickeln als Möglichkeit authentischer Begegnung über die Kulturgrenzen hinweg.[65] Im gegebenen Zusammenhang bedeutet solche Bewusstseinsrevision die nicht zuletzt auch Goethesche Wende von der humanistischen Bildung (die W. H. Bruford nicht ohne angelsächsisches Befremden als »self-cultivation« übersetzte)[66] zur Anerkennung der in England beheimateten globalen Bildung, die im »zweiten Entdeckungszeitalter« auch in deutschen Landen aufräumte mit ihrer von Lichtenberg anglophil monierten »ungewöhnlichen Unbekanntschaft mit der Welt«.[67] Bis zu einem gewissen Grade findet von dieser Blickerweiterung aus auch die kontrovers beantwortete Frage eine Klärung, wieweit die Weimarer Klassik mit ihrer »Weltumsicht« (WA I 36, S. 323) tatsächlich »weltbürgerlich« war im Sinne von Goethes Notizen zur Fortsetzung von ›Dichtung und Wahrheit‹ oder aber, »innere Cultur« (WA I 53, S. 383) bevorzugend, in »nationaler und kontinentaler [europäischer] Beschränktheit« verblieben sei.[68] Zu erwarten wäre da jedoch keine Antwort in der Art eines Entweder-Oder.

Dafür zunächst zwei Zeugnisse: ein frühes, in einem Brief an Herder vom 14. Oktober 1786: »Die Fremde hat ein fremdes Leben und wir

65 Vgl. Guthke, Der Blick in die Fremde, a. a. O., S. 3 f., und Goethes Weimar (Anm. 7), S. 20 f., Wolfgang Reinhard, Lebensformen Europas. Eine historische Kulturanthropologie, München ²2006, S. 18 f., 381–390.

66 The German Tradition of Self-Cultivation. Bildung from Humboldt to Thomas Mann, Cambridge 1975.

67 Schriften und Briefe, hrsg. von Wolfgang Promies, München 1967–1992, Bd. 3, S. 269.

68 Urs Bitterli, Die »Wilden« und die »Zivilisierten«, München 1976, S. 210. Gegenthese: Bernd Thum und Elizabeth Lawn-Thum, ›Kultur-Programme‹ und ›Kulturthemen‹ im Umgang mit Fremdkulturen. Die Südsee in der deutschen Literatur, in: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 8 (1982), S. 1–38, hier: S. 17.

können es uns nicht zu eigen machen, wenn es gleich als Gästen gefällt« (WA IV 8, S. 33) und ein spätes, aus den ›Noten und Abhandlungen‹ zum ›Divan‹: dem schon zitierten Wunsch, »als ein Reisender angesehen zu werden«, folgt »dem es zum Lobe gereicht, wenn er sich der fremden Landesart mit Neigung bequemt, deren Sprachgebrauch sich anzueignen trachtet, Gesinnungen zu theilen, Sitten aufzunehmen versteht. Man entschuldigt ihn, wenn es ihm auch nur bis zu einem gewissen Grade gelingt, wenn er immer noch an einem eignen Accent, an einer unbezwinglichen Unbiegsamkeit seiner Landsmannschaft als Fremdling kenntlich bleibt« (WA I 7, S. 4).

Zugrunde liegt dieser Philosophie des Reisenden die Überzeugung, die David Bell in der Einstellung des ›Divan‹-Autors zur Kultur Persiens aus anderen Zeugnissen freigelegt hat, dass nämlich zwischen Asien und Europa eine »perceived communality«, »a shared vision«, ja: »underlying unity« bestünde, »that blurs the distinctions of East and West«; statt vermeintlich »absoluter« Differenz (die in Saids ›Orientalism‹ zu Geringschätzung des Fremden führe) gewahre Goethe »productive links«, die Empathie, Sympathie und sogar »a sense of kinship« zwischen ihm und Hafis ermögliche.[69] Goethes Vorstellung von Weltliteratur bringt sich damit in Erinnerung als Kulturgrenzen überschreitendes Gespräch über mehr als nur Literatur im Miteinander nicht allein einzelner Partner, sondern ganzer »Nationen«. Goethe gibt 1828 das Stichwort dazu in ›Über Kunst und Alterthum‹ (VI, 2) anlässlich des ›Edinburgh Review‹: nicht sollen »die Nationen […] überein denken, sondern sie sollen nur einander gewahr werden, sich begreifen, und wenn sie sich wechselseitig nicht lieben mögen, einander wenigstens dulden lernen«, nämlich in ihren Eigentümlichkeiten, die sie definieren und insofern auch trennen (WA I 41/2, S. 348). Da dies Trennende, das die Philosophie des Reisenden durchaus nicht vertuscht, aber nicht zu »orientalistischer« Feindseligkeit oder auch überheblicher Duldung führt, vielmehr Respekt vor dem »Anderen« verlangt, ist die Stimme der Weimarer »Menschlichkeit« auch und gerade in der Gegenwart noch hörenswert.

69 David Bell, Goethe's Orientalism. Goethe and the English-Speaking World. Essays from the Cambridge Symposium for the 250th Anniversary, Rochester, NY 2002, S. 199–212, Zitate: S. 206–208.

Rüdiger Scholz

Die Papiergeldaktion in Goethes ›Faust‹ und die Forschung

Die Diskussion über Faust-Mephistos Papiergeldaktion im ersten Akt von ›Faust‹ II ist in den letzten Jahrzehnten immer lebhafter geworden. Das hängt zusammen mit der sich verstärkenden negativen Wertung Fausts in Goethes Drama. Die Faust-Kritiker, die wie Gerhard Kaiser und Oskar Negt so weit gehen, sich Faust als KZ-Kommandanten vorzustellen, werten die Papiergeldaktion immer schärfer als teuflischen Betrug. Sie sehen in der Aktion einen weiteren Beweis für Fausts Charakter als Betrüger und als Scheiternder. Michael Jaeger erklärte in 2014 die Papiergeldaktion als »hasardeurhafte Geldschöpfung aus dem Nichts«.[1] Sein Lehrer und Förderer Hans-Jürgen Schings brachte die Täuschungsmanöver von Cagliostro mit Mephistos Papiergeldaktion in Verbindung.[2] Karl-Heinz Brodbeck, Professor für »Volkswirtschaftslehre, Kreativitätstechniken und Wirtschaftsethik«, meint, dass sich das Papiergeld »als eine leere Illusion erweist«.[3] Manfred Osten spricht von »völliger Entgrenzung der Produktion, der Geldschöpfung ohne Wertschöpfung«.[4] Anne Bohnenkamp bringt die Papiergeldaktion mit dem Scheitern der Landgewinnung in Zusammenhang: »Wie für das im ersten Akt geschaffene Papiergeld stehen auch hier die Aussichten auf ein Erreichen des jeweils antizipierten Ziels allerdings schlecht.«[5]

1 Michael Jaeger, Wanderers Verstummen, Goethes Schweigen, Fausts Tragödie. Oder: Die große Transformation der Welt, Würzburg, 2014, ³2015, S. 477.

2 Hans-Jürgen Schings, Magier der Moderne. Cagliostro, Saint-Simon und Faust, in: ders., Zustimmung zur Welt. Goethe-Studien, Würzburg, 2011, S. 421–435.

3 Karl-Heinz Brodbeck, Faust und die Sprache des Geldes. Denkformen der Ökonomie – Impulse aus der Goethezeit, Baden-Baden 2016, S. 365.

4 Manfred Osten, Goethes Diagnose und Therapie der Krisen des 21. Jahrhunderts, in: Faust Jahrbuch 2014–16 (2019), S. 195–206, hier: S. 197.

5 Anne Bohnenkamp, Zeit und Geld in Goethes ›Faust‹, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 94 (2020), S. 203–218, hier: S. 215.

DOI https://doi.org/10.46500/83535279-002

Neu ist diese Position nicht. Die überwiegende Zahl der Interpreten wertete schon immer das Papiergeld allein als Betrug; man stützt sich dabei auf die Darstellung als Schein-Reichtum in der Szene »Lustgarten« (I. Akt) und auf den Vers 10245, wo Mephisto vom »falschen Reichtum« spricht, den Faust und er dem Kaiser »in die Hände spielten«, und vom »Papiergespenst der Gulden« (v. 6198). Erich Trunz verstieg sich zu den starken Worten, die Entstehung des Papiergeldes sei »Hybris«, »wie die Magie überhaupt: Gewaltsamkeit, ein Zwingenwollen ohne Wachsenlassen, ein Ergreifen der Sache ohne Arbeiten am Ich, moderne Form frevelhafter Überschreitung menschlicher Grenze«.[6]

Friedrich Kreyßig bezeichnete schon 1866 die Herstellung von Papiergeld als »ziemlich schwindelhafte Finanzoperationen«.[7] – 1936 sah Hans Heinrich Borcherdt im Papiergeld eine »teuflische Erfindung« und meinte, Faust werde »mitschuldig«.[8] – Für Wilhelm Emrich wird »das Echte […] durch etwas Scheinhaftes ersetzt. Darin sah Goethe das eigentliche Übel des modernen Wirtschafts- und Staatslebens.«[9] Selbstverständlich stimmt Emrich dem zu. – Pierre Grappin hielt es 1974 als Zeichen für die Verdorbenheit des Staates.[10]

Gegenpositionen gibt es spärlich. Nur ganz wenige lassen sich auf eine historisch ökonomische Analyse ein.

Die Ursache der Kontroverse liegt darin, dass es den wenigsten um das Verständnis von Goethes Darstellung geht. Vorrangig ist das Ziel, das eigene Weltbild im Faust-Drama zu bestätigen. Das wird besonders deutlich an der These von Goethes angeblicher Kritik der Moderne als übel veloziferischer Beschleunigung des Lebens. In gleichem Maße unterliegt die Papiergeldaktion dem Ziel, die Verderbtheit der Moderne

6 Erich Trunz, Kommentar, in: Johann Wolfgang Goethe, Werke, Hamburger Ausgabe in 14 Bänden, Bd. 3, München [9]1972 (zuerst Hamburg 1949), S. 421–664, hier: S. 546.

7 Friedrich Kreyßig, Vorlesungen über Goethe's Faust, Berlin 1866, S. 181.

8 Hans Heinrich Borcherdt, Die Mummenschanz im Zweiten Teil des ›Faust‹. Versuch einer Deutung, in: Goethe. N. F. des Jahrbuchs der Goethe-Gesellschaft 1 (1936), S. 289–306, hier: S. 305.

9 Wilhelm Emrich, Das Rätsel der Faust II-Dichtung. Versuch einer Lösung (1960), in: ders., Geist und Widergeist. Wahrheit und Lüge der Literatur. Studien, Frankfurt am Main 1965, S. 211–235, hier: S. 227.

10 Pierre Grappin, Zur Gestalt des Kaisers in ›Faust‹ II, in: Goethe-Jahrbuch 91 (1974), S. 107–116, hier: S. 111 f.

zu beweisen – mit und durch Goethes Drama und seines Protagonisten wie seines Autors.

Wie aktuell Goethes Bewertung des Papiergeldes scheint, belegt die Frankfurter Festwoche im Jahr 2012 zum Thema »Goethe und das Geld«. Das Freie Deutsche Hochstift veranstaltete eine Ausstellung über »Goethe und das Geld«. Die Ausstellung wurde großzügig mit Geld von der »Interessengemeinschaft Frankfurter Kreditinstitute« versorgt, in der zwölf Geldinstitute vereinigt sind, an der Spitze die Deutsche Bank.

Der von Vera Hierholzer und Sandra Richter herausgegebene 280-seitige Band: ›Goethe und das Geld. Der Dichter und die moderne Wirtschaft‹, spiegelt die Situation der ›Faust‹-Forschung. Die Wertung der Papiergeldaktion als Betrug überwiegt bei weitem. Die Beiträge sind zu kurz, um mehr als ein Statement zu sein.

Die beiden Herausgeberinnen formulieren in ihrer Einleitung: Die Papiergeldscheine »ermöglichen zwar Fausts wirtschaftliche Großtat der Landgewinnung, diese entpuppt sich aber am Ende als Selbsttäuschung«.[11] Hans Christoph Binswanger wiederholt 2012 noch einmal seine These von der Papiergeldaktion als Alchemie und bringt das behauptete Scheitern der Landgewinnung in den Zusammenhang mit der Papiergeldaktion, die scheitert, weil Faust Geldschöpfung als Wertschöpfung mit Weltschöpfung verwechselt. Michael Jaeger meint: »Die ungedeckten Geldscheine, einmal in Umlauf gebracht, ruinieren die Ökonomie insgesamt und negieren ihre Werte.«[12] Fotis Jannidis spricht schon im Titel von »Mephistos Papiergeldschwindel«, »In der Papiergeldszene aber werden die realen Deckungsverhältnisse, die meist komplexer waren, zu einem eindeutigen Betrugsmanöver vereinfacht«.[13] Anderer Meinung sind Ulrich Rosseaux und Eric Achermann.

Ich erhebe noch einmal Einspruch gegen die These, die Papiergeldschöpfung habe Goethe als teuflischen Betrug dargestellt. Die Einführung des Papiergeldes als Lösung der finanziellen Probleme von Kaiser

11 Goethe und das Geld. Der Dichter und die moderne Wirtschaft, hrsg. von Vera Hierholzer und Sandra Richter, Frankfurt am Main 2012, S. 19.

12 Michael Jaeger, Fausts Ökonomie – oder: Produktion der Angst, ebd., S. 52–55, hier: S. 52.

13 Fotis Jannidis, »Und fehlt es da, so gräbt man eine Zeit«. Mephistos Papiergeldschwindel – ein Projekt der Moderne?, ebd., S. 56–61, hier: S. 56, 58.

Karl V. ist in Goethes Text kein reines Betrugsmanöver. In jüngster Zeit ist es das Verdienst von Ulrich Rosseaux, darauf hingewiesen zu haben:

> Allerdings spiegelt die Papiergeldszene im ersten Akt des Dramas nicht nur die zeitgenössische Skepsis gegenüber dem Geld aus Papier wider, sondern thematisiert zugleich auch dessen Anziehungskraft. Der Kaiser kann sich aus seiner finanziellen Notlage befreien, die Geldschöpfung steigert den Konsum und befördert Handel und Wandel.[14]

Ähnlich urteilt im selben Band Eric Achermann:

> […] die Opposition zwischen einer legitimen, althergebrachten sowie real begründeten Münzwirtschaft und einem betrügerischen, modernistischen sowie willkürlichen Papiergeld liefert nicht den Schlüssel zum Verständnis der ›Lustgarten‹-Szene. […] Die ›Lustgarten‹-Szene steht also nicht einfach für Goethes Aversion gegen Papiergeld, die im Übrigen so eindeutig nicht ist.[15]

Achermann sieht das Scheitern im unangemessenen Verhalten des Kaisers und seines Kanzlers, eines bigotten Theokraten.[16]

Die Darstellung der Papiergeldschöpfung im Drama

Diese These ist richtig. Das Scheitern kommt erst durch das Verhalten des Kaisers und seiner Regierung und durch die egoistische Genussmoral des Adels zustande. Außerdem haben alle, die die These vom teuflischen Betrug vertreten, die historischen Bezüge übersehen oder falsch bewertet. Im Text ist es allein Mephisto, der vom »Papiergespenst der Gulden« spricht und damit die Sache als Betrug ausgibt.

Die Klärung der ökonomischen Bedeutung des Papiergeldes ist deswegen dringlich, weil diese Aktion in unmittelbarem Zusammenhang mit der Konzeption des Staates, d.h. der Funktion des Kaisers und des

14 Ulrich Rosseaux, »Höchst verwickelt«. Geld zur Zeit Goethes, ebd., S. 66–72, hier: S. 72.

15 Eric Achermann, Scheinhafter Zauber. Zu Papiergeld, Münze und Kredit bei Goethe, ebd., S. 74–79 hier: S. 76.

16 Ebd., S. 79.

Staatsbegriffs Goethes, steht. Und sie steht im Zusammenhang mit der Bewertung von Faust Projekt der Landgewinnung im 5. Akt.

Daher ist noch einmal auf die Szene »Lustgarten« einzugehen. Der Vorgang: In den Szenen »Kaiserliche Pfalz« versammelt sich der Staatsrat des Kaisers im Thronsaal und stellt lamentierend fest, der Egoismus der Untertanen habe es dahin gebracht, dass die Einnahmen des Kaisers gesunken sind und man kurz vor der Pleite, d.h. der Zahlungsunfähigkeit, steht. Da springt Mephisto als Narr ein und entwickelt einen Weg, wie man zu Geld kommt. Der Kaiser als oberster Lehnsherr ist der oberste Eigentümer allen Grund und Bodens im Reich. Er soll auf noch zu hebende Bodenschätze, die Staatseigentum infolge des Staatsmonopols sind, Anteilscheine verkaufen.

Mephisto vertröstet den ungeduldigen Kaiser mit der Ausführung der Geldbeschaffung auf das Ende des bevorstehenden Festes (v. 5047–5056). Nach der Mummenschanzszene, dem großen karnevalistischen Fest am Kaiserhof, stellt man in der Ernüchterung des nächsten Morgens im Schein der Morgensonne im Lustgarten des Hofes fest, dass das Geldproblem gelöst ist. Mephisto hat Staatsschuldscheine mit folgendem Text und der Unterschrift des Kaisers ausgeben lassen:

> Zu wissen sei es jedem, der's begehrt:
> Der Zettel hier ist tausend Kronen wert.
> Ihm liegt gesichert, als gewisses Pfand,
> Unzahl vergrabnen Guts im Kaiserland.
> Nun ist gesorgt, damit der reiche Schatz,
> Sogleich gehoben, diene zum Ersatz. (v. 6057–6062)[17]

Dieser Staatsschuldschein wird vom Markt angenommen und wie Geld verwendet, so dass die Schulden des Kaisers getilgt werden.

Was Goethe hier in etwas grotesker und ironischer Form vorführt, ist der Reflex auf das neuzeitliche staatliche Banknotenwesen und auf den Staatskredit.

17 Zitiert wird nach der Hamburger Ausgabe (wie Anm. 6).

Die Staatsanleihe

Das System der Staatsschuld dient bei der Ausbildung des Kapitalismus dazu, das bei vielen Bürgern verstreut vorhandene Geld, das nutzlos als Schatz gesammelt und als Spareinlage im Strumpf verwahrt wird, beim Staat zu konzentrieren und dort zu Kapital werden zu lassen.

Die Staatsanteilscheine sind nicht durch Gold und Silber gedeckt, sondern durch die Kontinuität der Steuereinnahmen, aus denen die Verzinsung bezahlt wird und die Rückzahlung des Kapitals erfolgt. Im ›Faust‹ werden nicht einmal lokalisierte Bodenschätze als Sicherheit angeboten. In der Realität lassen sich solche Papiere deswegen verkaufen, weil sie verzinst werden, das Geld sich also für den Besitzer von Anteilscheinen als Kapital vermehrt, und weil die Gläubiger auf die kontinuierlichen Steuereinnahmen des Staates als Sicherheit vertrauen.

Die Zinszahlung ersetzt Goethe durch das Pfand der ungehobenen Bodenschätze. Das ist nicht illusorisch, denn die Kapitalinvestition in Bergbauunternehmen zur Gewinnung von Bodenschätzen würde zur Wertschöpfung und damit zu dem versprochenen Gewinn führen. Goethe lässt die Zwischenstufe aus, die Verzinsung, und verfälscht damit die Realität, aber nur wenig.

Betrug ist das nicht. Es ist unerheblich, ob allein das Steueraufkommen die Rückzahlung mit Zinsen garantiert, oder ob sie in Form veräußerlicher Güter wie im Fall der Assignaten (Goethes anschauliches Beispiel) geschieht, die mit 5 % verzinst und mit ehemals feudalem Landbesitz zurückgezahlt werden sollten.

Das System funktioniert, weil der Staat Steuern einzieht und die Käufer ihr Vertrauen in diese Steuern des Staates setzen. Dieses Vertrauen bewirkt, dass die Anteilscheine selbst wieder wie Geld weitergereicht werden. Es vergrößert sich also die Menge des im Staat umlaufenden Geldes, weil der Bürger sein Geld nicht mehr nutzlos liegen, sondern als Kapital arbeiten lässt. Dadurch wird die Wirtschaft angekurbelt, weil der Staat mit dem Kapital Unternehmungen finanzieren kann.

Goethe beschreibt also ein in der Realität vorhandenes und funktionierendes System, das in allen kapitalistischen Staaten bis auf den heutigen Tag Anwendung findet. Der erste, der die staatsökonomische Bedeutung der Staatsanleihen herausgestrichen hat, war Karl Marx:

> Der öffentliche Kredit wird zum Credo des Kapitals. […] Die öffentliche Schuld wird einer der energischsten Hebel der ursprünglichen Akkumulation. Wie mit dem Schlag der Wünschelrute begabt sie das unproduktive Geld mit der Zeugungskraft und verwandelt es so in Kapital, ohne daß es dazu nötig hätte, sich der von industrieller und selbst wucherischer Anlage unzertrennlicher Mühverwaltung und Gefahr auszusetzen.[18]

Marx zeigt sowohl die Leistung dieses Staatsschuldsystems auf wie auch, in welchem Interesse dieses System gehandhabt wird; ferner macht er das Risiko deutlich. Das System kann nur bei ständigem Wachstum der Wirtschaft funktionieren, d.h. wenn die Steuereinnahmen ständig steigen. Das Wirtschaftswachstum aber wird durch das Staatsschuldensystem kräftig gefördert, nicht nur heute, sondern schon im 18. Jahrhundert. Im 19. Jahrhundert blüht dieses System auf und schafft die internationale Klasse der Hochfinanz, namentlich am besten greifbar am Aufstieg des Bankhauses Rothschild mit Vertretern in den führenden europäischen Hauptstädten.

Die Macht dieses internationalen Finanzkapitals war schon im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts so groß, dass Ludwig Börne 1834 ironisch meinte, man solle die Könige verjagen und gleich die Rothschilds auf deren Thron setzen.[19] Und Heinrich Heine hat 1840 James Rothschild, den Nutznießer des Staatsschuldensystems, als einen der größten Revolutionäre und Terroristen der Neuzeit bezeichnet, der durch die Macht des Geldes die Demokratie befördert.[20]

Die Banknote

Da Goethe die Verzinsung und den Rückzahlungstermin fortlässt, ist der Schuldschein auch zu sehen als Banknote. Der Kaiser setzt neben Gold und Silber sein Papiergeld als Zahlungsmittel ein und verpfändet

18 Das Kapital I, Kapitel 24; MEW, Bd. 23, S. 782.

19 Briefe aus Paris, 1834, 72. Brief, 28. Januar 1832; Ludwig Börne, Sämtliche Schriften, hrsg. von Inge und Peter Rippmann, Bd. 3, Düsseldorf 1964, S. 483.

20 Heinrich Heine, Ludwig Börne, Eine Denkschrift, 1840, Erstes Buch; Heinrich Heine, Sämtliche Schriften, hrsg. von Klaus Briegleb, Bd. 4, München 1971, S. 29 f.

noch zu entdeckende Bodenschätze. Der Begriff »Papiergeld« weist auf Banknoten.[21]

Banknoten, eine Erfindung der Chinesen, durch Marco Polo seit 1276 bekannt, deren Wert letztlich der Staat garantieren muss, sind in Europa als Zahlungsmittel bereits Anfang des 15. Jahrhunderts aufgekommen. 1407 wurde in Genua eine »Zettelbank« errichtet, um den Transport von Münzen zu ersparen.[22] 1609 gab es Banknoten der Bank von Amsterdam, 1661 der Bank von Stockholm, der schwedischen Reichsbank, 1694 der Bank von England, die zum Zweck einer Staatsanleihe gegründet wurde.

Im 18. Jahrhundert besteht trotz erfolgreicher Banknotenausgaben immer noch große Skepsis.[23] Das Vertrauen in diese Zahlungsmittel sollte in der Realität durch die nachweisbare Deckung in Gold und Münzen aus Edelmetall bestehen, das die Bank in ihren Tresoren aufbewahrt und auf Verlangen gegen die Banknote ausgibt. Das aber geschah nicht. 1797 wurde durch Beschluss des Parlaments die Bank von England von der Verpflichtung befreit, Banknoten in Münzgeld umtauschen zu müssen.

Auch hier funktioniert das System so lange, als der Staat nicht mehr Banknoten ausgibt, als Waren- und Dienstleistungen bestehen. Werden mehr Banknoten gedruckt, verfällt ihr Wert, es tritt Inflation ein.[24]

Gefährdet ist das Papiergeld der Banknoten auch durch Staatsbankrott. Die Entwicklung des Systems der Banknoten und die Entwicklung

21 Zur Goethezeit bezeichnete »Papiergeld« sowohl Banknoten wie Staatsanleihen, so der Artikel »Papiergeld« in Krünitz' Lexikon: Johann Georg Krünitz, Oeconomisch technologische Encyclopädie, Bd. 107, hrsg. von Heinrich Gustav Flörke, Artikel Papiergeld, S. 3–106, hier: S. 4. – Hans Christoph Binswanger geht von einer »Bankgründung auf privater Basis« aus. »Sie dürfte wohl ›Faust, Mephistopheles & Co.‹ geheißen haben!«; ders., Goethe als Ökonom. Chancen und Gefahren der modernen Wirtschaft im Spiegel von Goethes Dichtung, in: Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie XI. Die Darstellung der Wirtschaft und der Wirtschaftswissenschaften in der Belletristik, hrsg. von Bertram Schefold, Berlin 1992, S. 109–131, hier: S. 116.

22 Krünitz, a. a. O., S. 6.

23 Das stellt auch Binswanger, Goethe als Ökonom (Anm. 21), S. 115 f., dar.

24 Die Deckung der Banknoten ist bis heute ein Problem. Die zur Goethezeit aktuellen Probleme stellt der Artikel »Papiergeld« bei Krünitz (Anm. 21) gut dar. Dargestellt wird auch die Geschichte des Papiergeldes, S. 54–106, detailliert mit Zahlenangaben zu den Assignaten S. 66–74.

eines Territorialstaates zu einem modernen Anstaltsstaat mit Staatshaushalt und verlässlichem System der Steuererhebung und Steuereintreibung bedingen einander. Ohne diese feste staatliche Ordnung gibt es kein Vertrauen in Banknoten – und auch nicht in Staatsanleihen. Entsprechend schleppend haben sich Banknoten durchgesetzt, obwohl ihr Vorteil auf der Hand liegt: Die Betrügereien durch Münzverschlechterung, also die Verringerung des Edelmetallgehalts einer Münze, entfielen, ebenso die tonnenschweren Münztransporte. Außerdem entwickelte sich das System der Banknoten zusammen mit dem sogenannten Buchgeld, d.h. Zahlungen erfolgten als Gutschreibungen oder Abbuchungen auf und von Bankkonten ohne die materielle Übergabe von Münzen oder Banknoten, also als bargeldloser Zahlungsverkehr. Die 1609 gegründete Amsterdamer Wechselbank war die erste Bank, die das Buchgeld einführte.

Staatsanleihe und Banknote

Dass Goethes Darstellung aber mehr den Staatskredit meint als die Einführung von Banknoten, beweist Fausts Rede, durch Nutzung von Bodenschätzen »das Papiergespenst der Gulden« (so Mephisto v. 6198) aus der Sphäre des Scheins in die Realität zu überführen:

> Das Übermaß der Schätze, das, erstarrt,
> In deinen Landen tief im Boden harrt,
> Liegt ungenutzt. Der weiteste Gedanke
> Ist solches Reichtums kümmerlichste Schranke;
> Die Phantasie, in ihrem höchsten Flug,
> Sie strengt sich an und tut sich nie genug.
> Doch fassen Geister, würdig, tief zu schauen,
> Zum Grenzenlosen grenzenlos Vertrauen. (v. 6111–6118)

Selbst wenn der Schluss ironisch gemeint ist, so hat Faust im wörtlichen Sinn Recht, wenn er das Papiergeld als Hebel der erstarrten Schätze im Boden bezeichnet. In Wirklichkeit ist die unfruchtbare Hortung von Geld, damals in Form von Gold- und Silbermünzen, als Schatz ein Hemmnis für die Wirtschaft. Erst durch die Verwandlung dieses Geldes in Kapital durch den Staatsschuldschein wird es für das Gemeinwesen nützlich, können Investitionen erfolgen.

Die Unsicherheit dieses Zahlungsmittels und seines Werterhalts besteht in Goethes Szene in der Desolatheit des Heiligen Römischen Reiches unter Kaiser Karl V. Ohne gefestigte staatliche Macht, die Faust und Mephisto im 4. Akt erst sichern müssen, kein Vertrauen in die Zahlungsmittel Banknoten und Staatskreditpapiere.

Die ökonomische Analyse der dramatischen Darstellung

Die Analyse von Goethes Darstellung im ›Faust‹ ergibt:

1) Goethe stellt das System der Staatsschuld auf dem aktuellen Stand seiner Zeit dar, wenn auch nicht ganz korrekt. Die Vermischung mit dem System der Bargeldzahlung mit Banknoten anstatt mit Edelmetallmünzen hat ihre Ursache darin, dass auch die von Mephisto ausgegeben Banknoten nicht durch Edelmetallmünzen gedeckt sind. Daher Mephistos Rede vom »Papiergespenst der Gulden«. Außerdem ist korrekt, dass Staatskreditpapiere wie Zahlungsmittel fungieren, also die umlaufende Geldmenge vergrößert wird.
2) Die tendenziell negative Wertung ist bei Goethe in der Erfahrung der Assignatenkatastrophe während der Französischen Revolution begründet. Davor war es, trotz aller Erfolge, das letztliche Scheitern von John Law, eines genialen Finanzökonomen zu Anfang des 18. Jahrhunderts, eines Abenteurers in der Finanzwelt wie Faust in den Naturwissenschaften. Law, ein ausgezeichneter Mathematiker, der sein Können erfolgreich für Berechnungen im Glücksspiel nutzte, wurde dadurch reich. Wegen eines Duells in Schottland zum Tode verurteilt, gelang ihm in der Berufungsverhandlung durch Bestechung die Flucht, die ihn nach Frankreich führte. Dort freundete er sich 1707 mit Philipp von Orléans an, der 1715 Regent wurde und John Law im selben Jahr zum Chef der Banque Générale in Paris machte. Zugleich wurde Law Contrôleur général des finances, damit hatte er das höchste Amt im Staat nach dem König inne.

Auch John Law ließ Geld drucken, das allerdings als Anleihe fungierte, da es mit zwei Prozent verzinst wurde.

> Das entscheidend Neue an Laws Vorgehen war, nicht nur Edelmetalle, sondern auch Grundvermögen – mit dessen in der Zukunft liegenden Ertragsaussichten – zur Deckung des Notenumlaufs her-

anzuziehen. Law strebte an, mittels so geschaffenen Papiergelds Deflation zu verhindern und Handel und Gewerbe mit hinreichend Liquidität zu versorgen – ein erst im 20. Jahrhundert als geeignet anerkanntes Konzept. Nach dem Platzen der Spekulationsblase 1720 waren jedoch seine Ideen für die darauffolgenden Generationen seriöser Geldpolitiker tabu. Karl Marx bezeichnete Law später als »eine Mischung aus Schwindler und Prophet«.[25]

»Das Experiment des John Law in Frankreich ruinierte den Ruf des Papiergeldes nicht nur in Frankreich nachhaltig.«[26]

Law hat aber dafür gesorgt, dass die Schulden des französischen Staates sich erheblich verringerten.[27] Im 18. Jahrhundert wurde John Law nicht als reiner Scharlatan gesehen. Ebensowenig scheiterten im 18. Jahrhundert alle Ausgaben von Papiergeld, worauf Ulrich Rosseaux hingewiesen hat. Herzog Carl August erwog 1810, Papiergeld zu drucken und als Zahlungsmittel in seinem Staat einzuführen. Dagegen gab es Widerstand in seiner Regierung, allen voran von Christian Gottlieb von Voigt, Mitglied des Geheimen Consiliums. »Carl August ließ den Papiergeldplan angesichts der allgemeinen Ablehnung, die ihm entgegenschlug, schließlich fallen.«[28] Dagegen gab es im Nachbarstaat Kursachsen Staatspapiere, sog. Kassenbillets, seit 1772. In Preußen wurden seit Juni 1806 »Tresorscheine« ausgegeben.

3) Die Kritik der Staatsschuld als Teufelswerk ist bei Goethe, so lässt sich aus der Szene »Lustgarten« erschließen, motiviert durch die Abwehrhaltung gegenüber der Ausbreitung des Geldes, welches menschliche Beziehungen in Warenbeziehungen verwandelt, während er andererseits das bürgerliche Produktionsverhältnis bejaht und daher Faust die positiven Möglichkeiten aufzeigen lässt.

Der gesamte Vorgang ist, bezogen auf die Situation nach den napoleonischen Kriegen, hoch politisch. Da allen seit 1820 klar ist, dass die von

25 Artikel »John Law«, in: Wikipedia (Bearbeitungsstand: 26. September 2022, 20:31 UTC).

26 Rosseaux, Geld zur Zeit Goethes (Anm. 14), S. 70.

27 Das betont auch Binswanger, Goethe als Ökonom (Anm. 21), S. 115.

28 Gerhard Müller, »Diesmal muß mirs nun freylich ernst und sehr ernst seyn«. Goethe, Carl August und das Finanzwesen in Sachsen-Weimar-Eisenach, in: Goethe und das Geld (Anm. 11), S. 204–213, hier: S. 210.

Napoleon geschaffenen 32 deutschen Staaten zwar eine erhebliche Verbesserung zu den vorher bestehenden ca. 250 selbständigen deutschen Territorien darstellen, aber auf Dauer einem deutschen Nationalstaat weichen müssen, geht es um die Frage der künftigen Verfassung des zu schaffenden deutschen Nationalstaats.

Hier bezieht das ›Faust‹-Drama klar Stellung: Der Kaiser erhält seine Macht durch den Bürger Faust zurück, d.h. die künftige Reichsregierung soll vom Bürgertum abhängig sein. Das Bürgertum stellt das Heer, wie Faust durch Mephisto Truppen für den Kaiser kämpfen lässt. Das Bürgertum vermehrt und sichert durch ein neues Finanzsystem die Einnahmen des Staates. Die Staatsregierung erhält nur wenig Regierungsgewalt, dargestellt in den geradezu läppischen vier Erzämtern. Während in der Realität der bürokratische Anstaltsstaat sich rasant entwickelt und zu einem Machtfaktor jeder Regierung, in welcher Staatsform auch immer, wird, plädiert das Drama für den umgekehrten Weg: Kaum Staatsmacht für die Staatsregierung – eine der Forderungen des Liberalismus.

Das Drama zeigt auch, dass die Hofgesellschaft, d.h. die Adelselite, unfähig ist, sich den künftigen Staatsaufgaben zu stellen. Die Potenz liegt bei dem Duo Faust-Mephisto, und die ist eindeutig bürgerlich, wie Faust ausgestattet mit einer nie nachlassenden Arbeitsmoral und einem grandiosen schöpferischen Unternehmertum in der Nutzung der Natur. Die Papiergeldszene ist Goethes Reflex auf diese Potenz des Bürgertums. Dass es in Goethes Drama nicht reiner Betrug ist, zeigt das Ende: Nur weil der Adel kein Arbeitsethos besitzt, scheitert die Aktion, nicht aber weil Betrug dahintersteckt.

Die Forschung

Einer der ersten, welche die ökonomische Seite der Papiergeldaktion richtig darstellten, war Georg Müller.[29] Er stellt die ökonomischen historischen Details am besten dar, besonders ausführlich und genau zu den Assignaten in der Französischen Revolution. Neuere Interpreten

29 Georg Müller, Das Recht in Goethes Faust, Berlin 1912, S. 219–235. Die zweite Auflage 1957 ist ein Auszug, die Darstellung des Papiergeldes fehlt.

und Interpretinnen der Papiergeldaktion im Faust nehmen Müllers Buch nicht mehr wahr. – Danach hat Dorothea Lohmeyer in ihrem ›Faust‹-Kommentar von 1940 den ökonomischen Hintergrund im Ganzen richtig gesehen.

Richtig und präzise ist die Darstellung der ökonomischen Seite von Marc Shell 1980.[30] Aber auch Shell vernachlässigt das System der Staatsschuldscheine. – Wie auch Bernd Mahl, der 1982 Goethes Beschäftigung mit den ökonomischen Theorien seiner Zeit erforscht und dargestellt hat.[31] Dass es sich bei dem Papiergeld eher um Staatsschuldscheine handelt, habe ich 1982 dargestellt:

> Ich bezweifle, dass die negative Wertung uneingeschränkt das Urteil des Dramas insgesamt ist. Faust vermittelt der kaiserlichen Regierung und damit der Gesellschaft überhaupt eine Möglichkeit, die Schätze der Erde für sich zu nutzen. Denn das sogenannte Papiergeld sind in Wirklichkeit Staatsschuldscheine, die mit dem zu erschließenden Reichtum der Erde abgedeckt sind.[32]

Das ist keine Erfindung Goethes, sondern entspricht Vorschlägen von Physiokraten in der Goethezeit, worauf Thomas Wegmann 2012 hingewiesen hat:

> Dabei wird häufig übersehen, dass der Verweis auf die Bodenschätze, mit dem Mephisto die Deckung monetärer Drucksachen begründet, kein teuflischer, sondern ein genuin akademischer Gedanke ist. Physiokraten […] wiesen schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts immer wieder auf die unter der Erde liegenden, von der Natur produzierten Schätze hin, die durch menschliche Arbeitskraft zu gewinnen seien.[33]

30 Marc Shell, Money and the Mind: the Economics of Translation in Goethe's Faust, in: Modern Language Notes 95 (1980), S. 516–562.

31 Bernd Mahl, Goethes ökonomisches Wissen. Grundlagen zum Verständnis der ökonomischen Passagen im dichterischen Gesamtwerk und in den »Amtlichen Schriften«, Frankfurt am Main [u.a.] 1982.

32 Rüdiger Scholz, Die beschädigte Seele des großen Mannes. Goethes »Faust« und die bürgerliche Gesellschaft, Würzburg ³2011 (¹1982), S. 69.

33 Thomas Wegmann, »Eine der schönsten Erfindungen des menschlichen Geistes«. Ökonomisches im literarischen Werk Goethes, in: Goethe und das Geld (Anm. 11), S. 102–109, hier: S. 108.

Robert Deam Tobin hat 2013 darauf aufmerksam gemacht, dass die Papiergeldaktion im Zusammenhang mit der Rettung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation als Staat steht. Er hat recht. Das Vertrauen in Staatsanleihen beruht auf dem Steueraufkommen des Staates, das die Zentralregierung eintreibt. Das setzt einen verlässlich funktionierenden Staat voraus.

Mit der Zuverlässigkeit des Staates unter Kaiser Karl V. haperte es. Wäre die Aktion erfolgreich gewesen, hätte dies die Macht des Staates, hier Kaiser Karls V., erheblich gestärkt. Der Staat hätte sehr viel Geld durch Staatskredite eingenommen und als Kapital für seine staatlichen Aufgaben ausgeben können.[34]

Auf einem anderen Blatt steht, warum Goethe Banknoten und Staatsanleihen auch als Betrugsmanöver erscheinen ließ. Dahinter stecken die Unsicherheiten des staatlichen Umgangs mit Staatsanleihen. Die Assignaten der Französischen Revolutionsregierung sind das eine, der Staatsbankrott des österreichischen Staates 1811 das andere. Außerdem hatte Goethe als Mitglied der Weimarer Staatsregierung keine Erfahrung mit Staatsanleihen, weil zu Goethes Zeiten der Weimarer Staat keine Staatsanleihen ausgab, sondern sich Geld durch Bankkredite beschaffte. Goethe ist 1783 Beauftragter von Herzog Carl August für die Abwendung des drohenden Staatsbankrotts gewesen. Er hat ihn abgewendet, aber nicht durch die Ausgabe von Staatsanleihen, sondern durch die Halbierung des Heeres, das der Adel finanzieren musste, der dadurch stark entlastet wurde und im Gegenzug die Staatsschulden übernahm.

Reichtum, Verschwenden und Geiz

Die Papiergeldaktion ist in Goethes Drama eingebettet in das Thema Geiz und Verschwendung. Dabei entspricht die isolierte Wertung der Papiergeldaktion nicht der Aussage des Dramas, denn hier ist sie nur ein Teil des im ersten Akt geschaffenen Komplexes und muss im Zusammenhang mit den allegorischen Figuren Plutus, Knabe Lenker und Avaritia gesehen werden. Zu Recht hat Klaus Weißinger die Papiergeldaktion in Verbindung mit Gold und Genuss erklärt:

34 Robert Deam Tobin, Constructing the Nation: Volk, Kulturnation, and Eros in Faust, in: Goethe's Ghosts – Reading and the Persistence of Literature, ed. by Simon Richter and Richard Block, Rochester, NY 2013, S. 149–167, hier: S. 155 f.

> Faust ist in seiner Rolle als Plutus als derjenige in seiner Gruppe aufgetreten, der im Gegensatz zum Geiz (Mephisto) und im Gegensatz zur Verschwendung (Knabe Lenker) trotz kleinerer Pannen besonnen mit Reichtum umgehen kann.
>
> Das zusätzliche Geld wird zum großen Teil für den Konsum verwendet und kurbelt lediglich strohfeuerartig einen Teilbereich der Wirtschaft an. […] Faust kann sich nach der Einführung des Papiergelds nicht um die weiteren wirtschaftlichen Erfordernisse kümmern. Notwendig wäre Investitionen gewesen, […].[35]

Ich habe 1982 auf den Zusammenhang der Papiergeldaktion mit Goethes Begriffen von Reichtum und Glück hingewiesen:

> Der allegorischen Maske Fausts als Plutus entspricht also die gleichzeitig sich vollziehende Einrichtung der Staatsschuldscheine. Faust macht der Gesellschaft das Angebot, Reichtum als Einheit von materiellem Besitz und Selbstverwirklichung durch Arbeit zu gewinnen, Besitz mit Glück zu vereinen. Daß daraus nichts wird, liegt nicht an Faust und nicht an Mephisto, der gute Ideen und Wünsche Fausts zum Unheil umgestaltet, sondern an der Hofgesellschaft. So wie sie die Gaben des Poeten, des Knaben Lenker, als rein materielle Güter mißversteht (v. 5582–5605), so wie sich die »Menge« um Plutus' Gold und Edelsteine reißt, um sie sich egoistisch gierig anzueignen (v. 5709–5762), so wenig macht sie vom Papiergeld angemessenen Gebrauch; das Ziel ist die egoistische Genusssucht. Im Karneval verbrennt sich die Hofgesellschaft fast bei ihrer Raffgier (v. 5751 ff.), in der folgenden Szene hat sie nichts gelernt und will sich mit dem Papiergeldreichtum ein verprassendes Leben einrichten (v. 6145–6171), wodurch Staat und Regierung verkommen, wie sich im 4. Akt zeigt. Daß Fausts Auftritt am Kaiserhof Episode bleibt, liegt also nicht an ihm, sondern an der Hofgesellschaft.[36]

Das Drama wertet also keineswegs die Papiergeldaktion als reinen Betrug, im Gegenteil: Die positiven Möglichkeiten werden genannt. Das Scheitern beruht auf dem desolaten Zustand der Macht des Kaisers und dem arbeitsfaulen Egoismus des Adels.

35 Klaus Weißinger, Goethes Faust: Ökonom – Landesplaner – Unternehmer, Frankfurt am Main 2016, S. 34–36.

36 Scholz, Die beschädigte Seele (Anm. 32), S. 70.

Die meisten Interpreten und Interpretinnen sehen die Ambivalenz der Darstellung nicht und werten die Einführung des Papiergeldes daher als reinen Betrug. Daran hält auch noch Zabka im Jahr 2000 fest, obwohl genauere Analysen vorliegen: »Goethes Papiergeld-Satire richtet sich gegen den Glauben an rein imaginäre Werte, die nicht an reale Wertschöpfungen gebunden sind.«[37] Das ist die Ebene der Wertung durch Figuren der Binnenhandlung, nicht aber die Wertung des Dramas, welches die Widersprüche von Banknoten und Staatsanleihen thematisiert und keineswegs nur eine Satire ist. Auch Hans-Jürgen Schings, der es eigentlich besser wissen müsste, wertet die Aktion als Betrug: »Geld und Geister – im großen Stil, auf Staatsniveau werden die beliebtesten Spielarten neuzeitlicher Magie inszeniert, zum schweren Schaden des Reiches.«[38] Vom schweren Schaden des Reiches steht nichts im Text, der drohende Staatsbankrott besteht ja schon vorher.

Werner Hamacher verunklärt den Sachverhalt. Zwar werden Marx' Ausführungen über die »Bankokratie« im ersten Band von ›Das Kapital‹ zitiert, aber der Ansatz zu einer historisch-ökonomischen Interpretation scheitert schon an der metaphorischen Begrifflichkeit: »hat dieser Kredit die Struktur einer ursprünglichen Selbstakkreditierung, eines schöpferischen Kontrakts mit sich, eines Glaubensakts«. »Die Papiergeldemission ist ein fundamentalökonomisches und fundamentalpolitisches *credo, ergo sum*.«[39] Der ökonomische Ansatz zur Erklärung wird überdeckt durch die Kategorien des Dramas: Alchemie, Betrug, und geht unter in der Ausdeutung als Allegorie des Reichtums und seiner Verzweigungen im Drama.

2003 hat Regina Angela Wenzel das Thema nochmals aufgegriffen.[40] Wenzels Darstellung ist die präziseste von allen. Sie sieht in ›Faust‹ II die Darstellung der Zerstörung des Feudalismus und des Aufstiegs des

37 Thomas Zabka, Reiche Narren. Zur Bedeutung des Papiergeldes im Faust II, in: Peter Stein inszeniert Faust von Johann Wolfgang Goethe, Das Programmbuch zu Faust I und II, hrsg. von Roswitha Schieb, Köln 2000, S. 270–273, hier. S. 273.

38 Schings, Magier der Moderne (Anm. 2), S. 426.

39 Werner Hamacher, Faust, Geld, in: Athenäum. Jahrbuch für Romantik 4 (1994), S. 131–187, hier: S. 140.

40 Regina Angela Wenzel, Faust, in: dies., Changing Notions of Money and Language in German Literature from 1509 to 1956, New York 2003, S. 107–150. Das folgende nach Rüdiger Scholz, Die Geschichte der Faust-Forschung, Würzburg 2011, Bd. 2, S. 752 f.

Kapitalismus. Ihre Darstellung ist methodisch wesentlich besser als alle bisherigen. Sie trennt den historischen Vorgang von der Darstellung Goethes: »It should not be forgotten that paper money was an active agent in and of capitalism as it took hold of the nineteenth century.«[41] Mit dem Papiergeld veränderte sich die Realität: »Money not only alters the perception of reality, it also erodes and changes it *per se*.«[42]

Wenzel sieht Goethes ambivalente Wertung, etwa dass das Drama die Beschleunigung des Untergangs des Feudalismus durch die Ausbreitung des Geldes erfasst,[43] dass Geld sowohl die Bedingung, Geschichte und Zukunft der Menschheit sein kann als auch die Zerstörung der menschlichen Seele durch Auflösung ihres wichtigsten Merkmals (»trait«).[44] »It is the energy of money as well as its dialectical nature that makes it Faustian.«[45]

Wenzel stützt sich dabei auf die hervorragende marxistische Studie zur Bedeutung des Geldes im ›Faust‹ von Marc Shell aus dem Jahr 1980.

Wenzel hat drei Anliegen: Erstens stellt sie heraus, wie weit in der Gesellschaftsdarstellung des Dramas das Geld dominiert und menschliche Beziehungen pervertiert. Die »Gärtnerinnen« verkaufen nicht nur ihre Blumen, sondern sich selbst:[46]

> This process of perverting the natural order of things finds its culmination in the ensuing speech of the mother. She treats her daughter like a bargain offer. To be disposed of as soon as possible and encourages her to prostitute herself in the hope that some ›buyer‹ might be found who will marry her.[47]

Alles kann durch Geld erworben werden. Geld bedeutet Macht und Potenz. Breit werde in Goethes ›Faust‹ die Verbindung zur Sexualität dargestellt.

Bei ihrem zweiten Anliegen skizziert Wenzel den Aufstieg der Bourgeoisie durch Geld: »paper money [is] the agent of capitalism and symbol of money rule«, die dem Feudalismus fremd ist und dieses System

41 Wenzel, a.a.O., S. 122.
42 Ebd., S. 123.
43 Ebd., S. 123.
44 Ebd., S. 135.
45 Ebd., S. 136.
46 Ebd., S. 124 f.
47 Ebd., S. 125.

zersetzt.[48] Thema des Dramas sei der Aufstieg der Bourgeoisie, sowohl ökonomisch als auch politisch, Faust ihr Exponent in seinem Wort von seinem »Weltbesitz«. »Capitalism has taken over from feudalism, money has taken over from feudal social structure, and the *Bürger* now holds political as well as economic power.«[49] Der Kaiser unterliegt dem potenten Bürger Faust, von dem er seine Macht verliehen bekommt: »There is no significant place for a feudal monarch in an industrialized, monetarized, bourgeois economy.«[50] Dieser Aufstieg hat seine Entsprechung in dem Fortschritt der Wissenschaften, in dem Anwachsen des Individualismus und allgemein im Anstieg des säkularen Denkens.[51]

Wenzels drittes Anliegen betrifft die Analyse des sprachlichen Ausdrucks für die neue Struktur von Ökonomie und Gesellschaft. Die Metaphern, vorrangig die Allegorien, bewegen die Vorgänge in einer Dialektik von objektiver Beschreibung und subjektiver Wahrnehmung. Es besteht eine Parallele zur Dialektik des Geldes, das eine unendliche Zahl von Dingen in ein allgemein akzeptiertes und verstandenes Wertesystem übersetzt und zugleich das totale individuelle Handeln erlaubt.[52] Bis in Einzelheiten der Wortassoziationen (Geld-Gold, Geldschein und scheinbare Wirklichkeit usw.) versucht Wenzel zu zeigen, dass Goethe die poetische Sprache und das Papiergeld einander ähnlich mache.[53] »Thus, through the forms and usage of language and money, Goethe articulates the central issues of ›Faust‹ II.«[54]

Wenzels ›Faust‹ II-Kapitel in ihrem Buch über Geld und Sprache ist im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrtausends und Jahrhunderts mit weitem Abstand die wichtigste Analyse über das Verhältnis von ›Faust‹-Dichtung und historischer Realität. Als eine der ganz wenigen legt sie – am Beispiel des Geldes – die Dialektik von Dramenstrukturen frei, und sie argumentiert auf der Ebene der Sprachformen, denen das Weltbild verdeckt und zugleich offenbar anvertraut ist.

48 Ebd., S. 123.
49 Ebd., S. 130.
50 Ebd., S. 129.
51 Ebd., S. 108 f.
52 Ebd., S. 142 f.
53 Ebd., S. 145.
54 Ebd., S. 143.

Resultat: Ohne die Analyse der historisch ökonomischen Seite und ohne den Bezug zu Goethes psychologischen Ansichten über Reichtum, Genuss, Verschwendung, Verausgabung und Arbeit im ›Faust‹ ist kein zutreffendes Verständnis der Papiergeldaktion möglich. Die Papiergeldaktion ist kein teuflischer Betrug, sondern die Szenen sind eine bitterböse Satire auf den Adel.

Holger Schwinn

»Silenos ruht in stillen Wiesengründen …«

Neuentdeckte Lyrik und Eintragungen von Karoline von Günderrode in der Schlosser'schen Bibliothek*

I.

Wenige Wochen vor Karoline von Günderrodes Selbstmord am Rhein am 26. Juli 1806 suchte der Jurist Johann Friedrich (Fritz) Heinrich Schlosser (1780–1851), Neffe des Schriftstellers Johann Georg Schlosser (1739–1799) und Italienischlehrer Bettine Brentanos, Kontakt zu der Dichterin, die im Frankfurter Cronstetten-Hynspergischen Evangelischen Damenstift wohnte, sich im Juli 1806 aber für längere Zeit in Winkel am Rhein aufhielt. Nach Bettine von Arnims Bericht im Erinnerungsbuch ›Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde‹ (1835) kam eine Begegnung zwischen Karoline von Günderrode und dem Juristen nicht zustande:

> […] da kam Fritz Schlosser; er bat mich um ein paar Zeilen an die Günderode, weil er in's Rheingau reisen werde, und wolle gern ihre Bekanntschaft machen […] – wann gehen Sie hin, sagte ich, morgen? – Nein, in acht Tagen; – o gehen Sie morgen, sonst treffen Sie sie nicht mehr; – am Rhein ist's so melancholisch, sagte ich scherzend, da könnte sie sich ein Leid's antun […].[1]

Tage später am Rhein, so die von Bettine literarisch ausgestaltete Szene weiter, »stand der Fritz Schlosser am Ufer, und der Bauer, der sie gefun-

* Für kritische Durchsicht und wertvolle Hinweise danke ich Helmut Hinkel, Renate Moering, Dietmar Pravida, Joanna Raisbeck und Bettina Zimmermann vielmals.

1 Vgl. Bettine von Arnim, Werke und Briefe in vier Bänden, hrsg. von Walter Schmitz und Sibylle von Steinsdorff, Frankfurt am Main 1986–2004, hier: Bd. 2: Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde, hrsg. von Walter Schmitz und Sibylle von Steinsdorff, 1992, S. 82.

DOI https://doi.org/10.46500/83535279-003

den, zeigte ihm, wo der Kopf gelegen hatte und die Füße, und daß das Gras noch nieder liege«.[2]

Schlosser hat sich in einer Rezension von Bettine von Arnims ›Die Günderode‹ (1840) und dem ›Goethe‹-Buch distanziert und diese »Romane« als »blosse Fiction Bettinens« kritisiert, ohne gesondert auf die ihn betreffenden Stellen einzugehen.[3] Stattdessen berichtet er glaubwürdig in einer Notiz von einer einzigen persönlichen Begegnung mit der Dichterin: »Ende Junius oder Anfang Julius sah ich Frl. v. Günderrode im v. Leonhardischen Garten, das erste und letztemal, dass ich sie überhaupt gesehen, in Gesellschaft der beiden Frl. Servière. Ich erfuhr von ihnen, dass sie nach Winkel im Rheingau zu gehen beabsichtigten […].«[4] Es erfolgte, so ergänzt er, eine Einladung ins Rheingau, der er nachkam. Er traf aber erst am 27. Juli in Winkel ein.

Bereits Mitte April 1806 war mit der Drucklegung von Karoline von Günderrodes Textsammlung ›Melete‹ begonnen worden, jenes »in enger Verbindung zu Schellings Naturphilosophie« stehenden jüngsten Werkes der Dichterin,[5] das unter dem neuen Pseudonym »Ion« erscheinen und eine neue Werkphase einleiten sollte.[6] Im Anschluss an die Geschehnisse im Sommer des Jahres wurde die Herstellung im Oktober 1806 endgültig abgebrochen. Friedrich Creuzer, der wenige Monate zuvor mit ›Idee und Probe alter Symbolik‹ als Professor der Philologie und Alten Geschichte hervorgetreten und für die Druckfassung verantwortlich war, vernichtete das Manuskript, von allen Seiten dazu gedrängt, denn »zu offensichtlich waren die biographischen Bezüge«.[7] In

2 Ebd., S. 84.

3 Renate Moering, Fritz Schlosser und die Brentanos. Mit unbekannten Handschriften, in: Goethekult und katholische Romantik. Fritz Schlosser (1780–1851), hrsg. von Helmut Hinkel, Mainz 2002 (= Neues Jahrbuch für das Bistum Mainz, Sonderband 2001/02), S. 45–104, hier: S. 86 f.

4 Ebd., S. 85 f.

5 Helga Dormann, Die Karoline von Günderrode-Forschung 1945–1995. Ein Bericht, in: Athenäum 6 (1996), S. 227–248, hier: S. 241.

6 Vgl. Margarete Lazarowicz, Karoline von Günderrode. Porträt einer Fremden. Frankfurt am Main u.a. 1986 (= Europäische Hochschulschriften I/923), S. 208; Dormann: Die Karoline von Günderrode-Forschung 1945–1995 (Anm. 5), S. 237. »Das Pseudonym ›Ion‹ ist eine Anspielung auf den platonischen Rhapsoden.« (Ebd., S. 236, Anm. 72.)

7 Doris Hopp, Karoline von Günderrode, Frankfurt am Main 2006, S. 47.

einem Brief an seinen älteren Bruder Leonhard erläutert er am 20. Oktober 1806, warum »nun Melete *doch nicht* erscheint«:

> Daub hat mich nämlich durch siegende Gründe (deren Erörterung hier zu weitläufig wäre) überzeugt, daß Unterdrückung dieser Schrift durchaus nötig sey. Auch wünscht der Bruder der Seeligen dies ausdrücklich, dem man doch hier wohl eine entscheidende Stimme lassen muß.
>
> Es ist aber besser wenn Du der H. [Susanne v. Heyden] im Fall Du schreibst, von diesem veränderten Entschluß weiter nichts meldest. Will sie das Büchlein künftig für sich haben, so werde ich ihr eine Abschrift gerne besorgen lassen. Schwarz ist auch gegen den Druck.[8]

Waren noch zu Lebzeiten der maßgeblich von Hölderlins ›Hyperion‹ beeinflussten Dichterin aus dem Umfeld von Klassik und Romantik[9] in rascher Folge 1804 die ›Gedichte und Phantasien‹, 1805 die ›Poetischen Fragmente‹, die ›Geschichte eines Braminen‹ und ›Nikator‹ sowie in der von Creuzer zusammen mit Carl Daub herausgegebenen Zeitschrift ›Studien‹ die dramatischen Werke ›Udohla‹ und ›Magie und Schicksal‹ erschienen (letztere ein Jahr vor der ebenfalls in der Zeitschrift enthaltenen ›Idee und Probe alter Symbolik‹ des Mythenforschers),[10] so schienen mit der Einstellung des ›Melete‹-Drucks und dem jahrzehntelangen Totschweigen der Affäre und des Selbstmords schon bald Leben und Werk der Karoline von Günderrode der Vergessenheit anheimgegeben zu sein: »Keiner hat der Nachwelt die Spuren Deines Lebens und Deiner Begeisterung gesammelt«, beklagte Achim von Arnim in der »Novellensammlung von 1812«: »die Furcht vor dem Tadel der Heil-

8 Universitätsbibliothek Heidelberg, Heid. Hs. 774.80, zit. nach Karoline von Günderrode, Sämtliche Werke und ausgewählte Studien. Historisch-kritische Ausgabe, hrsg. von Walter Morgenthaler, 3 Bde., Frankfurt am Main und Basel 1990–1991 (zitiert als *HKA*), hier: Bd. 3, S. 169; vgl. Die Liebe der Günderode. Friedrich Creuzers Briefe an Caroline von Günderode, hrsg. und eingeleitet von Karl Preisendanz, München 1912, S. 318 (gekürzt).

9 Vgl. dazu zusammenfassend Dormann, Die Karoline von Günderrode-Forschung 1945–1995 (Anm. 5), S. 231.

10 Creuzer schenkte Karoline von Günderrode Ende April 1806, zwei Wochen vor der Publikation in den ›Studien‹, ein gebundenes Exemplar seiner ›Idee und Probe alter Symbolik‹ (vgl. HKA III, S. 369).

losen, hat sie alle gelähmt«.[11] Und tatsächlich ist »ein beachtlicher Teil des Günderrodeschen Werks verloren gegangen«, darunter eine gegen Ende des Jahres 1805 Creuzer geschenkte Erzählung.[12] Im Nachlass, der von Hektor von Günderrode und Susanne von Heyden zusammengestellt wurde, fand sich immerhin einiges Wenige zum literarischen Werk – für das insgesamt »die Bearbeitung griechischer, nordischer, altpersischer, orientalischer und indischer Mythen« bezeichnend ist[13] –, zum Teil von fremder Hand kopiert: 66, nur zum Teil nicht durch zeitgenössische Drucke bekannte Textstücke.[14] Das Studienbuch der Dichterin mit 175 gebundenen Blättern aus dem Zeitraum von 1800 bis 1806 ist überliefert;[15] Briefe und Gegenbriefe wurden zum Teil aufbewahrt, zum Teil vernichtet.[16]

11 Achim von Arnim, Werke in sechs Bänden, Bd. 3: Sämtliche Erzählungen 1802–1817, hrsg. von Renate Moering, Frankfurt am Main 1990, S. 776. Ganz in Vergessenheit geraten war Karoline von Günderrode indes nicht: Sie fand vereinzelt Erwähnung in Gedrucktem, so in der Überschrift von Carl Ernst Wilhelm Buris (1758–1820) Gedicht »Nach Lesung der Gedichte und Phantasien von Tian« (»Konnt'st Du der Menschheit Schranken nicht ertragen?«), erschienen 1816 in ›Die Harfe‹, hrsg. von Friedrich Kind, Bd. 3, Leipzig 1816, 373 f. – mit der Fußnote zum Pseudonym: »Unter diesem angenommenen Namen dichtete *Fräulein von Günderrode*, genialisch und unglücklich, wie Sapho« (ebd., S. 373) – und in einem Schriftstellerinnen-Lexikon aus dem Jahr 1823 zum Beispiel (vgl. Bettine von Arnim, Werke und Briefe [Anm. 1], Bd. 1: Clemens Brentano's Frühlingskranz – Die Günderode, hrsg. von Walter Schmitz, 1986, S. 879).

12 Lazarowicz, Karoline von Günderrode (Anm. 6), S. 243.

13 Dormann, Die Karoline von Günderrode-Forschung 1945–1995 (Anm. 5), S. 239.

14 Vgl. HKA III, S. 40 f., 400–403.

15 Vgl. Doris Hopp und Max Preitz, Karoline von Günderrode in ihrer Umwelt. III. Karoline von Günderrodes Studienbuch, in: Jahrb. FDH 1975, S. 223–323; HKA III, S. 403 f.

16 Vgl. die kommentierte Bibliographie der Briefausgaben in Barbara Becker-Cantarino, Schriftstellerinnen der Romantik. Epoche – Werke – Wirkung. München 2000 (= Arbeitsbücher zur Literaturgeschichte), S. 199 f.; Dieter Burdorf, »Diese Sehnsucht ist ein Gedanke, der ins Unendliche starrt«. Über Karoline von Günderrode – aus Anlaß neuer Ausgaben ihrer Werke und Briefe, in: Wirkendes Wort 43 (1993), S. 49–67, hier: S. 62–65. Im Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts finden sich zwei umfangreiche Beiträge zu den Günderrode-Briefwechseln: Max Preitz, Karoline von Günderrode in ihrer Umwelt. I. Briefe von Lisette und Christian Gottfried Nees von Esenbeck, Karoline von Günderrode, Friedrich Creuzer, Clemens Brentano und Susanne von Heyden, in: Jahrb. FDH 1962, S. 208–306, und ders., Karoline von Günderrode in ihrer Umwelt. II. Briefwechsel mit Friedrich Karl und Gunda von Savigny, in: Jahrb. FDH 1964, S. 158–235.

Es ist Friedrich Schlosser zu verdanken, dass auch die Sammlung ›Melete‹ zumindest teilweise erhalten blieb. Erwin Rohde, der 1896 über die Liebesbeziehung zwischen Friedrich Creuzer und Karoline von Günderrode schrieb, wies erstmals darauf hin; kurz vor dem Abschluss seiner Studie war er durch Alexander von Bernus, Schlossers Erben, auf die erhaltenen Reste aufmerksam gemacht worden.[17] Überliefert sind die ersten vier im Oktavformat erhaltenen Druckbogen aus dem Jahre 1806 (S. 1–64), ergänzt durch eine Abschrift des daran unmittelbar anschließenden Korrekturbogens von Schlossers Hand (S. 65–80).[18] Der Druck bricht mitten in einem Wort in der ›Valorich‹-Prosa ab; der vermutlich kleinere Teil dieses Textes ist somit wie die gesamte Textsammlung als Fragment überliefert; ein Titelblatt bzw. eine Titelei von 1806 sind nicht bekannt.[19] Druckseiten und Manuskript fanden sich seinerzeit in einem »Heftchen in blauem Umschlag«,[20] mit einem beigefügten Blatt zum Überlieferten: »Fragment / eines unedirt gebliebenen / Werks / von / Tian. / 1806. [...] Inhalt der fünf Bogen. / Melete. S. 1. / Scandinavische Weissagungen. S. 29. / Briefe zweier Freunde. S. 49. / Valorich. (Anfang.) S. 73.«[21] Mit dem Fund konnte ein beachtlicher Bruchteil des lange verloren geglaubten Werkes gerettet werden, wobei »unbekannt bleibt, welchen Umfang die handschriftliche Fassung der ›Melete‹-Sammlung hatte«.[22] Zum 100. Todestag der Dichterin Karoline von Günderrode (1780–1806) im Jahr 1906 hat Leopold Hirschberg eine Liebhaberausgabe der ›Melete‹ nach den erhaltenen Texten veröffentlicht.[23] Damit aber schien der Quell der Überlieferung versiegt zu sein.

17 Friedrich Creuer und Karoline von Günderode. Briefe und Dichtungen, hrsg. von Erwin Rohde, Heidelberg 1896, S. 121.

18 Freies Deutsches Hochstift, Hs III–5767, Hs.-Bd. 12.

19 Vgl. HKA I, S. 315–366 (›Melete‹; abbrechend mit »eins-«; Melete. Von Ion, S. 80); HKA III, S. 205 (zu »Valorich«), S. 163–165 und S. 169 (zu ›Melete‹).

20 Melete. Von Ion, [hrsg. von Leopold Hirschberg,] Berlin 1906, S. VI.

21 HKA III, S. 163 f.

22 Lazarowicz, Karoline von Günderrode (Anm. 6), S. 243.

23 Wie Anm. 20.

II.

Nun kann von einem neuen Fund berichtet werden: Die Büchersammlung Fritz Schlossers gelangte als Schenkung im Jahr 1866 nach Mainz.[24] In dieser Schlosser'schen Bibliothek, die in der aus der Mainzer Bibliothek des Bischöflichen Priesterseminars hervorgegangenen Martinus-Bibliothek aufbewahrt wird, befindet sich unter den ca. 30–35000 Bänden ein Exemplar der ›Gedichte und Phantasien. Von Tian‹ (1804), dem zwei weitere Erstdrucke von Günderrode-Werken (›Poetische Fragmente‹ und – aufgeklebt auf entsprechend große Blätter im Oktavformat – ›Nikator‹) sowie Abschriften von Günderrode-Texten angebunden sind.[25] Schlosser vermerkte in dem »eigenhändigen alphabetischen Bibliotheksverzeichnis«, aufbewahrt in der Martinus-Bibliothek, unter der Systematik-Überschrift »Tian.«:[26]

Gedichte und Phantasien von Tian.
Hamburg und Frankfurt in Commission in der J.C. Hermannschen Buchhandlung. 1801.
8°. (1. Bd.)
Angebunden ist:
1. Poetische Fragmente von Tian. 1805. 8°.
2. V. Nikator. Eine dramat. Skizze von Tian. 16°.
3. Einiges Handschriftliche. Theils von Tian, theils auf Tian bezüglich.

Es folgen zwei Seiten mit näheren bibliographischen Angaben zu »Poetische Fragmente von Tian« und »V. Nikator. Eine dramatische Skizze

24 Vgl. Helmut Hinkel, Die Schlossersche Bibliothek in der Martinus Bibliothek, in: Goethekult und katholische Romantik (Anm. 3), S. 207–219, hier: S. 207–209.

25 Den Hinweis auf den Sammelband mit den angebundenen Handschriften (Sign. 3/1843) verdanke ich Dr. Helmut Hinkel (Mainz), dem ehemaligen Direktor der Martinus-Bibliothek. Ihm sei an dieser Stelle vielmals gedankt. – Ein besonderer Dank gilt auch Dr. Hedwig Suwelack, der neuen Leiterin der Martinus-Bibliothek, für weitere Auskünfte sowie die freundlicherweise erteilte Publikationserlaubnis zu den Handschriften und Abbildungen.

26 Ohne Signatur in der Handschriften-Sammlung der Martinus-Bibliothek, zu Heften gebundene handgeschriebene Zettel in 77 Kassetten (= Bde.; vgl. die Abb. F 7 in Goethekult und katholische Romantik [Anm. 3], S. 235), hier: Bd. 71, Faszikel 19. Zu Schlossers »Notizbuch« vgl. Roland Kany, Schlossers Welt. Funktion und Physiognomie einer Bibliothek, in: Goethekult und katholische Romantik (Anm. 3), S. 181–206, hier: S. 195 (mit Abb. 36, S. 194).

in drei Akten von Tian« sowie eine weitere Seite – alle Seiten haben die Überschrift »Tian.« – mit dem ergänzenden Text:

> Von Tian verfasst sind noch:
> Udohla, in zwei Acten.
> Magie und Schicksal, in drei Acten.
> In den Studien, herausg. von Daub
> u. Creuzer. Bd. 1. 1805. (S. 363 ff.)
> Geschichte eines Braminen.
> In S. v. LaRoche Herbstagen. (S. 24–47.)[27]

Auf der Vorderseite der rechten Hälfte des Vorsatzpapier-Doppelblattes des Buches selbst notierte Fritz Schlosser ein Inhaltsverzeichnis der drei in diesem »Sammelband« enthaltenen Drucke und nach einem Interlinearstrich eine Bibliographie der weiteren im Druck erschienenen Werke der Autorin, die nicht mit eingebunden sind:

> Geschichte eines Braminen, von Tiann.
> Steht in »Herbsttage. Von Sophie von La Roche. Leipz. 1805.« S. 24–47.
> Udohla, in zwei Acten. Von Tian.
> Steht im 1tn Band der Studien, 1805, S. 363–401.
> Magie und Schicksal, in drei Acten. Von demselben.
> Steht ebendas. S. 403–461.[28]

Nach einem weiteren Interlinearstrich schließt sich in deutlich jüngerem Schreibduktus die folgende biographische Notiz des Sammlers an:

> Die Verfasserin, Fräulein Carolina v. Günderrode, ward geboren zu Carlsruhe, Freitag, 11. Febr. 1780. Sie starb zu Winkel im Rheingau, Samstag, 26, – und ward daselbst begraben Sonntag, 27, Jul. 1806.

Die am Ende des Buches auf fünf Blättern angebundenen Verstexte sind: ›Der Dom zu Cölln‹ (Bl. 1^{r-v}), »Erde, du meine Mutter …« (Bl. 2^{r}), ›Vertheidigung eines sogenannten frivolen Systems‹ (d.i. eine frühe Niederschrift von ›Wandel und Treue‹; Bl. 3^{r-v}, Bl. 4^{r}), ›Zueignung‹ (Bl. 5^{r}) und ›Wunsch‹ (Bl. 5^{v}). Es folgt ein unbeschriebenes Einzelblatt, das als eine Art Nachsatzpapier – möglicherweise zum Zwecke etwaiger Nachträge – mit eingebunden wurde.[29]

27 Ebd.
28 Sign. 3/1843.
29 Ebd.

Wie sich nun herausgestellt hat, sind zwei dieser Verstexte bislang unbekannt, zwei stellen unbekannte Fassungen dar. Dagegen ist der fünfte Text mit kleineren Varianten auch durch andere zeitgenössische Dokumente überliefert. Bei »Erde, du meine Mutter …« nämlich handelt es sich um eine Abschrift Schlossers der ursprünglichen Inschrift auf dem an der Kirchhofsmauer angebrachten Original-»Grabstein zu Langen-Winkel im Rheingau«, die Herders ›Abschied des Einsiedlers‹ variiert, und zwar nach einem »Blatt«, das man nach dem Tod der Dichterin »in ihrem Zimmer« auffand.[30] Als Literatur begegnete der Grabspruch dem Leser zuerst in Achim von Arnims »Novellensammlung von 1812«, in der ihn an den Ort des Selbstmords führenden Rahmenerzählung, worin es heißt, ohne den Namen der Dichterin zu nennen, aber die Inschrift ihres Grabsteins wörtlich zitierend: »Ein edles musenheiliges Leben sank da in schuldlosem Wahn. […] ›Erde, Du meine Mutter […]‹«.[31] Wie das Zitat in der »Novellensammlung« weichen alle zeitgenössischen Dokumente von der heute vorliegenden, 1927 erneuerten Inschrift zur Günderrode-Grabstätte ab, die sich in Versalien, ohne Interpunktion und mit verändertem Zeilenfall darstellt (»ERDE DU MEINE MUTTER / UND DU MEIN ERNÄHRER / DER LUFTHAUCH / …«).[32] So notierte auch Schlosser in dem von ihm zusammengestellten »Sammelband« mit Werken »Tians«:

Erde, du meine Mutter, und du mein Ernährer der Lufthauch,
Heiliges Feuer, mir Freund, und du, o Bruder, der Bergstrom,
Und mein Vater der Aether, ich sage euch allen mit Ehrfurcht
Freundlichen Dank, mit euch hab ich hienieden gelebet,
5 Und ich gehe zur andern Welt, euch gerne verlassend;
Lebt wohl denn, Bruder und Freund, Vater und Mutter lebt wohl.

---

* Diese der Dichterin sehr werthen Worte stehen auf ihrem Grabsteine zu Langen-Winkel im Rheingau, wo sie im J. 1806. gestorben.

---

30 Hopp, Karoline von Günderrode (Anm. 7), S. 44.
31 Arnim, Werke (Anm. 11), Bd. 3, S. 776
32 Vgl. HKA III, S. 297–299, HKA I, S. 472.

III.

Aus einem Brief Friedrich Creuzers an Karoline von Günderrode vom 23. Juni 1806 erfahren wir von zwei »Lieder[n]«, die bislang nicht aufzufinden waren:

> Deine beiden Lieder sind sehr schön und Tians oder Ions würdig.
>
> Aber eins betrübt mich bei diesen und allen Deinen Liedern an mich, daß ihr Mittelpunkt *unwahr* ist. Ihr Mittelpunkt ist eine Anschauung von einer ganz *seeligen göttlichen Ruhe*, die mein Wesen seyn soll.
>
> Das ist nun leider nicht wahr, indem ich nur in der *Reflexion* existiere und im Denken, und alle *Ruhe*, die etwa in mir seyn mag, ein bloses Abstractum ist, das ich aus Gefühl meiner *Pflichten* erwerbe: *keineswegs* jene seelige Ruhe, die göttlich in sich selbst über allem Denken hinausfliegt.
>
> Dieser Grundirrthum Deiner Anschauung von mir ist ernsthafter Art und macht mir oft sehr bange, indem ich nur allzusehr weis, wie alle meine Bekannte in mir *selbst jene Reflexionsruhe* oft, und mit Recht vermißt haben.
>
> Sehe mich also an ohne Brille. Es thut mir sonst selbst den größten Schaden.
>
> Die *Gesinnung* aber in Deinen Gedichten findet ihren stillen Dank in meinem Herzen.[33]

Laut Walter Morgenthaler sind diese Gedichte »vermutl. verschollen, jedenfalls nicht identifizierbar und (aus zeitlichen Gründen) kaum in ›Melete‹ zu suchen, obwohl in diesen Zusammenhang entstanden«.[34] Ein »Zusammenhang« mit ›Melete von Ion‹ wäre gegeben, wenn die beiden an Creuzer adressierten Gedichte als Widmung für die sich seit Mitte April (und auch noch im Juni 1806) in der Drucklegung befindliche, aber Fragment gebliebene und ohne (Original-)Titelblatt oder Titelei überlieferte Textsammlung gedacht gewesen waren. Solche Zueignungen wurden üblicherweise nach Abschluss der Niederschrift eines Werkes oder gar gegen Ende von dessen Drucklegung dem Hauptteil vorangestellt. ›Melete‹ folgt auf Creuzers ›Idee und Probe alter Symbo-

33 Preisendanz, Die Liebe der Günderode (Anm. 8), S. 299.
34 HKA III, S. 171.

lik‹ mit der darin entwickelten bacchischen Figur des Silenos »als *Seher*«,[35] »ein Wunsch- und Selbstbild des Professors Creuzer mit der Möglichkeit zur Verschwiegenheit, zur Befreiung«.[36] Und was läge näher, als der Versuch, dem Geliebten die Sammlung zuzueignen, nicht unbedingt direkt, aber vielleicht indirekt über die Mythen-Figur des Silenos, des Lehrers des Dionysos der antiken Mythologie, Creuzers »ruhegebende[n] Waldgott«.[37] »Mythos und Symbolik« jedenfalls bilden in der Wissenschaft bzw. der Dichtung – exemplarisch z.B. in dem in den ›Studien‹ erschienen Drama ›Magie und Schicksal‹ – den »geistige[n] Mittelpunkt« des jeweiligen Werkes von Creuzer bzw. Karoline von Günderrode sowie der »symbiotischen Beziehung« der beiden Liebenden.[38]

Die Antwort von Creuzer auf jene in seinem Brief erwähnten »beiden Lieder« enthält indes nur vage Hinweise auf deren Inhalt und Gestaltung: Diese seien an ihn gerichtet, erfahren wir, »Ions würdig« und sie charakterisierten ihn beide »in Anschauung von einer ganz *seeligen göttlichen Ruhe*«. Letzteres ist ein Zitat aus ›Idee und Probe alter Symbolik‹, worin es zu Silenos heißt: »Wir werden diesen Halbgott als ein uraltes Symbol der *seeligen, von aller Beschränktheit befreiten göttlichen Ruhe* kennen lernen«,[39] um dann zum von Silenos repräsentierten »*Glück des Todes*« zu kommen,[40] denn, so heißt es in ›Idee und Probe‹ weiter: »Auch des Todes *Stille* erinnert an den *stillen* Waldgott.«[41]

35 Friedrich Creuzer, Idee und Probe alter Symbolik, in: Studien, hrsg. von Carl Daub und Friedrich Creuzer, Bd. 2, Frankfurt und Heidelberg 1806, S. 224–324, hier: S. 236.

36 Barbara Becker-Cantarino, Mythos und Symbolik bei Karoline von Günderrode und Friedrich Creuzer, in: 200 Jahre Heidelberger Romantik, hrsg. von Friedrich Strack, Berlin und Heidelberg 2008 (= Heidelberger Jahrbücher 51 [2007]), S. 281–298, hier: S. 291.

37 Creuzer, Idee und Probe alter Symbolik, a.a.O., S. 287.

38 Barbara Becker-Cantarino, Mythos und Symbolik bei Karoline von Günderrode und Friedrich Creuzer, a.a.O., S. 281. Vgl. dies., Schriftstellerinnen der Romantik (Anm. 16), S. 205.

39 Creuzer, Idee und Probe alter Symbolik, a.a.O., S. 298.

40 Ebd., S. 248. Creuzer gibt in seiner Abhandlung nach den Quellen die Ansicht des Silenos dazu wieder, »was wohl für die Menschen das Beste sey«: »Am besten ists Allen, Männern und Frauen, nicht geboren zu seyn. Das Nächstbeste aber, was der Mensch erreichen kann […] ist, sobald der geboren, sofort zu sterben.« (Ebd., S. 235 f.)

41 Ebd., S. 249.

Bemerkenswert ist, dass der Briefschreiber in der eingangs zitierten Stelle mit seinem »stillen Dank« die vertrauliche Anrede, das Du, verwendet. Der Wechsel vom Sie zum Du im Günderrode-Creuzer-Briefwechsel, bei dem man sich ab 1805 zur Geheimhaltung gegenüber Sophie Creuzer teilweise der griechischen Schrift bediente,[42] fand allmählich in der ersten Jahreshälfte 1806 statt und war Thema in den Briefen; noch am 5. Juni hatte sich der Mythenforscher erklären müssen, nachdem er am 4. Juni »ein griechisches Blatt« seinem Brief beigelegt hatte:[43]

> Liebe Lina Du siehest doch daß ich blos aus Besorgniß für Dich, im Briefe immer *Sie* gebraucht habe? Das liebe Griechisch aber verstattet mir das vertraute *Du* – Und könntest Du fühlen wie es mir gegen das Herz geht, Dich *Sie* zu nennen. – Nennt man doch auch Gott *Du*, und die heilige Jungfrau *Du*, und jeden Schutzengel *Du*, und bist Du mir nicht das Göttliche das ich im Leibe des Menschen erkenne, nicht die Heilige der Jungfrauen, nicht mein Engel?

Die überlieferten Druckbogen für ›Melete‹ enthalten eine ›Zueignung‹, die kaum erkennbar an Creuzer gerichtet ist, auch ist – abgesehen von den Motiven der Stille und der »Verwiegenheit« und der Blumen-Symbolik (»Einer ihren tiefern Sinn erkennt, / Ihm sind Symbole sie nur, äußre Zeichen«) – kein Bezug zu dessen ›Idee und Probe alter Symbolik‹ oder der Mythen-Figur des Silenos greifbar.[44] Den Silenos-Mythos, der im Zusammenhang mit der »Mythen-Religion« der Günderrode gesehen worden ist,[45] hat der Forscher in seinem Aufsatz aus-

42 Vgl. Hopp, Karoline von Günderrode (Anm. 7), S. 41; Preisendanz, Die Liebe der Günderode (Anm. 7), S. 160, 165 f., 169 f. u. ö.

43 Preisendanz, a. a. O., S. 285.

44 HKA I, S. 318. Vgl. zur »*Bakchische[n] Blumen- und Pflanzenfülle*« Friedrich Creuzer, Idee und Probe alter Symbolik (Anm. 35), S. 305–307; zur Interpretation des Gedichts allgemein Joanna Raisbeck, Karoline von Günderrode. Philosophical Romantic, Cambridge 2022 (= Modern Humanities Research Association. Germanic Literatures 26), S. 160–163.

45 Vgl. Becker-Cantarino, Mythos und Symbolik bei Karoline von Günderrode und Friedrich Creuzer (Anm. 36), S. 296; »Beide, Günderrode und Creuzer, arbeiteten an einer Mythen-Religion«. »Creuzer entwickelte eine problematische Mythen-

gebreitet, in den nicht vernichteten Texten der ›Melete‹ aber sucht man einen Bezug darauf vergeblich. Creuzer entwickelte später die Silen(os)-Thematik weiter, zentral in seinem Hauptwerk ›Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen‹ (1810–1812). Karoline von Günderrode dagegen wählte im Einklang mit Creuzers »problematische[r] Mythen-Religion« um Silenos den Tod,[46] und nur ein Teil der ›Melete‹ entging der Vernichtung durch den Gelehrten, der zudem über einhundert Briefe der Dichterin, vermutlich auch wegen der darin enthaltenen Todesgedanken, vernichten ließ.[47] Zu diesen Vorgängen äußerte sich Creuzer später in seinen, unter dem Titel ›Aus dem Leben eines alten Professors‹ (1848) erschienen Lebenserinnerungen ebenso wenig wie zur Liebesbeziehung zu Karoline von Günderrode, deren Namen in dem Buch nicht vorkommt.[48]

In den hier skizzierten Kontext sind zwei Günderrode-Gedichte einzuordnen, die ein »Du« anreden und die Mythen-Figur des Silenos in seiner »*göttlichen Ruhe*« auftreten lassen, aber nicht in der historisch-kritischen Ausgabe enthalten sind. Sie fanden sich nun unter den Abschriften Schlossers: ›F __ k von Ion. / Zueignung‹ und ›Wunsch‹ (Abb. 1–2). Das erste Gedicht ist ein Sonett und bezieht sich offensichtlich auf Creuzer, der sich mit der Figur des Silenos identifizierte. Es wäre als Zueignung zur ›Melete‹ denkbar (und vielleicht war es von Karoline von Günderrode dafür auch tatsächlich vorgesehen gewesen). Es lautet:

Religion als Wissenschaft, ähnlich wie die Günderrode ihre Mythen in der Kunst wie eine Religion behandelte.« (Ebd., S. 291)

46 Becker-Cantarino, Mythos und Symbolik bei Karoline von Günderrode und Friedrich Creuzer (Anm. 36), S. 296.

47 Vgl. ebd., S. 294; auch Barbara Becker-Cantarino, Liebestod: Goethe ›Der Gott und die Bajadere‹ und Günderrode ›Die Malabarischen Witwen‹, in: Emotionen in der Romantik. Repräsentation, Ästhetik, Inszenierung. Salzburger Kolloquium der Internationalen Arnim-Gesellschaft, hrsg. von Antje Arnold und Walter Pape. Berlin und Boston 2012 (= Schriften der Internationalen Arnim-Gesellschaft 9), S. 21–31; das wörtliche Zitat hier S. 29

48 Friedrich Creuzer, Aus dem Leben eines alten Professors, Leipzig und Darmstadt 1848 (= Friedrich Creuzer's Deutsche Schriften, neue und verbesserte 5. Abt., 1. Bd.)

F __ k von Ion.

Zueignung.

Silenos ruht in stillen Wiesengründen,
Dem Gotte nur gesellt ihr treuer Bund;
Sein Blick umkreis't der weiten Erde Rund,
Doch nirgens soll ein Sterblicher ihn finden;

5 Kein Wort soll rege Neugier ihm entwinden;
Was er gesehen thut er niemand kund.
Nur kühne Arglist öffnet seinen Mund,
Und soll er reden, müsste sie ihn binden.

Die Andacht winkt auf heilig leiser Spur
10 Nach Thracien in sorgenvoller Flur,
Des Gartens Rosen Eine Dir zu brechen,

Getränkt von Dionysos goldnem Blut; –
Die fromme Liebe gab mir Wagemuth,
Des alten Sehers Weisheit auszusprechen.

Diese ›Zueignung‹ nimmt die Mythologie von Silenos, Dionysos und Adonis (symbolisiert in der zu brechenden Rose)[49] auf, drei aus dem Orient stammende Gottheiten, und ist anspruchsvoll gestaltet. In den von Creuzer vorbereiteten Druckbogen zur ›Melete‹ aber findet sich als Eingangstext die bereits erwähnte anders lautende ›Zueignung‹, die (zusammen mit ›An Eusebio‹) mit folgender Briefstelle vom März 1806 in Verbindung gebracht worden ist:[50]

> Hättest Du doch in meinen Augen lesen können als ich vorgestern nacht Deine zwei Sonette las. Wie bin ich doch so ganz Dein, wahrlich es bedarf solchen neuen Zaubers nicht mich zu fesseln. Aber wie süs ist dennoch dieser Zauber, wie schmeichelnd gleitet er ins Herz!
> Du bist unerschöpflich an Poesie und Liebe.

49 Vgl. die Interpretation von ›Adonis Todtenfeyer‹ aus der ›Melete‹ bei Raisbeck, Karoline von Günderrode (Anm. 44), S. 166–168; sowie die Verse 35–38 dieses Gedichts: »Brechet Rosen; jede Blume / Sei verehrt im Heiligthume, / Forscht in ihren Kindermienen, / Denn es schläft der Gott in ihnen« (HKA I, S. 322).

50 Preisendanz, Die Liebe der Günderode (Anm. 8), S. 246 f. Vgl. HKA III, S. 174.

Abb. 1. Karoline von Günderrode, F — k von Ion, Abschrift von Friedrich Schlosser.

Die Ausführungen sind jedoch so allgemein gehalten, daß damit auch die beiden später von Schlosser abgeschriebenen Sonette gemeint sein könnten; zeitlich besteht jedenfalls auch hier der Zusammenhang mit der wenige Wochen später begonnenen Drucklegung der ›Melete‹. Die schließlich aufgenommene ›Zueignung‹ bietet Verse um metaphorische »Blumen«:

> Ich habe Dir in ernsten stillen Stunden,
> Betrachtungsvoll in heil'ger Einsamkeit,
> Die Blumen dieser und vergangner Zeit,
> Die mir erblüht, zu einem Kranz gewunden.

Von Dir, ich weiß es, wird der Sinn empfunden,
Der in des Blüthenkelchs Verschwiegenheit
Nur sichbar wird dem Auge, das geweiht
Im Farbenspiel den stillen Geist gefunden.

Es flechten Mädchen so im Orient
Den bunten Kranz; daß Vielen er gefalle,
Wetteifern unter sich die Blumen alle.

Doch Einer ihren tiefern Sinn erkennt,
Ihm sind Symbole sie nur, äußre Zeichen;
Sie reden ihm, obgleich sie alle schweigen.[51]

Es gibt Parallelen zu der von Schlosser abgeschriebenen ›Zueignung‹ (die Sonettform, die Anrede eines Du, der Orientbezug, das Blumenmotiv, das Bild des Schweigens und das Adjektiv »still« im ersten und achten Vers, wie es auch der Creuzer in seiner brieflichen Antwort vom Juni 1806 auf die beiden an ihn gerichteten Gedichte verwandte); die Mythen-Figur des Silenos und einen offensichtlichen Bezug zu Creuzer sucht man in diesen Versen aber vergeblich. Wenn man davon ausgeht, dass »Silenos ruht in stillen Wiesengründen …« als »Zueignung« für die ›Melete‹ geschrieben wurde (und die hier vorgenommene zeitliche Einordnung lässt eigentlich keinen anderen Schluss zu), dann kann man auch davon ausgehen, dass die Verwendung eines anderen Sonetts als Zueignung auf die Initiative Creuzers zurückgeht. Der Name Silenos wäre damit als eine Chiffre im Dialog der Liebenden aus der ›Melete‹, »Günderrodes dritte[m] und persönlchste[m], da von ihrer Liebe zu Creuzer geprägte[m] Publikationsversuch«,[52] getilgt worden.

Das zweite von Schlosser abgeschriebene Gedicht, das sich nicht in der historisch-kritischen Ausgabe findet, trägt die Überschrift ›Wunsch‹,[53] ist ebenfalls ein Sonett und enthält neben einem Rückgriff auf den über Novalis und Creuzer rezipierten Ariadne-Mythos u.a. den Vers »Silenos Bild wär es mir auch gelungen«; es lautet:

51 HKA I, S. 318.

52 Lazarowicz, Karoline von Günderrode (Anm. 6), S. 242.

53 Nicht zu verwechseln mit ›Wunsch‹ aus ›Gedichte und Phantasien‹; vgl. HKA I, S. 40.

Abb. 2. Karoline von Günderrode, Wunsch,
Abschrift von Friedrich Schlosser.

Wunsch.

Kein Warnen hilft: – Der Seher muß verkünden:
»Nur Blindheit ist des Erdenglückes Grund
Doch Eines offenbart des Gottes Mund:
Lernt Lebenslust durch Weisheit überwinden.« –

5 Die liebend einst, in Kreta's Labyrinthen,
Den Holden barg vor Minotaurus Schlund,

Auch sie, die kranke, ward im Tod gesund,
In Grabes-Nacht der Kummer will entschwinden. –

– Sie lebt im Lied, das Du von ihr gesungen*)
10 Und gern vermählet hoher Künstler Fleis
Dem Waldgott sie auf dunklen Sarkophagen,

– Silenos Bild wär' es mir auch gelungen,
Und lohnte mich der holden Stimme Preis,
Ich würde wohlgemuth das Gröss're wagen.

---

*) .....

Das Gedicht greift, wie schon »Silenos ruht in stillen Wiesengründen«, die in ›Idee und Probe alter Symbolik‹ verwendete Deutung von »Silen«, dem Halbgott und Sohn einer Nymphe, als Symbol der Sehergabe und Befreier/Tod auf, und damit die »Selbstbespiegelung Creuzers«.[54] In beiden Gedichten wird ein (unterstrichenes) »Du« (bzw. »Dir«) angeredet; es ist naheliegend, dass damit der Heidelberger Professor gemeint ist und es sich bei den Sonetten um die beiden bislang nicht identifizierbaren Gedichte an Creuzer aus dem ›Melete‹-Zusammenhang handelt, welche Schlosser in Abschriften vor der Vernichtung bewahren konnte. Der Inhalt der Gedichte war für Creuzer im Rückblick wohl nicht nur deshalb unangenehm, weil er den Bogen zum Mythenforscher und dem Silen-Mythos schlug, sondern auch deshalb, weil die unglücklich Verliebte in den Versen im Rückgriff auf Creuzers Mythologie (»des Todes Stille erinnert an den stillen Waldgott«)[55] ihren Tod vorweggenommen hatte: »nirgens soll ein Sterblicher ihn [Silenos] finden«; »sie, die kranke, ward im Tod gesund, / In Grabes-Nacht der Kummer will entschwinden«. Mit letzteren Versen wird im Anklang an das frühe Gedicht ›Ariadne auf Naxos‹[56] auf die tote Ariadne, »die verlassene, schlummernde, aber vom Gott der Freude zu himmlischer Herrlichkeit erweckte, Ariadne« verwiesen und damit einmal mehr in-

54 Vgl. Becker-Cantarino, Mythos und Symbolik bei Karoline von Günderrode und Friedrich Creuzer (Anm. 36), S. 289.

55 Ebd., S. 288.

56 Vgl. HKA I, S. 80.

direkt auch auf ›Idee und Probe alter Symbolik‹.[57] Mit solchen Ansätzen zu einer lyrischen Mitarbeit an Creuzers Mythologie um Silen(os) erscheint Karoline von Günderrode hier als eine Creuzer ebenbürtige Gesprächspartnerin und eigenständige Denkerin, deren Anteil an den Gedankengebäuden des Mythenforschers sich nur erahnen, aber nicht mehr rekonstruieren lässt.

IV.

Abweichend von dem in der historisch-kritischen Ausgabe aus dem Nachlass der Dichterin abgedruckten Gedicht ›Der Dom zu Cölln / ein Fragment‹ in 23 Versen[58] mit seiner »unklare[n] Abfolge von Hexametern und Pentametern«[59] findet sich in der Martinus-Bibliothek eine weitgehend abgeschlossen wirkende Fassung in 15 Versen: ›Der Dom zu Cölln. / (von Tian.)‹ Das Entwurfsfragment dürfte »zwischen 1799 und 1802«,[60] die Abschrift von Fritz Schlosser 1806 oder später angefertigt worden sein. Im abgeschriebenen Gedicht fehlen die Verszeilen 3, 4, 8, 9, 11, 15, 16 und 18 des Entwurfs. Durch den Wegfall der Zeilen drei und vier sind die beiden Zeilenenden auf »Säulen« etwas unglücklich nahe zusammengerückt; gleichwohl bietet der Text eine Weiterentwicklung der im Günderrode-Nachlass überlieferten Fassung. Schlosser teilt das Gedicht wie folgt mit:

Der Dom zu Cölln.
(von Tian.)

Fünffach wölbt sich die Decke, auf Gruppen gothischer Säulen,
Höher hebt sich der Chor stolzer getragen empor.
Aber dort, wo die Dunkelheit dichter sich webt durch die Säulen,
Hauchet ein Modergeruch dumpf aus der Tiefe herauf.
5 Allda ruhen die Helden der Kirche im hüllenden Sarge;
Staunend seh' ich sie an, mir ist als müssten sie reden,

57 Vgl. Creuzer, Idee und Probe alter Symbolik (Anm. 35), S. 287.
58 Vgl. HKA I, S. 379.
59 HKA III, S. 222.
60 Ebd.

Und mich schauert so tief, daß also stumm sind die Todten.
Doch da hebt sich Gesang und Orgeltöne, sie schweben
Feiernd die Dome hinauf, wo glänzende Heilige beten,
10 Und zum Himmel hinauf verwandelt sich alles, Musik und farben und formen,
Und den stummen Grüften entsteigt ein freudiges Jauchzen.
Also hab' ich die Auferstehung gesehen im Auge des Geistes,
Und das Leben der Kunst, es führte die Seele zum Himmel.
Dichtkunst, du Seele der Künste, du die sie alle gebohren,
15 Du erweckest das Grab, steigest zum Himmel empor.

Lesarten H (Text)] D (HKA):

Überschrift Cölln. / (von Tian.)] Cölln / ein Fragment **1** Decke,] Dekke **2** Chor] Chor, ; empor.] empor, **nach 2:** Schön ist das Jnnre geziert mit Erzen u Marmor und Teppchen / Und ein purpurner Tag bricht durch die farbigen Fenster. – *D* **3** dort,] dort ; Säulen,] Säulen! **4** herauf.] herauf, **5** Allda ruhen] Alda schlafen **nach 5:** Und ihr Bildniß ruht drauf, sie falten die Hände zum Beten / Und ihr starrender Blick hat sich zum Himmel gewand. *D* **6** seh'] seh ; müssten] müßten ; reden,] reden **nach 6:** Aber sie starren noch fort wie sie es Jahrhunderte thaten *D* **7** tief,] tief ; Todten] Toden **8** Gesang und] Gesang, u ; Todten] Toden **9** beten,] beten **nach 9:** Und es wandlen die Töne sich um in Fittche der Engel / Und umrauschen melodisch woogend die heiligen Bilder. *D* **10** hinauf verwandelt] verkläret ; alles, Musik] alles Musik, ; farben und formen] Farben und Formen **nach 10:** Aus dem entzükten Auge verschwinden die Gräber, u Toden, *D* **11** entsteigt] entsteiget ; Jauchzen.] Jauchzen. – **12** Also hab' ich] Ja ich habe ; Geistes,] Geistes. **13** Himmel.] Himel. **14** Dichtkunst, du] Dichtkunst! Du **15** erweckest] beseelest ; Grab,] Grab ; Himmel] Himel

Weitere Varianten zu einem Günderrode-Text im von Schlosser zusammengestellten »Sammelband« bietet eine dreiseitige Abschrift von unbekannter Hand auf zwei größeren, quer und längs auf das Buchformat zusammengefalteten Papierbogen zu dem in ›Gedichte und Phantasien‹ und auch in Bettina von Arnims ›Die Günderode‹ enthaltenen Dialog in 74 Versen ›Wandel und Treue‹.[61] In der Abschrift des Dialogs »in ur-

61 Vgl. HKA I, S. 36–39; Bettine von Arnim, Werke und Briefe (Anm. 1), S. 326–329 (beides nach dem Erstdruck).

sprünglicher Gestalt« – so Schlosser – fehlt der 21. Vers der Druckfassung (»Und Tag und Nacht sind schöner doch als ich.«),[62] sodass der Text abschriftlich nur 73 Verse umfasst. Zudem sind die auf den anderen Überlieferungsträgern angegebenen Sprecherangaben (Violetta, Narziß) hier nicht vorhanden.[63] Stattdessen sind zur Unterscheidung die Redeanteile des weiblichen Parts in Anführungszeichen gefasst (v. 1–3, 7–14, 24, 30–32 und 42), die des männlichen Parts stehen ohne Anführung. Abweichend von allen anderen Überlieferungsträgern lautet die Überschrift dieser frühen Fassung (gemeint ist wahrscheinlich der verheiratete Geheimrat Heinrich Wilhelm Karl von Harnier, 1767–1823, Jurist und preußischer und großherzoglich-hessischer Diplomat):

[Hs. von Unbekannt:]

Vertheidigung eines sogenannten frivolen Systems

Von Caroline von Günderode an den GHR Dr. der Rechte Harnier

»Ja du bist treulos! – Laß mich von dir eilen,
Gleich Fäden kannst du die Empfindung theilen.
Wen liebst du denn? u wem gehörst du an?« –
  Natur hat meine Liebe mich gelehret,
5 Dem Schönen hab' ich immer angehöret,
Und nimmer weich' ich von der Schönheit Bahn.
»So ist dein Lieben wie dein Leben Wandern
Von einem Schönen eilest du zum andern,
Berauschest dich in seinem Taumelkelch,
10 Bis wieder Andres, neuer schöner winket,
In höhrem Reiz Betrachtung dann versinket,
Wie Bienenlippen in der Blume<> kelch; –
Und traurig wird die Blume dann vergehen
Muß sie sich so von dir verlassen sehen.« –
15   O nein! Es hat die Sonne sie gegrüßet;
Die Sonne sank u Abendnebel thauen,

62 HKA I, S. 37.
63 Vgl. HKA III, S. 79.

Kann sie die Stralende nicht mehr erschauen
Wird ihre Nacht durch Sternenschein versüßet. –
Sah sie nicht oft den Tag im Ost erglühen?
20 Sah sie die Nacht nicht thränend still entfliehen?
Doch flieht ein Tag, ein andrer kehret wieder
Stirbt eine Nacht, sinkt eine neue nieder,
Denn Tröstung gab Natur in jedem Schönen sich.
»Was ist denn Liebe, hat sie kein Bestehen?«
25 Die Liebe will nur gehen, nicht vergehen,
Betrachten will sie alles Trefliche;
Hat sie dieß Licht in einem Bild erkennet,
Eilt sie zu Andern, wo es schöner brennet,
Erjagen will sie das Vortrefliche.
30 »So will ich deine Lieb' als Gast empfangen
Da sie entfliehet wie ein satt Verlangen
So giebt mein Herz Ihr keine Heimath mehr!« –
O! Sieh den Frühling, gleicht er nicht der Liebe?
Er lächelt wonnig, freundlich u das trübe
35 Gewölk des Winters, niemand sieht es mehr.
Er ist nicht Gast, er ist in allen Dingen
Er küsst sie Alle u ein neues Ringen
Und Regen wird in allen Wesen wach.
Und dennoch reißt er sich aus Talla's Armen
40 Auch andre Zonen soll sein Hauch erwarmen
Auch andern bringt er neuen, schönen Tag.
»Hast du die heil'ge Treue nie gekennet« –
Mir ist nicht Treue, was ihr also nennet.
Mir ist nicht treulos was euch treulos ist. –
45 Wer den Moment des höchsten Lebens theilet;
Vergessend nicht, in Liebe nur verweilet;
Die Seligkeit beurtheilt, rechnet, misst;
Den nenn' ich treulos; ihm ist nicht zu trauen,
Sein klar Bewußtseyn wird dich denn durchschauen
50 Und deines Selbstvergessens Richter seyn. –
Doch ich bin treu, erfüllt vom Gegenstande
Dem ich mich gebe, in der Liebe Bande,
Ist alles Sein und Mein nur sein. –
»Giebt's keine Liebe denn die dich bezwinge«?

55 Ich liebe Menschen nicht, u nicht die Dinge,
Ihr Schönes nur, u bin mir so getreu.
Ja treulos an mir selbst, wär' andre Treue,
Bereitete mir Unmuth, Zwist u Reue.
So aber bleibt die Seele immer frei.
60 Die Harmonie der inneren Gestalten
Zerstören nicht die ordnenden Gewalten,
Die für Verderbniß nur die Noth erfand.
O laß mich, wie mich der Moment geboren! –
Im bunten Kreise drehen sich die Horen,
65 Die Sterne wandeln, ohne festen Stand,
Der Bach enteilt der Quelle, kehrt nicht wieder,
Der Strom des Lebens woget auf u nieder
Und treibet mich in seinem Brausen fort.
Sieh alles Leben! – es ist kein Bestehen,
70 Es ist ein Kommen, Bilden u Vergehen! –
Lebend'ger Wandel! – buntes, reges Streben! –
O Strom! In dich ergiesst sich all mein Leben,
Ich stürz dir zu, vergesse Land u Port.

[Schlosser:] Vorstehendes Gedicht ist dasselbe, jedoch in ursprünglicher Gestalt, welches, mit einigen Abänderungen, unter der Überschrift »Wandel und Treue«, in der Sammlung »Gedichte und Phantasien von Tian« S. 52–58. zu lesen ist.

Lesarten H (Text)] D (HKA):

Überschrift: Wandel und Treue. *D* **vor 1:** Violetta. *D* **1** »Ja] Ja, ; treulos! –] treulos! ; eilen,] eilen; **3** u] und ; an?« –] an? **nach 3:** Narziß. *D* **4** Es hat Natur mich also lieben lehren: *D* **5** hab'] werd' ; angehöret,] angehören **6** weich'] weich **nach 6:** Violetta. *D* **7** »So] So ; Leben Wandern] Leben, wandern! **8** andern] Andern **10** Bis Neues schöner dir entgegen winket – *D* **nach 10:** Narziß. *D* **11** höhrem] höh'rem ; versinket,] versinket **12** Blume<> kelch; –] Blumekelch. **nach 12:** Violetta. *D* **14** sehen.« –] sehen! **nach 14:** Narziß. *D* **15** nein!] Nein! ; gegrüßet;] geküßt. **16** sank u] sank, und ; thauen,] thauen. **17** Stralende] Stahlende ; erschauen] erschauen, **18** versüßet. –] versüßt. **19** nicht oft den Tag] den Tag nicht oft **nach 20:** Und Tag und Nacht sind schöner doch als ich. *D* **21** andrer] Andrer ; wieder] wieder; **22** neue

nieder,] Neue nieder **nach 23:** Violetta. *D* **24** »Was] Was ; Bestehen?«] Bestehen? **nach 24:** Narziß. **25** gehen, nicht vergehen,] wandlen, nicht vergehen; **26** Trefliche;] Trefliche. **27** dieß] dies **29** Vortrefliche.] [wie Emendation HKA:] Vortrefliche. [ED: Vortrefliche?] **nach 29:** Violetta. *D* **30** »So] So ; empfangen«] empfangen; **31** Verlangen] Verlangen, **32** So giebt] Vergönnt ; mehr!« –] mehr. **nach 32:** Narziß. *D* **33** O! Sieh] O sieh ; Frühling,] Frühling! **34** freundlich u] freundlich, und **35** sieht es mehr.] schaut es mehr! **36** ist] herrscht ; Dingen] Dingen, **37** Alle u] Alle, und **39** Talla's] Tellas **40** erwarmen] erwärmen **41** andern] Andern **nach 41:** Violetta. *D* **42** »Hast] Hast ; gekennet« –] gekennet? **nach 42:** Narziß. *D* **43** Treue,] Treue ; nennet.] nennet, **46** nur verweilet] selig weilet **47**: Beurtheilt noch, und noch berechnet, mißt; *D* **48** treulos;] treulos, ; trauen,] trauen **49** klar] kalt ; denn] klar **50** seyn. –] seyn. **51** ich bin treu, erfüllt] ich bin treu! Erfüllt **52** gebe,] gebe ; Bande,] Bande **53**: Wird Alles, wird mein ganzes Wesen seyn *D* **nach 53:** Violetta. *D* **54** »Giebt's] Giebt's ; bezwinge«?] bezwinge? **nach 54:** Narziß. *D* **55** u] und **56** u] und ; so getreu.] so getreu, **57** treulos] Untreu' ; selbst, wär'] selbst wär **58** u Reue.] und Reue, **59** So aber bleibt die Seele] Mir bleibt nur so die Neigung **61** nicht] nie ; Gewalten,] Gewalten **62** erfand.] erfand. – **63** O] Drum ; geboren! –] gebohren. **64** Im bunten Kreise] In ew'gen Kreisen ; Horen,] Horen; **65** wandeln,] wandeln **66** wieder,] wieder **67** u] und **68** treibet] reisset ; seinem Brausen] seinen Wirbeln **69** Leben! –] Leben! **70** Kommen, Bilden u Vergehen! –] ew'ges Wandern, Kommen, Gehen, **71** Wandel! –] Wandel! ; Streben! –] Streben! **72** In] in ; ergiesst] ergießt ; treibet] reisset Leben,] Leben! **73** Ich stürz dir zu,] Dir stürz ich zu! ; u Port.] und Port!

V.

In der Schlosser'schen Bibliothek befindet sich ein Exemplar ›Göthe's neue Schriften. Siebenter Band‹ (Berlin 1800), das nachweislich aus dem Besitz von Karoline von Günderrode stammt, denn Fritz Schlosser vermerkte in dem »eigenhändigen alphabetischen Bibliotheksverzeichnis« in der Martinus-Bibliothek: »Goethe's neue Schriften 7.ter Bd / (Geschenk der Frl. v. Gunderode)« und auf dem Vorsatzpapier des Buches mit brauner Tinte »Caroline Günderrode«.[64] Die Formulierung im

64 Schlossers Notizbuch, Schlosser-Nachlass (wie Anm. 26), Bd. 28, Faszikel 49. Das Exemplar der Goethe-Ausgabe trägt die Signatur 3/544a; den Hinweis darauf verdanke ich Dr. Helmut Hinkel.

Verzeichnis legt nahe, dass die Vorbesitzerin ihm während oder kurz nach der einzigen persönlichen Begegnung Ende Juni/Anfang Juli das Buch geschenkt hat, schließt aber nicht aus, dass Schlosser es aus dem Besitz einer dritten Person erhalten hat. Am 6. Juli 1806 schrieb der mit Schlosser seit 1803 bekannte Clemens Brentano, der sich wie jener eine große Privatbibliothek aufbaute, an seine Schwägerin Antonie Brentano aus Heidelberg: »Grüße Meline und Betinen herzlich, frage ob Schlosser die Bibliotheks Bücher gesendet worden sind«.[65] Möglicherweise steht diese unklare Briefstelle in einem Zusammenhang mit dem Buch-Geschenk. Fest steht jedenfalls, dass Brentano Karolines Freundin Gunda (Kunigunde), seiner älteren Schwester, jenen Goethe-Band in einem ins Jahr 1803 zu datierenden Brief ausdrücklich empfohlen hat: »Etwas waß ich dir sehr anrathe ist die Lektüre von Göthens schriften 7 Band, die Epigramme, und die Distichen welche in vier Jahreszeiten getheilt sind, sind die gesundeste Ansicht die ich kenne«; »nüzlich« sei darin, »wie er [Goethe] über die Empfindsamen spricht«.[66] In einem der wenigen im Original vorliegenden Briefe aus der später von Bettine als ›Clemens Brentano's Frühlingskranz‹ (1844) bearbeiteten Geschwisterkorrespondenz mit Clemens wiederholt sich diese Empfehlung. Der Brief wurde auf Mitte Februar bis Anfang März 1803 datiert; Brentano formuliert darin ganz ähnlich: »Es würde mich freuen wenn du etwas Geschichte läsest und außerdem meistens Göthe und immer Göethe, und vor allem den 7 Band der neuen Schriften, seine Gedichte sind ein recht Antitodum der Empfindsamkeit.«[67] Der 7. Band war also Thema im Kreis um Karoline von Günderrode, und sie, die »viele für sie wichtige Bücher aus finanziellen Gründen nicht selbst erwerben, sondern nur entleihen konnte«,[68] hat ihn besessen. In ihrem Handexemplar

65 Clemens Brentano, Sämtliche Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe, Bd. 31: Briefe III. 1803–1807, hrsg. von Lieselotte Kinskofer, Stuttgart, Berlin, Köln 1991, S. 561 (zitiert als *FBA*).

66 Ebd., S. 59.

67 FBA, Bd. 30: Briefe II. ›Clemens Brentano's Frühlingskranz‹ und handschriftlich überlieferte Briefe Brentanos an Bettine 1800–1803, hrsg. von Lieselotte Kinskofer, 1990, S. 345; vgl. die – bis auf das relativierende Adverb »recht« – textlich übereinstimmende ›Frühlingskranz‹-Version, Bettine von Arnim, Werke und Briefe (Anm. 1), Bd. 1, S. 150; FBA 30, S. 166.

68 Burdorf, »Diese Sehnsucht ist ein Gedanke, der ins Unendliche starrt« (Anm. 16), S. 61.

finden sich Dutzende eigenhändige Eintragungen, mit Tinte und meist Bleistift, die metrischen Studien dienten, bislang aber von der Forschung nicht wahrgenommen worden sind.[69] Diese werden hier in Form einer Tabelle am Ende dieses Beitrags erstmals mitgeteilt.

Weitere Notizen zur Metrik, vermutlich aus dem Jahre 1806, enthält das überlieferte Studienbuch der Dichterin, »Abschriften, Kompilationen, Übungen und Versuche«.[70] Unterricht gab der Frankfurter Gymnasiallehrer Wilhelm Julius Mosche (1768–1815), der Karoline von Günderrode an Beispielen aus der Feder von Johann Heinrich Voß, dessen Übersetzungen von Homer (›Ilias‹, 1793 und ›Odyssee‹, 1781) und Anleitung zur ›Zeitmessung der deutschen Sprache‹ (Königsberg 1802) antike Metren und antiken Sprachrhythmus der deutschen Dichtungssprache nahebrachten. Die Eintragungen zur Metrik im Studienbuch zeigen, dass die Dichterin sich der Grundlagen vergewisserte und auf dem Feld der Metrik nicht sehr weit fortgeschritten war. Sie notierte Versfüße mit Hebungen und Senkungen als unterschiedliche Kombinationen von langen und kurzen Silben (»– v Trochäen«, »v – Jamben«, »– – Spondäen«, »v v – Anapäst«, »– v v Daktillen« und »– v v – Choriamben«).[71] Weiterhin finden sich Eintragungen wie – von fremder Hand – »Die Jamben laßen sich aus Trochäen erklären sie sind Trochäen mit einem Vorschlag. v – v –«[72] oder – eigenhändig – »Die Trochäen werden nach Dypotien [Dipodien] oder 2 Takten zusamen berechnet, die höchste Länge muß immer die erste Hebung der neu angefangenen Dypotie haben. ´ – v – v | ´ – v – v | «[73] Auch »Rhythmus« und »Takt« werden im Studienbuch definiert: Letzter nach Voß als »die gleichförmige imer regelmäßig wiederkehrende Zeitmessung im Vers«; erster dagegen als variabel: »Mehrere Silben die im lesen zusamengenomen werden müssen, heißen, ein Rhythmus, ein Rhythmus kann nur 2 Hebungen haben, (auch Eine) nur nicht mehr als 2.«[74] In den Notizen meint der »Rhythmus« den »Wortfuß«, der studiert und ge-

69 Vgl. den Abschnitt »Ausgewählte Studien: Metrik« (1804–1806) in HKA II, S. 418–438, mit Kommentar HKA III, S. 349–353.

70 Ebd., S. 349.

71 HKA II, S. 432.

72 Ebd., S. 420.

73 Ebd., S. 419.

74 Ebd., S. 426.

übt wird;[75] dieser wird »vom eigentlichen Metrum unterschieden«: »Einzelne Worte und auch kleinere Syntagmen machen den Wortfuß aus und führen auf diese Weise ein rhythmisches Eigenleben.«[76] Voß bietet folgende, mit Beispielen versehene Definition des für seine Abhandlung zentralen Begriffs:

> Wir verstehen unter *Wortfuß* die abgezählte Frist und Bewegung sowohl des einfachen und zusammengesezten Wortes, als mehrerer in Verbindung stehender, wenn sie nicht über zwei Hebungen hinausgehn: *Singet, singt es; Gebirghöhn, das Thal grünt; Melodieen, in dem Walde*; […].[77]

In der ›Zeitmessung‹ wird »die Zeit als maßgebliche metrische Kategorie eingeführt«,[78] Voß verbindet dazu Elemente der Vers- und Tonkunst und erkundet »Wortfüße« deutscher Sprache »unter dem Aspekt der emotionalen Wirkmächtigkeit«,[79] »da die für die Musikalisierung relevante Bewegung des Verses (*qua* Metrum und Rhythmus) immer auch eine Bewegung des Gemüts impliziert«.[80] Nicht die künstliche Versstrukturierung, das Metrum des Verses also, der »*Versfuß*, oder des Verses gleichgemessenen Schritt, der auch *Takt* in der Sprache des Musikers heißt«,[81] steht im Zentrum des Interesses, sondern die das Metrum im Vortrag überlagernde rhythmische Eigentümlichkeit des Wortfußes als kleinerer Einheit, die – so Voß im Anschluss an Klopstock – der Zuhörer ausschließlich wahrnehme. Der jeweils dominierende Wortfuß generiert demnach also das jambische, spondeische oder choriambische Versmaß.[82]

75 Vgl. HKA III, S. 349.

76 Lars Korten, Metrik als Tonkunst, in: Voß' Übersetzungssprache. Voraussetzungen, Kontexte, Folgen, hrsg. von Anne Baillot, Enrica Fantino und Josefine Kitzbichler, Berlin und Boston 2015 (= Transformationen der Antike 32), S. 33–49, hier: S. 35.

77 Johann Heinrich Voß, Zeitmessung der deutschen Sprache. Beilage zu den Oden und Elegieen, Königsberg 1802, S. 142.

78 Korten, Metrik als Tonkunst, a. a. O., S. 34.

79 Ebd., S. 39.

80 Ebd., S. 33.

81 Voß, Zeitmessung der deutschen Sprache, a. a. O., S. 143 f.

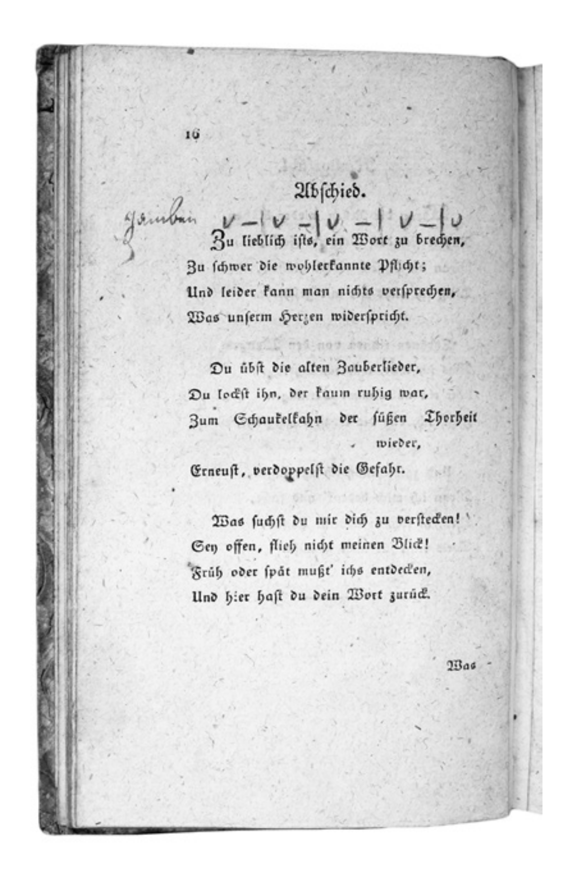
82 Vgl. zusammenfassend Korten, Metrik als Tonkunst, a. a. O., S. 35 f.

Karoline von Günderrode unterschied bei ihren metrischen Studien u.a. »leichtsteigende Rhythmen« (»der Jambus v –«, »Anapäst v v –«) und »leichtsinkende« (»Trochä – v«, »Daktill – v v«)[83] und notiert bestimmte Vers- und Wortfüße und Takt-Abstände im Studienbuch an der Voß'schen Übersetzung der ›Ilias‹, beginnend mit dem ersten Vers des Epos.[84] Aber nicht nur im Studienbuch, sondern auch auf Entwurfshandschriften fanden sich metrische Notizen von der Hand der Dichterin zu eigenen Werken.[85] Karoline von Günderrode erkannte offensichtlich das »Potential« der ›Zeitmessung‹ »als Dichtungsanleitung«,[86] denn eine Ergänzung finden die metrischen Studien in ihrem Handexemplar des siebten Bandes von ›Göthe's neue Schriften‹. Die junge Dichterin wandte hierbei das Voß'sche Verfahren der Unterscheidung nach »Dauer« bzw. Silbenquantitäten (»Länge, Kürze und Mittelzeitigkeit«) – die von benachbarten Silbenquantitäten und dem jeweils vorliegenden Begriff (Hauptbegriff/Stammsilbe = Länge) abhängen – und nach der jeweiligen »Sprech-Intensität« (»starke vs. gesenkte Stimme«)[87] an, der »Erhebung des Tons« bei Längen.[88] Im Studienbuch notierte sie dazu entsprechend mit Beispielen u.a.:

> Die herrschende Länge hat das Substantiv u verbum
> Die dienende Länge, hat das Adjektiv, das Partizip, u Adverb, […]
> Jn Worten die aus zwei Längen zusamengesetzt sind, hat die bestimende Silbe die Überlänge die Bestimte aber hat die gesenkte Länge.[89]

Den so zu bestimmenden »Rhythmus« oder »Wortfuß«, aber auch Versfüße, studierte Karoline von Günderrode an Gedichten Goethes, wobei sie auch hin und wieder zwischen Hebung und Senkung schwankte, also sich korrigierte, oder auch nur Takt-Abstände eintrug (siehe Tabelle). Voß gibt in der ›Zeitmessung‹ zahlreiche Beispiele für den Rhythmus im Deutschen, Beispielwörter bzw. Wortkombinationen,

83 HKA II, S. 427.
84 Vgl. ebd., S. 435 f.
85 Vgl. HKA III, S. 234, 235, 242, 261.
86 Korten, Metrik als Tonkunst (Anm. 76), S. 33.
87 Ebd., S. 34 f.; vgl. Voß, Zeitmessung der deutschen Sprache (Anm. 77), S. 9–11.
88 Voß, Zeitmessung der deutschen Sprache, a.a.O., S. 9.
89 HKA II, S. 429.



16

Abschied.

jamben v – | v – | v – | v – | v

Zu lieblich ists, ein Wort zu brechen,
Zu schwer die wohlerkannte Pflicht;
Und leider kann man nichts versprechen,
Was unserm Herzen widerspricht.

Du übst die alten Zauberlieder,
Du lockst ihn, der kaum ruhig war,
Zum Schaukelkahn der süßen Thorheit
wieder,
Erneust, verdoppelst die Gefahr.

Was suchst du mir dich zu verstecken!
Sey offen, flieh nicht meinen Blick!
Früh oder spät mußt' ichs entdecken,
Und hier hast du dein Wort zurück.

Was

Abb. 3. Goethes Gedicht ›Abschied‹ im siebten Band seiner ›Schriften‹, mit Karoline von Günderrodes metrischen Notizen.

an denen sich die Dichterin bei ihren Notizen orientieren konnte. Die beiden von ihr bevorzugten Versfüße, den Trochäus und sein metrisches Gegenstück den Jambus,[90] hat sie in Form eines regelmäßig alternierenden Metrums mit Tinte in ihrem Handexemplar hervorgehoben, und zwar zum ersten Vers von Goethes »Abschied« (S. 16 f.; Abb. 3): »jamben v – | v – | v – | v – | v«[91] und zum ersten von »Meeres Stille« (S. 18):

90 Vgl. die statistische Auswertung, HKA III, S. 397.
91 Exemplar Sign. 3/544a (vgl. Anm. 64), S. 16.

»Trochäen – v | – v | – v | – v |«.[92] Beim darauffolgenden Gedicht »Glückliche Fahrt« (S. 18 f.) zeigen die Sofortkorrekturen Unsicherheiten bei der Bestimmung von Hebungen und Senkungen, wohl ein Grund dafür, warum die metrischen Notationen auf den folgenden Seiten nicht mehr mit Tinte, sondern mit Bleistift fortgeführt wurden. Die Eintragungen in den Gedichtband sind ein weiterer Beleg für »Günderrodes autodidaktische Bildung«[93] und ihre Ambition, die von Creuzer attestierte »metrische Unvollendung« zu überwinden. Denn offenbar wusste sie um die Angriffsfläche, die die Lyrik der ›Gedichte und Phantasien‹ bot, zu der Friedrich Creuzer am 2. Mai 1805 an Leonhard Creuzer schrieb:

> Diese Gedichte schenke ich Dir. Lies sie im Stillen mit Deiner Lotte. Ich bin nicht blind – sie haben ihre Mängel. Das erste ist aber auch sechs Jahre alt. Daher die metrische Unvollendung. Metrik und Technik aber ist überhaupt nicht ihre Sache. Laß es Niemand wissen, daß Du diese Gedichte von mir hast.[94]

Auffällig ist Karoline von Günderrodes Auswahl bestimmter Goethe-Gedichte für metrische Transkriptionen. Es sind dies vor allem ›Die Braut von Corinth‹ (S. 95–106) sowie Teile der Römischen ›Elegieen‹ (S. 113–176), und hier vor allem – in der Anordnung der ›Neuen Schriften‹ – die II., IV., XI. und XIII. Elegie. Wie bereits erwähnt, machte sich die Dichterin aber auch zur Metrik von ›Meeres Stille‹ (S. 18) und ›Glückliche Fahrt‹ (S. 18 f.) Notizen. Die unterschiedliche metrische Ausprägung dieser beiden Goethe-Gedichte wurde als Vorbild für zwei vergleichbar unterschiedliche Gedichte aus der ›Melete‹ aufgefasst, für ›Aegypten‹ und ›Der Nil‹[95] in – wie das Creuzer wohl mit Blick auf Voß' ›Zeitmessung‹ formulierte – »verschiedene[m] Rhythmus«.[96] Die

92 Ebd., S. 18.

93 Dormann, Die Karoline von Günderrode-Forschung 1945–1995 (Anm. 5), S. 244.

94 Rohde, Friedrich Creuer und Karoline von Günderode (Anm. 17), S. 41.

95 Vgl. HKA I, S. 329 f.

96 Vgl. K. F. Hilliard, Orient und Mythos: Karoline von Günderrode, in: Frauen: MitSprechen, MitSchreiben. Beiträge zur literatur- und sprachwissenschaftlichen Frauenforschung, hrsg. von Marianne Henn und Britta Hufeisen, Stuttgart 1997 (= Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik 349), S. 244–255; das Creuzer-Zitat aus einem Brief an Karoline von Günderrode vom 20. Februar 1806; Preisendanz, Die Liebe der Günderode (Anm. 8), S. 232.

These vom Vorbildcharakter der beiden Goethe-Gedichte für die Günderrode-Lyrik lässt sich nun an Hand der aufgefundenen Notizen bestätigen. Und das Handexemplar offenbart noch mehr: Zwischen der ›Braut von Corinth‹-Ballade und den ›Elegieen‹ findet sich darin frei von Eintragungen die Ballade ›Der Gott und die Bajadere‹ (S. 107–112), welche mit ihrem Motiv des Flammentodes indischer Witwen, dem indischen Ritus des Sati, als Anregung für das in die ›Melete‹ aufgenommene Gedicht ›Die Malabarischen Witwen‹ – mit seinem speziellen von Schelling und Creuzer beeinflussten Motiv eines mystisch-orientalischen Liebesopfers als »Inbegriff der wahren, ewigen Liebe« – gesehen worden ist.[97] Durch das Handexemplar bestätig sich die über die Motivparallele erschlossene Kenntnis des Goethe-Gedichts durch die Dichterin. Dass Karoline von Günderrode an Hand von ›Der Gott und die Bajadere‹ keine metrischen Studien betrieb und stattdessen für ›Die Malabarischen Witwen‹ die ihr geläufige Sonettform wählte, kann man als Verschleierung der Vorlage sehen, jedenfalls als Versuch, das Thema eigenständig gemäß der Schelling'schen Philosophie darzustellen. Das abschließende Terzett lautet entsprechend:

> Zur süßen Liebesfeyer wird der Tod,
> Vereinet die getrennten Elemente,
> Zum Lebensgipfel wird des Daseins Ende.[98]

Darüber hinaus finden sich im Gedichtband Anstreichungen von bestimmten Versen, die Karoline von Günderrode interessant fand, zum Beispiel die am linken Rand mit einem Bleistiftstrich markierten Distichen Goethes (aus: »Vier Jahrszeiten, Sommer«):

> Leben muß man und lieben; es endet Leben und Liebe.
> Schnittest du, Parze, doch nur beiden die Fäden zugleich![99]

*

97 Vgl. Becker-Cantarino, Liebestod (Anm. 47), S. 28; vgl. auch dies., Mythos und Symbolik bei Karoline von Günderrode und Friedrich Creuzer (Anm. 36), S. 293 f.; das wörtliche Zitat hier S. 294.

98 HKA I, S. 325.

99 Exemplar Sign. 3/544a, S. 338.

Die in der Schlosser'schen Bibliothek aufgefundenen Abschriften brachten zwei unbekannte Sonette sowie unbekannte Fassungen von weiteren Verstexten ans Licht. Die beiden neuentdeckten, von Schlosser abgeschriebenen Sonette ›F __ k von Ion. / Zueignung‹ und ›Wunsch‹ konnten dem Entstehungskontext der Textsammlung ›Melete‹ zugeordnet werden. Karoline von Günderrodes literarische Arbeit mit der Mythen-Figur des Silenos wurde dabei ebenso offenbar wie neue Aspekte in Bezug auf Friedrich Creuzer und die von ihm betreute Drucklegung der Textsammlung. Die neuentdeckte Fassung des Gedichts ›Der Dom zu Cölln‹ zeigt eine Weiterentwicklung der aus dem Günderrode-Nachlass bekannten Fassung. Die von unbekannter Hand mitgeteilte Abschrift ›Vertheidigung eines sogenannten frivolen Systems‹ dagegen stellt eine frühe Fassung des Dialogs ›Wandel und Treue‹ aus den ›Gedichten und Phantasien‹ dar. Die in der Schlosser'schen Bibliothek in einem Band mit Goethe-Gedichten aufgefundenen Notizen Karoline von Günderrodes schließlich zeigen, wie sich die Dichterin in Versmaß und Rhythmus am Vorbild Goethe schulte und welche Goethe-Texte sie als Muster und Anregung für das eigene Werk auswählte. Beide Funde, die Abschriften der fünf Verstexte wie die Notizen zu Versmaß und Rhythmus, die hier vorgestellt wurden, beantworten einige Fragen der Günderrode-Forschung und werfen doch zugleich zahlreiche neue auf.

Tabelle

Karoline von Günderrodes metrische Notizen im siebten Band von Goethes ›Schriften‹

<table>
<tr><td>16,2</td><td>Zu lieb | lich ists, | ein Wort | zu brech | en,</td><td>jamben</td><td>v – | v – | v – | v – | v</td><td>braune Tinte</td></tr>
<tr><td>18,2</td><td>Tiefe | Stille | herrscht im | Wasser, |</td><td>Trochäen</td><td>– v | – v | – v | – v |</td><td>braune Tinte</td></tr>
<tr><td>18,11</td><td>Die Nebel zerreißen,</td><td></td><td>v – v – v – [aus: – v – v – v]</td><td>braune Tinte</td></tr>
<tr><td>18,12</td><td>Der Himmel ist helle,</td><td></td><td>v – v – v –</td><td>braune Tinte</td></tr>
<tr><td>18,13</td><td>Und Aeolus löset</td><td></td><td>v – v – – v</td><td>braune Tinte</td></tr>
<tr><td>19,1</td><td>Es säuseln die Winde,</td><td></td><td>v – [aus: v] v – [aus: v] – v</td><td>braune Tinte</td></tr>
</table>

<table>
<tr><td>22,3</td><td>Nutze deine jungen Tage,</td><td>– v – v – v – v</td><td>Bleistift</td></tr>
<tr><td>23,12</td><td>Paris war, in Wald und Höhlen,</td><td>– v – v – v – v</td><td>Bleistift</td></tr>
<tr><td>27,10</td><td>Hier klug' ich, verborgen,</td><td>– v – v – v</td><td>Bleistift</td></tr>
<tr><td>67,7</td><td>Darauf will ich leben und sterben.</td><td>v – v – v – v – v</td><td>Bleistift</td></tr>
<tr><td>95,2</td><td>Nach Corinthus | von Athen gezogen</td><td>|</td><td>Bleistift</td></tr>
<tr><td>95,3</td><td>Kam ein Jüngling, | dort noch unbekannt.</td><td>|</td><td>Bleistift</td></tr>
<tr><td>95,4</td><td>Einen Bürger | hofft' er sich gewogen;</td><td>|</td><td>Bleistift</td></tr>
<tr><td>95,5</td><td>Beide Väter | waren gastverwandt,</td><td>|</td><td>Bleistift</td></tr>
<tr><td>95,6</td><td>Hatten | frühe schon</td><td>|</td><td>Bleistift</td></tr>
<tr><td>95,7</td><td>Töchterchen | und Sohn |</td><td>| |</td><td>Bleistift</td></tr>
<tr><td>95,8</td><td>Braut | und Bräutigam voraus genannt.</td><td>|</td><td>Bleistift</td></tr>
<tr><td>95,9</td><td>Aber | wird er auch willkommen scheinen,</td><td>|</td><td>Bleistift</td></tr>
<tr><td>95,10</td><td>Wenn er theuer | nicht | die Gunst erkauft?</td><td>| |</td><td>Bleistift</td></tr>
<tr><td>95,11</td><td>Er ist noch ein Heide | mit den Seinen,</td><td>|</td><td>Bleistift</td></tr>
<tr><td>95,12</td><td>Und sie sind | schon Christen | und getauft.</td><td>| |</td><td>Bleistift</td></tr>
<tr><td>95,13</td><td>Keimt ein Glaube | neu,</td><td>|</td><td>Bleistift</td></tr>
<tr><td>95,14</td><td>Wird oft Lieb' | und Treu</td><td>|</td><td>Bleistift</td></tr>
<tr><td>95,15</td><td>Wie ein böses Unkraut | ausgerauft.</td><td>|</td><td>Bleistift</td></tr>
<tr><td>96,1</td><td>Und schon | lag | das | ganze | Haus | im | Stillen,</td><td></td><td></td></tr>
<tr><td></td><td></td><td>– v | – | v | – v | – | v | – v</td><td>Bleistift</td></tr>
<tr><td>96,2</td><td>Vater, | Töchter; | nur die Mutter | wacht; |</td><td></td><td></td></tr>
<tr><td></td><td></td><td>– v | – v | – – – v | – | (?)</td><td>Bleistift</td></tr>
<tr><td>96,3</td><td>Sie empfängt den Gast | mit bestem Willen;</td><td>|</td><td>Bleistift</td></tr>
<tr><td>96,4</td><td>Gleich ins Prunkgemach | wird er gebracht.</td><td>|</td><td>Bleistift</td></tr>
<tr><td>96,5</td><td>Wein und Essen | prangt,</td><td>|</td><td>Bleistift</td></tr>
<tr><td>96,6</td><td>Eh' er es | verlangt:</td><td>|</td><td>Bleistift</td></tr>
<tr><td>96,7</td><td>So vorsorgend wünscht sie | gute Nacht.</td><td>|</td><td>Bleistift</td></tr>
<tr><td>96,11</td><td>Daß er | angekleidet | sich auf's Bette legt,</td><td>| |</td><td>Bleistift</td></tr>
<tr><td>115,4</td><td>Straßen | redet ein Wort! | Genius | regst</td><td>| – v v – [udZ] | |</td><td>Bleistift</td></tr>
<tr><td>117,4</td><td>Schöne Damen und ihr Herren der fei-</td><td>– v – v v – – v v –</td><td>braune Tinte</td></tr>
<tr><td>117,5</td><td>neren Welt,</td><td>v v –</td><td>braune Tinte</td></tr>
<tr><td>117,8</td><td>Und dem gebundnen Gespräch folge das</td><td>– – v – v v – – v v</td><td>braune Tinte</td></tr>
<tr><td>117,9</td><td>traurige Spiel.</td><td>– v v –</td><td>braune Tinte</td></tr>
<tr><td>122,14</td><td>Doch | verdrießet es nicht | die Ewigen | , wenn</td><td></td><td></td></tr>
<tr><td></td><td></td><td>| | |</td><td>Bleistift</td></tr>
<tr><td>122,16</td><td>Weihrauch | köstliche Art | Einer | der Gött-</td><td>| | |</td><td>Bleistift</td></tr>
<tr><td>123,1</td><td>Ja, | wir bekennen euch gern, | | es bleiben | unsre</td><td></td><td></td></tr>
<tr><td></td><td></td><td>| | | |</td><td>Bleistift</td></tr>
<tr><td>123,3</td><td>Unser | täglicher Dienst | Einer besonders |</td><td>| | |</td><td>Bleistift</td></tr>
<tr><td>123,5</td><td>Schalkhaft, | munter und ernst | | begehen wir |</td><td></td><td></td></tr>
<tr><td></td><td></td><td>| | | |</td><td>Bleistift</td></tr>
<tr><td>139,12</td><td>Ehe den fliehenden Fuß schauerlich Lethe</td><td>– v v – v v – – –</td><td>Bleistift</td></tr>
<tr><td>140,2</td><td>Euch, o Grazien, legt [die wenigen Blätter]</td><td>– – – – –</td><td>Bleistift</td></tr>
<tr><td>140,4</td><td>Auf den reinen Altar, [Knospen der Rose]</td><td>– v – v v –</td><td>Bleistift</td></tr>
<tr><td>140,6</td><td>Und er thut es getrost. [Der Künstler freuet]</td><td>– v – v v –</td><td>Bleistift</td></tr>
</table>

140,8	Werkstatt, wenn sie um ihn [immer ein]	– – – v v –	Bleistift
140,10	Jupiter senket die göttliche Stirn', [und Juno]	– v v – v v – v v –	Bleistift
140,12	Phöbus schreitet hervor, [schüttelt das]	– – – v v –	Bleistift
140,14	Trocken schauet Minerva herab, [und Her-]	– v – v v – v v –	Bleistift
146,2	Amor bleibet ein Schalk, und wer ihm	– – – v v – v v –	Bleistift
146,3	vertraut ist betrogen.	v – v – – v	Bleistift
146,4	Heuchelnd kam er zu mir: [»Dießmal	– v – v v –	Bleistift
146,6	Redlich meyn' ich's mit dir, [du hast ein	– v – v v –	Bleistift
146,8	Dankbar erkenn' ich es wohl, [meiner	– v v – v v –	Bleistift
146,10	Siehe, dir bin ich nun gar | nach Rom ge-	– v v |	Bleistift
146,12	Dir im fremden Gebiet gern | was gefäl-	|	Bleistift
146,14	Jeder Reisende klagt, | er finde schlechte Be-	| |	Bleistift
146,16	Welchen | Amor empfiehlt, köstlich bewir-	|	Bleistift
146,17	thet | ist er	|	Bleistift
147,1	Du betrachtestr mit Staunen | die Trümmer |	| |	Bleistift
335,2–5	Immer war mir das Feld und der Wald, und der Fels und die Gärten Nur ein Raum, und du machst sie, Ge- liebte, zum Ort.	Anstreichung	Bleistift
335,7–10	Raum und Zeit, ich empfind' es, sind bloße Formen des Anschauns, Da das Eckchen mit dir, Liebchen, un- endlich mir scheint.	Anstreichung	Bleistift
337,12–15	Wahre Lieb' ist die, die immer und immer sich gleich bleibt, Wenn man ihr alles gewährt, wenn man ihr alles versagt.	Anstreichung	Bleistift
338,7–10	Warum bin ich vergänglich, o Zeus? so fragte die Schönheit. Macht' ich doch, sagte der Gott, nur das Vergängliche schön.	Anstreichung	Bleistift
338,12–15	Und die Liebe, die Blumen, der Thau und die Jugend vernahmens; Alle gingen sie weg, weinend, von Ju- piters Thron.	Anstreichung	Bleistift
338,17–20	Leben muß man und lieben; es endet Le- ben und Liebe. Schnittest du, Parze, doch nur beiden die Fäden zugleich!	Anstreichung	Bleistift
342,12–15	Fremde Kinder, wir lieben sie nie so sehr als die eignen; Irrthum, das eigene Kind, ist uns dem Herzen so nah.	Anstreichung	Bleistift

342,17–20	Irrthum verläßt uns nie; doch zieht ein höher Bedürfniß Immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan.	Anstreichung	Bleistift
344,17–20	Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen Zu verbinden? Sie stelle Eitelkeit zwischen hinein.	Anstreichung	Bleistift
347,2–5	Was ist das Heiligste? Das, was, heut und ewig, die Geister, Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.	Anstreichung	Bleistift

Ursula Regener

»eine alte zerfetzte Landkarte«

Zur Referentialität des ›Taugenichts‹

Wie Grenzregionen können Texte, die in epochalen Zwischenzeiten entstanden sind, Reklamierungsreflexe auslösen, denen gegenüber differenziertere Betrachtungen geradezu abzuprallen scheinen. Zu diesen Texten gehört Eichendorffs ›Aus dem Leben eines Taugenichts‹.

1826 erstmals vollständig publiziert, trifft die Novelle entstehungszeitlich zwar auf eine – an den ersten Rezensionen ablesbare – (früh-) realistische Erwartungshaltung und gerät 1839/40 fast unter die Räder der junghegelianisch-vormärzlichen Romantikkritik. Trotzdem wird sie in der Literaturgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts mit Erfolg als Paradebeispiel romantischer Prosa kanonisiert. Anders wäre kaum zu erklären, warum das Bündel an Zuschreibungen, die Generationen von Leserinnen Lesern über die Machart des ›Taugenichts‹ vermitteln, so unverrückbar wirkt.[1] Ein kurzer literarhistorischer Streifzug erhellt und begründet die Operationen dieser Manöver.

1 Zur Rezeptionsgeschichte vgl. Hermann Korte, Taugenichts-Lektüren. Eichendorff im literarischen Kanon, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 24 (1999), H. 2, S. 17–70; Gunnar Och, Der Taugenichts und seine Leser, in: Eichendorff wieder finden. Katalog zur Ausstellung, hrsg. von Anne Bohnenkamp und Ursula Regener, Frankfurt am Main 2007 (= Aurora. Jahrbuch der Eichendorff-Gesellschaft 66/67), S. 86–109. – Die spezifischen Voraussetzungen und Bedingungen der DDR-Rezeption beleuchten: Ralf Klausnitzer, ›Taugenichts‹ im real existierenden Sozialismus. Aspekte der Eichendorff-Rezeption in der DDR, in: Aurora 62 (2002), S. 171–195; Klaus Werner, Vom Ideologem zum Text. Zur ostdeutschen Romantik- inklusive Eichendorff-Rezeption, in: Athenäum 20 (2010), S. 143–181. – Textgrundlage der vorliegenden Studie ist die Ausgabe: Sämtliche Werke des Freiherrn Joseph von Eichendorff. Historisch-kritische Ausgabe. Begründet von Wilhelm Kosch und August Sauer, fortgeführt und hrsg. von Hermann Kunisch (†) und Helmut Koopmann, Regensburg 1962–1970, dann Stuttgart, Berlin, Köln, (Mainz), seit 1997 Tübingen (*HKA*):

Bd. I/4: Gedichte. Zweiter Teil. Verstreute und nachgelassene Gedichte. Kommentar, hrsg. von Ursula Regener, 1997.

DOI https://doi.org/10.46500/83535279-005

Die Hypotheken eines »letzten Romantikers«[2]

Erstreaktionen

Die ersten Publikationen des Textes stießen auf bereits frührealistisch gestimmte Lektüreerwartungen und diese fielen auch mal harsch aus. Wolfgang Menzel kanzelt den Text regelrecht ab:

> Man erwartet etwas Komisches und findet nur langweilige Rührung. Der Taugenichts taugt auch gar nichts, und hat nicht einen Fetzen von jener göttlichen Bettelhaftigkeit der Tagediebe bey Shakespeare und Cervantes, es fehlt ihm alles, was man Humor nennt. Die andern Sachen [›Das Marmorbild‹; ›Lieder und Romanzen‹] geben sich wenigstens für das, was sie sind, und erregen keine große Erwartung. Es sind jugendliche Herzensergießungen von der gewöhnlichen Art, voll Saft, aber ohne Kraft.[3]

Bd. V/1: Erzählungen. Erster Teil. Text, hrsg. von Karl Konrad Polheim, 1998.
Bd. V/2: Erzählungen. Erster Teil. Kommentar, hrsg. von Karl Konrad Polheim, 2000.
Bd. X/1: Historische und politische Schriften. Text, hrsg. von Antonie Magen, 2007.
Bd. X/2: Historische und politische Schriften. Kommentar, hrsg. von Antonie Magen, 2007.
Bd. XI/1: Tagebücher. Text, hrsg. von Franz Heiduk und Ursula Regener, 2006.
Bd. XII: Briefe 1794–1857. Text, hrsg. von Sibylle von Steinsdorff, 1992.
Bd. XIII: Briefe an Eichendorff, hrsg. von Wilhelm Kosch, 1910 (*HKA*[1] *XIII*).
Bd. XVIII/1: Eichendorff im Urteil seiner Zeit. Dokumente 1788–1843, hrsg. von Günter und Irmgard Niggl, 1975.
Bd. XVIII/2: Eichendorff im Urteil seiner Zeit II. Dokumente 1843–1860, hrsg. von Günter und Irmgard Niggl, 1976.

2 Zu dieser Bezeichnung vgl. Theodor Mundt, Der Dichter Eichendorff und das Wigand'sche Conversations-Lexicon, in: Der Pilot, Jg. 1, Nr. 39 vom 13. August 1840, S. 416 (HKA XVIII/1, S. 516–519, hier: S. 517); Theodor Mundt, Geschichte der Literatur der Gegenwart, Th. 2, Berlin 1842, S. 210 f., hier: S. 210 (HKA XVIII/1, S. 616 f., hier: S. 616).

3 Wolfgang Menzel in: Literatur-Blatt vom 8. August 1826 (HKA XVIII/1, S. 137). – Aus denselben Gründen war schon die Phantastik des ›Marmorbild‹ 1818/19 auf Ablehnung gestoßen, vgl. Zeitung für die elegante Welt, Nr. 202 vom 15. Oktober 1818, Sp. 1631 (Almanachsliteratur); Originalien aus dem Gebiete der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie (Hamburg 1818), Nr. 177–178; Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode, Januar 1819, S. 47 (Almanach-Literatur); Therese Huber,

Willibald Alexis hingegen macht sich für den Realismus des ›Taugenichts‹ stark:

> es ist die Schilderung eines Schlaraffenlandes und -Lebens, und doch ist das Land geographisch ein sehr wohlbekanntes, voll Plackereien, Prellereien und Nöthen aller Art für Reisende und Einwohner, und die Menschen sind wirkliche Menschen, wie sie uns wol begegnen mögen. Einen solchen Zustand, in den Künstler und Dichter sich nur zu häufig aus den Drangsalen um sie her versetzt wünschen, ihn aber selten anders als im Land der Phantasie antreffen, hat der Dichter hier verstanden aus Materialien zu erbauen, die ganz aus diesem bedrängten Erdenleben entnommen sind. Den Vorwurf der Unwahrscheinlichkeit im Einzelnen kann der Autor, wo innere Wahrheit jeder Erscheinung zum Grunde liegt, leicht von sich wehren.[4]

Kritische Vorzeichen

Zehn Jahre später wirft Heine der »Romantischen Schule« insgesamt Epigonentum vor und zählt Eichendorff zu den Uhlandadepten. Seine differenzierende Nachbemerkung von der »grünen Waldesfrische und der kristallhafteren Wahrheit« hebt auf Eichendorffs höhere Naivität und politische Harmlosigkeit ab und verstärkt insofern das in puncto Innovationskraft und Originalität vernichtende Urteil.[5]

in: Morgenblatt für gebildete Stände, Literatur-Blatt Nr. 7 vom 2. März 1819, S. 26 (Taschenbücher); Friedrich Matthias Gottfried Cramer, in: Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung, Nr. 60 (Ende März 1819), Sp. 478 (Schöne Künste) (HKA XVIII/1, S. 93–95).

4 Willibald Alexis, [Rezension zu] ›Aus dem Leben eines Taugenichts‹ und ›Das Marmorbild‹. Zwei Novellen nebst einem Anhange von Liedern und Romanzen von Joseph von Eichendorff, Berlin: Vereinsbuchhandlung 1826, in: Blätter für literarische Unterhaltung, Jg. 1, Nr. 25 vom 29.7.1826, S. 97–98, hier: S. 98 (HKA XVIII/1, S. 130–133, hier: S. 131). Alexis und Eichendorff hatten sich 1823 in Berlin kennengelernt (Wolfgang Frühwald, Eichendorff-Chronik. Daten zu Leben und Werk, München 1977, S. 99 f.).

5 Heinrich Heine, Die romantische Schule, Hamburg 1836, S. 313 f. (Auszug: HKA XVIII/1, S. 300 f.). Zur Ambivalenz von Heines Romantik- und Eichendorffkritik vgl. Jeffrey L. Sammons, »Welch ein vortrefflicher Dichter ist der Freyherr von Eichendorff«. Betrachtungen zu Heines Eichendorff-Urteil, in: Aurora 45 (1985), S. 137–148 (wieder in: ders., Heinrich Heine. Alternative Perspectives 1985–2005, Würzburg 2006, S. 17–30).

Angesichts der 1839/40 in den »Hallischen Jahrbüchern« veröffentlichten Abrechnung mit der Romantik werden sich just diese Argumente aber zunächst als Rettungsgasse erweisen. Neben der Tradierung des Epigonenverdikts und der Betonung einer (von den katholischen Konvertiten betriebenen) antiprotestantischen Agenda laufen die Vorwürfe auf eine vorgeschobene und damit verlogene Unmittelbarkeit hinaus.[6] Auf Eichendorff, der in diesem antiromantischen »Manifest« nur unter den »politisch harmlosen« Epigonen geführt wird,[7] zielt 1841 ein eigener Artikel in Wigands ›Conversations-Lexikon der neuesten Litteratur-, Völker- und Staatengeschichte‹, mit den gleichen Argumenten ab und verpasst dem ›Taugenichts‹ das Etikett »bornirteste Naivität«.[8]

Konsolidierung

Es ist der Jungdeutsche Theodor Mundt, der diese, seiner Ansicht nach auf »Jesuiten- und Katholikenriecherei« beruhende, argumentative Konstruktion zurückweist, sich für Eichendorffs persönliche und dichterische Integrität verbürgt und das Urteil über ihn auf den Begriff der nun positiv konnotierten Harmlosigkeit zurückführt.[9] Mit seiner 1842 erschienen ›Geschichte der Literatur der Gegenwart‹ sichert er ihm das Renommee, das sich fortan in der Literaturgeschichtsschreibung durch-

6 Theodor Echtermeyer (geistiger Urheber) und Arnold Ruge (Verfasser), Der Protestantismus und die Romantik. Zur Verständigung über die Zeit und ihre Gegensätze. Ein Manifest, in: Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst, hrsg. von Arnold Ruge und Theodor Echtermeyer, vier in 30 Nummern fortgesetzte Artikel vom 12. Oktober 1839 bis 14. März 1840, Dritter Artikel, Nr. 303, 19. Dez. 1839, Sp. 2419 und Nr. 308, 25. Dez. 1839, Sp. 2461 (Auszüge: HKA XVIII/1, S. 504–506). Zu den politischen Konnotationen vgl. Nikolas van Essenberg, Romantik im Spannungsfeld von Konfessionalisierung und Nationalisierung. Das Spätwerk Joseph von Eichendorffs 1837–1857, Göttingen 2022, S. 158 f.

7 Ebd. Vierter Artikel Nr. 64, 14. März 1840, Sp. 511 f.

8 Conversations-Lexikon der neuesten Litteratur-, Völker- und Staatengeschichte, Leipzig: Otto Wigand, 1841, Artikel »Eichendorff« in der 9. Lieferung, Juni 1840 (Auszüge: HKA XVIII/1, S. 507–516, hier: S. 507 und 512 f.). Vgl. auch Wigand's Conversationslexikon, Leipzig 1847 (HKA XVIII/2, S. 791–793).

9 Mundt, Der Dichter Eichendorff und das Wigand'sche Conversations-Lexicon (Anm. 2), S. 416 (HKA XVIII/1, S. 516–518). Vgl. Essenberg, Romantik im Spannungsfeld (Anm. 6), S. 158.

setzen wird. Seine Charakterisierung hebt Eichendorffs Zugehörigkeit zur Romantik, seine »Liebenswürdigkeit«, das »musikalische Element«, das »Naturleben« und den »träumerischen Wellenschlag der Gefühle« in seiner Dichtung hervor. Und so ist sein Fazit »Diese Singvogelnatur hat ausdauernde Harmlosigkeit genug, um einen ganzen Roman, ein ganzes Leben lyrisch verhallen zu lassen«, durchaus positiv gemeint.[10]

Nachdem Eichendorff seine unverhohlen katholisch perspektivierten Beiträge zur Literaturgeschichtsschreibung 1847 und 1852 publiziert,[11] werden vorübergehend Zweifel wach, ob die Behauptung seiner Tendenzlosigkeit tatsächlich zu halten ist. Friedrich Theodor Vischer betitelt einen Beitrag über ihn mit »Ein literarischer Sonderbündler«,[12] und Mundt beendet sein Loblied auf Eichendorff in der zweiten Auflage seiner »Geschichte der Literatur der Gegenwart« mit einer kritischen Note.[13]

Zunächst aber – und das heißt ein Jahr nach Erscheinen der ersten Auflage von Eichendorffs Werkausgabe – schließt sich die Literaturkritik- und -geschichtsschreibung Mundts Weichzeichnung von 1842 an. So loben August Nodnagel Eichendorffs Platz im »Herzen der Nation«,[14] Heinrich Kurz »die Wahrheit des Gefühls«[15] oder Karl Goedeke

10 Mundt, Geschichte der Literatur der Gegenwart (Anm. 2), Th. 2, S. 210 f., 5. Vorlesung: Deutschland. Einzeln stehende Richtungen und Autoren (Auszüge: HKA XVIII/1, S. 616 f.).

11 Joseph von Eichendorff, Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland (Leipzig 1847); Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältnis zum Christentum (Leipzig 1851).

12 Friedrich Theodor Vischer, Ein literarischer Sonderbündler, in: Jahrbücher der Gegenwart, Nr. 1 und 2 (Januar 1848), S. 1–4 und 5–7 (Auszüge: HKA XVIII/1, S. 732–734). Vgl. Essenberg, Romantik im Spannungsfeld (Anm. 6), S. 253 f.

13 Theodor Mundt, Geschichte der Literatur der Gegenwart. Vorlesungen über deutsche, französische, englische, spanische, italienische, schwedische, dänische, holländische, vlämische, russische, polnische, böhmische und ungarische Literatur. Von dem Jahre 1789 bis zur neusten Zeit, Leipzig 1853, 5. Vorlesung: Deutschland, S. 354 f.

14 August Nodnagel, Deutsche Dichter der Gegenwart. Erläutert von August Nodnagel. Erstes Heft: Freiligrath. Eichendorff, Darmstadt: Verlag von Johann Philipp Diehl, 1842, S. 87–120, hier: S. 90 (Auszüge HKA XVIII/1, S. 617–644, hier: S. 622).

15 Heinrich Kurz, Handbuch der poetischen Nationalliteratur der Deutschen 3. Abt., Zürich 1842 (HKA XVIII/1, S. 562 f.).

den »so süßen romantischen Duft, wie er über den Novellen liegt«.[16] Gustav Pfizer zeigt sich wegen des an den königlichen Adressaten Friedrich Wilhelm IV. gerichteten tendenziösen Widmungsgedichts des Gedichtbandes zwar irritiert,[17] aber nach und nach modellieren August Friedrich Christian Vilmar,[18] Rudolf von Gottschall,[19] Julian Schmidt,[20] Wilhelm Lindemann[21] und weitere Multiplikatoren der sich verfestigenden Zuschreibungen in den Folgejahren aus dem ›letzten Romantiker‹ zunächst den Vollender, dann den Träger der Romantik. Der ›Taugenichts‹ rückt dabei immer weiter ins Zentrum. Diese »Perle seiner Erzählkunst«[22] mutiert zur »Perle der Erzählkunst«[23] oder »pearl of romantic fiction«,[24] bis Hermann August Korff den ›shortcut‹ auf den Punkt bringt: »Sie ist wohl eine so ›romantische‹ Novelle, daß es üblich geworden ist, aus ihr das Wesen der Romantik abzuleiten.«[25] Zuvor hat

16 Karl Goedeke, Deutschlands Dichter von 1813–1843, Hannover 1844 (HKA XVIII/2, S. 664–666, hier: S. 665 f.). Ähnlich in der Wortwahl: Gustav Schwab und Karl Klüppel, Wegweiser durch die Litteratur der Deutschen. Ein Handbuch für Laien, Leipzig 1846, S. 259 f., oder Joseph Hillebrand, Die deutsche Nationalliteratur, Bd. 3, Hamburg und Gotha 1846, S. 167 f.

17 Gustav Pfizer, Joseph Freiherr von Eichendorff, in: Blätter für literarische Unterhaltung, Nr. 274–277, 1.–4. Okt. 1843, S. 1097–1111, hier: S. 1098 f. (HKA XVIII/1, S. 593–613, hier: S. 593 f.).

18 August Friedrich Christian Vilmar, Geschichte der deutschen National-Literatur, Marburg und Leipzig, 3. Aufl. 1848, Bd. 2, S. 339 (HKA XVIII/2, S. 799).

19 Rudolf von Gottschall, Die deutsche National-Litteratur des 19. Jahrhunderts. Literarhistorisch und kritisch dargestellt, Bd. 1, Breslau 1855, S. 368–370 (HKA XVIII/2, S. 1047–1052).

20 Julian Schmidt, Geschichte der Deutschen Literatur seit Lessings Tod, Jena und Weimar 1855, 4. durchweg umgearbeitete und vermehrte Aufl., Leipzig 1858, Bd. 1, S. 501–508.

21 Wilhelm Lindemann, Geschichte der deutschen Literatur, Freiburg im Breisgau 1866, S. 659 f.

22 Heinrich Keiter, Joseph von Eichendorff. Sein Leben und seine Dichtungen, Köln 1887, S. 55.

23 Rudolf von Gottschall, Die deutsche National-Litteratur des 19. Jahrhunderts. Literarhistorisch und kritisch dargestellt, 6. Aufl. bearb. von Joseph Seeber, Freiburg 1889, Bd. 3, S. 824.

24 John George Robertson, A History of German Literature, Edinburgh & London 1902 (Nachdruck New York 1966) S. 474.

25 Hermann August Korff, Geist der Goethezeit, Bd. 4: Hochromantik, Leipzig 1953, S. 354.

Thomas Manns bereits 1916 die etablierte Meinung von der Zeit-, Ort- und Realitätslosigkeit des ›Taugenichts‹ pointiert zusammengefasst:

> […] nichts als Traum, Musik, Gehenlassen, ziehender Posthornklang, Fernweh, Heimweh, Leuchtkugelfall auf nächtlichen Park, törichte Seligkeit, so daß einem die Ohren klingen und der Kopf summt vor poetischer Verzauberung.[26]

Forschungsstand und -vorhaben

Da die Hypotheken bei jeder dieser begrifflichen Engführungen zunehmen – Epigonalität geht einher mit mangelnder Originalität, die »Singvogelnatur« lässt am Ende dann doch die Reflektiertheit eines Künstlers vermissen – ist es nur zu verständlich, dass sich die Eichendorff-Forschung des 20. Jahrhunderts geradezu daran abarbeitet, Eichendorff (und sich selbst) aus der Ecke des Naiven wieder hervorzuholen und dem Kunstvollen zuzuschreiben.

Im Vorfeld dieser Bemühungen (und auch seiner eigenen Vereinnahmung durch die wissenschaftliche Doktrin der DDR) hatte Georg Lukács bereits 1940 einen Artikel veröffentlicht, der frei von romantischen und konfessionellen Formatierungsversuchen Eichendorffs direkten dichterischen Zugriff auf die Wirklichkeit und die eigentümliche Verwobenheit von »schöne[r] tendenzlose[r] Idylle« mit dem Eindruck, dass »Menschen, Landschaften, Städte […] einzeln betrachtet, vollständig wahrheitsgetreu, realistisch wiedergegeben« seien, aus dessen familiär tradierten, ungebrochenen und damit unter den Schriftstellern der

26 Thomas Mann, Der ›Taugenichts‹, in: Die neue Rundschau 27, H 11 (November 1916), S. 1478–1490, hier: S. 1479. 1929, als es das Geistige gegen die zunehmend nationalsozialistisch orientierte Literaturdoktrin zu verteidigen galt, läuft diese Diagnose bei Thomas Mann auf eine Autonomie-Deklaration heraus: »Die deutsche Romantik ist, so sonderbar es herkömmlichem Vorurteil klingen mag, wesentlich nicht historisch gestimmt, sondern zukünftig, und dies so sehr, daß man sie als die revolutionärste und radikalste Bewegung des deutschen Geistes bezeichnen kann.« (Ders., Die Stellung Freuds in der modernen Geistesgeschichte, in: Die psychoanalytische Bewegung, 1. Jg., H. 1, Mai–Juni 1929, S. 3–32, hier: S. 13.) Zur Genese der nationalen Lesart des ›Taugenichts‹ und seines Autors vgl. Essenberg, Romantik im Spannungsfeld (Anm. 6), S. 247–256.

Romantik singulärem Katholizismus erklärt.[27] Damit wäre die unverstellte Position eines Willibald Alexis zurück gewonnen und positivistische Fragestellungen in die Nähe des Akzeptablen gerückt worden, doch lässt die nach dem zweiten Weltkrieg wieder auflebende westdeutsche Eichendorff-Forschung Lukács regelrecht links liegen, zumal nachdem dieser seinen ›Eichendorff‹ 1951 unter den »Deutschen Realisten des 19. Jahrhunderts« präsentiert.[28]

Jedenfalls entfalten in der BRD der späten 50er Jahren die landschaftssymbolischen Interpretationslinien nicht nur des 7. ›Taugenichts‹-Kapitels von Oskar Seidlin und Richard Alewyn ihren wirkmächtigen Einfluss.[29] Im Zuge ihrer hermeneutischen Exegese geraten

27 Georg Lukács, Eichendorff, in: Internationale Literatur. Zentralorgan der Internationalen Vereinigung Revolutionärer Schriftsteller, 10. Jg., Nr. 6 (Jun. 1940), S. 53–64, hier: S. 60, 63. Dass Lukács, der mit ›Eichendorff‹ seinen Standpunkt in der Realismusdebatte festigt, auf Beiträge der Eichendorff-Forschung aus den 20er und 30er Jahre rekurriert (Anonym, Romantiker und Frührealist J. von Eichendorff, in: Kölnische Volkszeitung vom 19.4.1924; Otto Demuth, Der Dichter der ›Freier‹ auf dem Weg zum romantischen Realismus, in: Der Wächter VIII [1925] S. 451–459; Lorenzo Bianchi, Italien in Eichendorffs Dichtung. Eine Untersuchung, Bologna 1937), ist so wenig auszumachen wie Paul Fechters Lukács-Kenntnis (Paul Fechter, Eichendorff heute, in: Aurora 14 [1954], S. 11–20, besonders S. 13 f.). Explizit auf Lukács beziehen sich nur Bormann (Alexander von Bormann, Philister und Taugenichts. Zur Tragweite des romantischen Antikapitalismus, in: Aurora 30/31 [1970/71], S. 94–112, und ter Haar (Carel ter Haar, Joseph von Eichendorff. Aus dem Leben eines Taugenichts. Text, Materialien, Kommentar, München 1977, S. 13).

28 Georg Lukács, Eichendorff, in: ders., Deutsche Realisten des 19. Jahrhunderts, Berlin 1951, S. 49–65.

29 Oskar Seidlin, Der Taugenichts ante portas [Erstdruck 1956], in: ders., Versuche über Eichendorff, Göttingen 1965, S. 14–31. – Oskar Seidlin, Die symbolische Landschaft [Erstdruck auf englisch 1957], in: Eichendorff heute. Stimmen der Forschung mit einer Bibliographie, hrsg. von Paul Stöcklein, München 1960, S. 218–241, hier: S. 219, 222, 224: »All das besagt aber nichts anderes, als daß Natur und Landschaften für Eichendorff und in Eichendorffs Werk ein System von Symbolen sind; nicht wie so leichthin und allgemein angenommen, Stimmungszauber und hypnotischer Gefühlsreiz, sondern ein Kryptogramm, das es zu entziffern gilt, eine bildhafte Zeichensprache.« »Landschaft als sichtbare Theologie, als Schlüssel, der die tieferen Perspektiven der sich entfaltenden Geschichte öffnet – das ist ein Zug, der sich in Eichendorffs Werk immer wieder findet.« »Landschaft, so gesehen, ist nicht ornamental, sondern emblematisch.« – Richard Alewyn, Eichendorffs Dichtung als Werkzeug der Magie, in: Neue deutsche Hefte 43 (Februar 1958), S. 977–985 (= Ein Wort über Eichendorff, in: Paul

mögliche biographische und regionale Referenzen vollständig aus dem Blick.[30] Dieser Grad der »Entgegenständlich[ung]« ging zwar Einzelnen »zu weit«, aber diese lassen es ebenfalls an investigativer Konsequenz fehlen.[31] Selbst die Versuche der 70er Jahre, den ›Taugenichts‹ mit sozialhistorischen Fakten zu konfrontieren, halten inne, wenn sie in die Nähe der Epochenfrage kommen.[32] In verblüffender Regelmäßigkeit

Stöcklein: Eichendorff heute. Stimmen der Forschung mit einer Bibliographie, München 1960, S. 7–18). – Richard Alewyn, Eine Landschaft Eichendorffs, in: Euphorion 51 (1957), S. 42–60 (wiederabgedruckt in: Eichendorff heute, a.a.O., S. 19–43). – Egon Schwarz, Der Taugenichts zwischen Heimat und Exil, in: Études Germaniques 12 (1957), S. 18–33. – Arbeiten wie Klaus Köhnkes (Homo viator: ›Aus dem Leben eines Taugenichts‹, in: ders., Hieroglyphenschrift. Untersuchungen zu Eichendorffs Erzählungen, Sigmaringen 1986, S. 72–104), Robert Mühlhers (Lebendige Allegorie. Studien zu Eichendorffs Leben und Werk, Sigmaringen 1990, zum ›Taugenichts‹ S. 181–215) oder Otto Eberhardts vielbändige, der biblischen Hermeneutik des vierfachen Schriftsinns monoton verpflichtete »Untersuchungen zum poetischen Verfahren Eichendorffs« (Bd. 1: Eichendorffs Taugenichts: Quellen und Entstehungshintergrund, Würzburg 2000) belegen die Zugkraft der von Seidlin und Alewyn gelegten Interpretationsspur.

30 Ganz im Sinne der Priorisierung des Textes deutete Alewyn die Not des biographischen Nichtwissens als Tugend: »Von Eichendorffs Leben oder seiner Person gibt es freilich nicht viel zu berichten. Es gibt unter den neueren Dichtern nicht viele, von denen wir so wenig wissen. […] und vielleicht haben wir damit gar nicht so viel verloren.« (Alewyn, Ein Wort über Eichendorff [Anm. 29], S. 8.)

31 Franz Uhlendorff, Eichendorff, ein Dichter der wirklichen Natur, in: Eichendorff heute (Anm. 29), S. 274–279, hier: S. 274 f., verwahrt sich gleichzeitig – ohne Lukács zu erwähnen – vor (früh-)realistischen Vereinnahmungen Eichendorffs. – Margret Walter-Schneider und Martina Hasler, Die Kunst in Rom. Zum 7. und 8. Kapitel von Eichendorffs Erzählung ›Aus dem Leben eines Taugenichts‹, in: Aurora 45 (1985), S. 49–62, machen nur auf die Konterkarierung des Rombildes aufmerksam: »Betrachtet man die Stadt Rom im ›Taugenichts‹ von außen, so scheint sie freilich das Paradies zu sein. Irdischer aber als in ihren Mauern kann es bei diesem Dichter kaum zugehen.« (Ebd., S. 49.)

32 Die Fraktion, die sozialhistorische Aspekte in die Eichendorff-Forschung hineingetragen hat, formiert sich in den 70er Jahren in der Münchener Forschergruppe für »Sozialgeschichte der deutschen Literatur 1770–1900« um Wolfgang Frühwald: ders., Der Regierungsrat Joseph von Eichendorff. Zum Verhältnis von Beruf und Schriftstellerexistenz im Preußen der Restaurationszeit, mit Thesen zur sozialhistorischen und wissenssoziologischen Perspektive einer Untersuchung von Leben und Werk Joseph von Eichendorffs, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Literatur 4 (1976), S. 37–67. – Carel ter Haar, der sich »den ›Taugenichts‹ in seiner Zeit- und Situationsbezogenheit darzustellen« vornimmt, um »der Novelle« […] wirklichkeitsbezogenen und intendiert funktionale Seiten ab-

dienen die Hinweise auf die topographische Unschärfe und Orientierungslosigkeit des ›Taugenichts‹ dem Ausweis romantischer Qualität.[33]

zugewinnen«, leistet hier viel in Bezug auf den Abgleich mit Signaturen des Zeitalters, hält aber auch (aus Respekt vor dem »ästhetischen und künstlerischen Wert der Novelle«) am Befund fest: »die Welt« des ›Taugenichts‹ sei »imaginär« und »bis auf wenige Episoden [konträr zur] zeitgenössischen Wirklichkeit«. »Die Wanderung des Taugenichts führt ihn ja, nachdem er sein heimatliches Tal verlassen hat, nach Wien, der alten Kaiserstadt, und von dort nach Rom, dem Herzen der Kirche und der Residenz des Papstes. Endpunkt seiner Wanderung ist wiederum Wien. Daß es sich dabei um Idealbilder beider Städte handelt, zeigt die Tatsache, daß sie nicht realiter dargestellt werden. Von Wien sind es nur die Türme, Rom entspricht mit »den goldnen Toren und hohen glänzenden Türmen, von denen Engel in goldnen Gewändern sangen« in seiner Wirklichkeit weitgehend den heimatlichen Träumen des Taugenichts«. Hinweise auf die bewusste Gegenbildlichkeit des Textes zur damaligen Sozialgeschichtliche macht ter Haar über die Philistersatire, die Hof- und Adelskritik, die altdeutsche Mode der Maler, die verräucherten Hütten und die Prager Studenten fest (ter Haar, Joseph von Eichendorff. Aus dem Leben eines Taugenichts [Anm. 27], S. 1, 4, 44). Meino Naumann interpretiert die Topographie des ›Taugenichts‹ als Sehnsucht nach dem Heiligen Römischen Reich (Meino Naumann, Fabula docet. Studien zur didaktischen Dimension der Prosa Eichendorffs, Würzburg 1979, S. 139). – Karl Konrad Polheim fing diese Versuche 1989 (ohne sich hierbei auf Lukács zu beziehen) unter Rückgriff auf die Autorintention ein und notierte: »Denn bisweilen verbirgt sich hinter der Raum- und Zeitdarstellung Eichendorffs mehr Realismus, als man gemeinhin annimmt.« Diesbezüglich hält Polheim für das 9. Kap. und den Rückweg durch Österreich »eine Häufung von topographischen Angaben«, die mit der »Gegend um Passau« übereinstimmen, fest, fügt aber hinzu, die »Symbolik der Landschaft wird dadurch nicht geschmälert« (Karl Polheim † und Karl Konrad Polheim, Text und Textgeschichte des ›Taugenichts‹. Eichendorffs Novelle von der Entstehung bis zum Ende der Schutzfrist, 2 Bde., Tübingen 1989, Bd. 2, S. 161–164).

33 In chronologischer Reihenfolge sind hier zu nennen: Klaus Köhnke, der den »Weg nach und durch Italien bis Rom« als »labyrinthisch« bezeichnet (Homo viator [Anm. 29], S. 92). – Auch Wilhelm Gössmann konstatiert zum »Italien- und Romerlebnis des Taugenichts«, dass die »Inhalte […] kaum dingfest zu machen« seien und das »Erzählte […] viel eher Vorstellungen, auch diffuse Vorstellungen« vermittle (Wilhelm Gössmann, Der ›Taugenichts‹ als literarisches Deutschlandbuch, in: »Spiel nur war das – wir sind Dichter!« Joseph von Eichendorff. Seine literarische und kulturelle Bedeutung, hrsg. von Wilhelm Gössmann und Wilhelm Hollender, Paderborn, München, Wien, Zürich 1995, S. 143–161, hier: S. 155). – Dito registriert der an der parodistischen Intertextualität zwischen dem ›Taugenichts‹ und Goethes »Werther« und »Italienischer Reise« interessierte Knut Rybka eine »chronische[ ] und chronologische[ ] Unschärfe«, aus der

Und dieses Axiom bleibt selbst in einer von Foucault inspirierten raumtheoretischen Studie sakrosankt.[34] Einen Romantiker par excellence will niemand vom epochalen Sockel stoßen.

Der folgende Versuch einer bio-geographischen Verortung des ›Taugenichts‹ nimmt Alexis stärker beim Wort als vorherige Studien dies getan oder gewagt haben, liest Eichendorff gegen den Strich des landschaftssymbolischen Paradigmas und lässt auch die romantische Rücksicht versuchsweise bei Seite. Das nicht, um eine weitere Studie zur epochalen Begutachtung der Schreibkunst Eichendorffs aufzutischen, sondern um den (kultur-)historischen Informationsgehalt zu bergen, der der kundigen zeitgenössischen Leserschaft des ›Taugenichts‹ mindestens so präsent gewesen sein dürfte wie dessen topische Evokationen. Ohne diese historische Grundlage können Anspielungshorizonte kaum validiert und die Komplexität des Textes kaum vermessen werden.

nur die Genauigkeit der Angaben zum Hummelschen Tableau herausfalle (Knut Rybka, Eichendorffs Italienische Reise. Textarbeit zum ›Taugenichts‹, Frankfurt am Main, Berlin, Bern, New York, Paris, Wien 1993, S. 29, vgl. auch ebd., S. 242). – Gunnar Och identifiziert die Realitätsbezüge des ›Taugenichts‹ ausschließlich über Anspielungen auf die Kunstszene (die Figur des Kunstkritikers, die Erwähnungen von Webers ›Freischütz‹ und E.T.A. Hoffmanns Erzählung ›Die Fermate‹, den Hinweis auf die Nazarener) als »Spuren einer modernen Lebenswelt und eines modernen reflexiven Bewusstseins«, hält aber mit Verweis auf die Studien von Rodewald und Petersen ebenfalls fest, dass der ›Taugenichts‹ »eine scheinbar ebenso ver-rückte wie wunderbare Welt« repräsentiere (Och, Der Taugenichts und seine Leser [Anm. 1], S. 89). – Die Ambivalenz der Eichendorffschen (Gefühls-)Räume (»voll dimensioniert und auch toponymisch« und gleichzeitig »flüchtig«) hält auch Wellberys auf den »Raum als eine eigens gestaltete Sinndimension romantischer Erzähltexte« zielende Studie fest (David E. Wellbery, Sinnraum und Raumsinn. Eine Anmerkung zur Erzählkunst von Brentano und Eichendorff, in: Räume der Romantik, hrsg. von Inka Mülder-Bach, Gerhard Neumann, in Verbindung mit Alexander von Bormann, Gerhart von Graevenitz, Walter Hinderer, Günter Oesterle und Dagmar Ottmann, Würzburg 2007, S. 103–116, hier: S. 103, 111, 115). – Zuletzt hat (mit nochmals abgewandelter Terminologie) der ebenfalls an der Raumsemantik interessierte Martin Jörg Schäfer ausgeführt, dass Eichendorff im ›Taugenichts‹ »dynamische[] und flexible[] Räume [präsentiert]« (Martin Jörg Schäfer, Die bedrohliche Dimension des Müßiggehens. Raumordnungen in Joseph von Eichendorffs Taugenichts, in: Arbeit und Müßiggang in der Romantik, hrsg. von Claudia Lillge, Thorsten Unger, Björn Weyand, Paderborn 2017, S. 345–358, hier: S. 345 f.).

34 Stefan Tetzlaff, Heterotopie als Textverfahren. Erzählter Raum in Romantik und Realismus, Berlin 2018, Kap. 6.1: Eichendorff und die Metapher, S. 123–135.

›Aus dem Leben eines Taugenichts‹ – Entstehung

> Jezt: Gedichte u. den Taugenichts fertig machen u. unterdeß Bauers Revolutionen bei Streit holen. NB: Auch die Weltkomödie à la Zerbino nicht zu vergeßen, wie die Romantiker etc. das Nest der Philister, Antiquarien etc. belagern, S: gegen Ende eines Studien o. Memoirenblattes. Darin kommt auch unter den Philistern ein Mann von (Den H: Bumke wiederholen –) Grundsätzen vor, – der immer die Wahrheit spricht u. sich daher lächerlich verwickelt. Schillerianer etc. –)[35]

> Jezt früh immer, wie ich gerade Lust habe, mein Marmorbild abschreiben und den Taugenichts beendigen![36]

Als Eichendorff im Oktober 1817 seine ersten zur Entstehung des ›Taugenichts‹ bekannten Arbeitspläne notiert, ist der bereits 29jährige Autor einer Reihe berühmt gewordener Gedichte und eines Romans gerade mal ein paar Monate als »Referendair bei der hiesigen Regierung« in Breslau beschäftigt.[37] Nach einem Urlaub vom 7.8. bis 4.10. 1817 zur Regelung dringender Familienangelegenheiten in Lubowitz,[38] strukturieren die Zeilen die Tagesabläufe nach seiner Rückkehr nach Breslau.[39]

Die aus dieser Zeit überlieferten Briefe gehen an die Adressen Friedrich de la Motte Fouqués (15.3. und 2.12.1817) und Friedrich Carl von Savignys (8.5.1817). Sie zeugen von schriftstellerischen und professoralen Ambitionen und in beiden Fällen von der Suche nach einem Ausweg aus der finanziellen und intellektuellen Durststrecke, die das

35 HKA V/2, S. 281 f. »Der erste *Jezt* Abschnitt enthält persönliche Aufzeichnungen und Angaben für das geplante Drama ›Krieg den Philistern‹« (ebd., S. 355).

36 FDH Hs–28908^{v}, Blattbeschreibung zu »Morgen Sonntags ein Lied für Fouqué dichten« (HKA I/4, S. 343).

37 Eichendorff an Friedrich de la Motte-Fouqué am 15.3.1817 (HKA XII, S. 71 f.).

38 Urlaubsgesuche vom 27.7.1817, Verlängerungsgesuch vom 31.8.1817 (HKA XII, S. 74 f. und 75). In puncto Familienangelegenheiten kommen in Frage: 1. Überdruss auf der Referendarsstelle, 2. Geburt der Tochter Therese am 9.5.1817, 3. Zusammenhang mit der Liquidation von Lubowitz (Schätzung von Lubowitz am 11.2.1817), 4. Gesundheitszustand des Vaters, der am 27.4.1818 stirbt, 5. Besuch Wilhelms von Eichendorff.

39 Über den Bezug auf die Breslauer Lesegesellschaft Karl Konrad Streits ist die Lokalisierung der Handschrift gesichert (vgl. HKA V/2, S. 357).

unbezahlte Referendariat für den jungen Vater von mittlerweile zwei Kindern bedeutete.[40] Das ebenfalls 1816/1817 zu datierende autobiographische Novellenfragment ›Das Wiedersehen‹ belegt, dass Eichendorff seinen eigenen familiär orientierten und tendenziell philiströsen Lebensentwurf mit der alternativen Lebensweise seines Bruders Wilhelm konfrontiert, dessen Erlebnisberichte aus dem Jahr 1814 die üblichen Briefformate eindeutig sprengen und amourösen Stoff für ›Das Marmorbild‹ und ›Aus dem Leben eines Taugenichts‹ liefern.[41]

Bis zur vollständigen Publikation des ›Taugenichts‹ 1826 folgt das wohl wortkargste Jahrzehnt in Eichendorffs Schriftstellerkarriere. Seine literarische Produktion kommt bis auf die genannten Texte, ein paar Gedichte und ein Drama, dessen Titel ›Krieg den Philistern‹ die Misere auf den Punkt bringt, zum Erliegen.

Privat stark gefordert durch die Geburt zweier weiterer Kinder 1819 und 1821,[42] die Todesfälle des Vaters Adolph von Eichendorff im April 1818, des vierten Kindes und der Mutter Caroline von Eichendorff im April 1822, die Zwangsversteigerung des elterlichen Besitzes nach dem Tod des Onkels Vincenz im November 1823 und der damit verbundene Verlust des Erbes (bis auf das Lehngut Sedlnitz) kann Eichendorff sein berufliches Fortkommen kaum entspannt abwarten.[43] Der finanzielle Engpass dauert bis zur Ernennung zum Konsistorial- und Regierungsrat 1821, die der zu dieser Zeit sechsköpfigen Familie zunächst einen

40 Eichendorff hatte am 7.4.1815 Luise von Larisch geheiratet. Die Kinder Hermann und Therese wurden am 30.8.1815 und am 9.5.1817 geboren.

41 Wilhelm von Eichendorff, 8./9.4. und 8./9.7.1814 (HKA[1] XIII, S. 14–19 und 25–53).

42 Rudolf am 19.4.1819 in Breslau und Agnes am 6.1.1821 in Berlin.

43 Zum Komplex Zwangsversteigerung: Dietmar Stutzer, Die Güter der Herren von Eichendorff in Oberschlesien und Mähren, Würzburg 1974; ders., Das Eichendorff-Gut Sedlnitz in Mähren 1655–1890, in: Aurora 34 (1974), S. 39–43; ders., Die Eichendorff-Herrschaft Tost 1791–1797, in: Aurora 36 (1976), S. 70–74; Wolfgang Frühwald, »Schlesische Toleranz« und »preußische Reform«. Sozialgeschichtliche Grundlagen einer Jugendbiographie Joseph von Eichendorffs, in: Zwischen den Wissenschaften. Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte. Bernhard Gajek zum 65. Geburtstag, hrsg. von Gerhard Hahn und Ernst Weber, Regensburg 1994, S. 10–24; Reinhart Siegert, Die Staatsidee Joseph von Eichendorffs und ihre geistigen Grundlagen, Paderborn u. a. 2008, S. 23–26; Ursula Regener, Soll und Haben in Joseph von Eichendorffs Welt. Zum Zusammenhang der romantischen ›Wilhelm-Meister‹- und Philisterkritik mit Adam Müllers Staatstheorie, in: Arbeit und Müßiggang (Anm. 33), S. 377–392, hier: S. 378–381.

Umzug nach Danzig, 1824 einen weiteren nach Königsberg zumutet. Der Tenor der Verunsicherung dürfte sich dort verstärkt haben, denn Eichendorff findet sich beruflich in ostpreußischen Konfliktlinien wieder, die mit der Umsetzung der Säkularisierung verbunden sind.[44] Er steht vor der riesigen Aufgabe der Neuordnung des Verhältnisses von Kirche und Staat im Sinne der Beschränkung des päpstlichen Einflusses und der Umsetzung von Edikten kirchliche Gebiete und Strukturen betreffend.[45] Damit ist ihm eine Rolle zugedacht, die ihm selbst und erst recht seinen dem politischen Katholizismus nahestehenden und den Staat organistisch denkenden Wiener Mentoren Friederich Schlegel und Adam Müller suspekt gewesen sein muss.[46]

Die Eichendorff in diesen Jahren bewegenden Themen des Prestige- und Besitzverlustes und (damit zusammenhängend) des Verhältnisses

44 Vgl. seine Zulassungsarbeit von 1818/19 zum zweiten juristischen Staatexamen »Was für Nachtheile und Vortheile hat der katholische Religions Theil in Deutschland von der Aufhebung der Landes Hoheit der Bischöfe und Aebte desgleichen von der Einziehung des Stifts- und Klosterguts mit Wahrscheinlichkeit zu erwarten«, die er unter dem Titel ›Über die Folgen von der Aufhebung der Landeshoheit der Bischöfe und der Klöster in Deutschland‹ 1844 überarbeitete (HKA X/1, S. 3–87; X/2, S. 3–38).

45 Hans Pörnbacher, Joseph Freiherr von Eichendorff als Beamter. Dargestellt auf Grund bisher unbekannter Akten, Dortmund 1964, S. 11–32 (über die Jahre in Breslau, Danzig und Königsberg). – Für ter Haar gehört der politische Katholizismus zu den Kontexten des ›Taugenichts‹ (ter Haar, Joseph von Eichendorff. Aus dem Leben eines Taugenichts [Anm. 27], S. 7–15).

46 Eichendorff am 30. August 1828 an Görres (HKA XII, S. 106–109, hier: S. 108): »Mit einem Wort: mich verlangt endlich nach einer auf das Höchste im Leben gerichteten Thätigkeit, u. ich biete einen reinen Willen u. meine besten Kräfte, die ich hier in kleinem Kriege nutzlos aufreibe.« Eichendorffs Beziehungen zu Müller und Schlegel werden im folgenden eigens behandelt. – Zu Müller und Schlegel in Österreich vgl. Karl Konrad Polheim, Friedrich Schlegel und Österreich, in: Aurora 41 (1981), S. 75–92; Georg Gimpl, Der Preuße in Österreich. Adam Müller, Joseph von Eichendorff und die deutschrömische Schule der österreichischen Philosophie, in: Verdrängter Humanismus – Verzögerte Aufklärung, Bd. 3: Bildung und Einbildung. Vom verfehlten Bürgerlichen zum Liberalismus. Philosophie in Österreich (1820 bis 1880), hrsg. von Michael Benedikt und Reinhold Knoll, Klausen-Leopoldsdorf 1995, S. 157–195; Hans-Christof Kraus, Die politische Romantik in Wien. Friedrich Schlegel und Adam Müller, in: Konservativismus in Österreich. Strömungen, Ideen, Personen und Vereinigungen von den Anfängen bis heute, hrsg. von Robert Rill und Ulrich E. Zellenberg, Graz und Stuttgart 1999, S. 35–70; Markus Hien, Altes Reich und Neue Dichtung. Literarisch-politisches Reichsdenken zwischen 1740 und 1830, Berlin 2015, S. 508–511.

von »Poesie und Philisterei«[47] sowie auch seine in Wien unter dem Einfluss Adam Müllers theoretisch verstärkte Abneigung gegen staatliche Regulation und das Diktat des Marktes bündeln sich im philisterkritischen Laissez faire des ›Taugenichts‹. Er fiedelt buchstäblich darauf.[48]

Der psychologische Schluss, dass Eichendorff mit der Arbeit am ›Taugenichts‹ existentielle und berufliche Probleme ventiliert, lässt sich mit den Datierungen der erhaltenen Textzeugen untermauern.[49] Die Dokumente zur Entstehung stammen nicht von ungefähr aus den Jahren 1817 und 1822/23, die Eichendorff eine berufliche Positionierung geradezu abverlangen und in denen er Resilienz ausbilden muss. Die dafür nötigen Bilder und Landschaften bezieht er nicht aus der Fiktion,[50] sondern aus seinen vorgängigen, noch studentischen Wiener Begegnungen und Erfahrungen. Hierzu gehören auch solche ihm in Wien nahestehender Personen, insbesondere die seines Bruders Wilhelm und seines Freundes Philipp Veit und dessen älteren Bruders Johannes.

47 Vgl. Hoffmann von Fallersleben, Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen, Hannover 1868, Bd. I, S. 198, über Gespräche im Winter 1822 in Berlin: »Ich machte wegen Beginn des Winters nur noch wenige Bekanntschaften. […] Später war ich auch in Chamissos Haus und verlebte dort einige schöne Abende. […] Eines Abends war auch Joseph von Eichendorff zugegen. Die Unterhaltung war eine sehr belebte, wir brachen erst um Mitternacht auf. Ich ging nachher noch mit Eichendorff eine Zeitlang spazieren in den langen stillen Straßen Berlins, wir unterhielten uns viel über Poesie und Philisterei. Das Weihnachtsfest kam heran.«

48 Regener, Soll und Haben in Joseph von Eichendorffs Welt (Anm. 43), hier: S. 386–388: 4. Eichendorffs Philisterkritik, und S. 388–392: 5. Zu Adam Müller. Umfassend: Siegert, Die Staatsidee Joseph von Eichendorffs (Anm. 43); Essenberg, Romantik im Spannungsfeld (Anm. 6).

49 Zur Textgeschichte vgl. HKA V/2, S. 277. Ausführlicher noch: Polheim, Text und Textgeschichte des ›Taugenichts‹ (Anm. 32), Bd. 2.

50 Vgl. Klaus Köhnke, der die These von der »Leichtigkeit« des ›Taugenichts‹ 1986 mit Eskapismus erklärt: »Unter diesen Umständen liegt es nahe, die Begründung, die Eichendorff in seinem Brief vom 2.12.1817 an Fouqué für die Entstehung der Novelle ›Das Marmorbild‹ angibt, statt auf diese vielmehr auf die Geschichte ›Aus dem Leben eines Taugenichts‹ zu beziehen und das Werk als Flucht aus dem Beamten- und Familien-Alltag ›in einen fremden Himmelsstrich‹ und als ›Spaziergang in amtsfreien Stunden ins Freie hinaus‹ zu verstehen.« (Köhnke, Homo viator [Anm. 29], S. 72–104, hier: S. 76.) – In Auseinandersetzung mit Georg Lukács (Eichendorff [Anm. 27 und 28]) plädiert Carel ter Haar für eine prinzipielle Gegenbildlichkeit (ter Haar, Joseph von Eichendorff. Aus dem Leben eines Taugenichts [Anm. 27], S. 13).

Für den ›Taugenichts‹ relevante historische Folien

Eichendorff Wien[51]

Nach einem kürzeren Aufenthalt auf der Durchreise von Heidelberg über Regensburg und Wien nach Lubowitz im Juni 1808, die Eichendorff mit den im 9. Kapitel des ›Taugenichts‹ geschilderten Gepflogenheiten einer Donaupassage bis Korneuburg bekannt macht,[52] leben die Brüder Eichendorff von Ende November 1810 bis 5. April 1813 zusammen in Wien, um ihr Jura-Studium zu beenden. Von Lubowitz kommend beziehen sie zunächst eine Wohnung im Palais ihres Verwandten, des kaiserlichen Kämmerers Franz Joseph Graf von Wilczek, in der Herrengasse 5. Das im Familienbesitz befindliche Schloss Seebarn und die Ruine Burg Kreutzensteins im Norden von Wien gehören ebenso zu den Ausflugszielen wie Baden bei Wien im Süden. Dass diese niederösterreichischen Ansichten und Erfahrungen das Lokalkolorit für das 1. und 5. Kapitel des ›Taugenichts‹ liefern, gehört seit Gertrud Puličars Dissertation von 1944 zu den Wissensbeständen der Eichendorff-Forschung.[53]

51 Hermann von Eichendorff, Joseph von Eichendorff. Sein Leben und seine Schriften, 3. Aufl., neubearbeitet von Karl Freiherrn von Eichendorff und Wilhelm Kosch, Leipzig 1923, S. 55. Von allen Forschungsbeiträgen zu Eichendorffs Aufenthalt in Wien ist die Dissertation von Gertrud Puličar die ergiebigste Quelle (Gertrud Puličar, Eichendorff und Wien, Diss. masch. Wien 1944). Auf sie beziehen sich: Moriz Enzinger, Eichendorff und das alte Österreich, Würzburg 1958, Robert Mühlher, Eichendorff in Wien, in: Aurora 41 (1981), S. 55–74 und (nicht explizit) Dietmar Stutzer, Glücklicher Taugenichts. Über die niederösterreichischen Schauplätze in Joseph von Eichendorffs Dichtung, in: Morgen. Kulturzeitschrift aus Niederösterreich 1 (2000), S. 32–34.

52 Ursula Regener, Eichendorff in Regensburg 1807 und 1808. Zum Sightseeing unter prekären Bedingungen und zur Donaufahrt in ›Ahnung und Gegenwart‹, in: Verhandlungen des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg 159 (2019), S. 313–352, hier: S. 347–352.

53 Puličar, Eichendorff und Wien (Anm. 51), S. 284 f. beruft sich hier auf Anonym [gez. Amur], Die Landschaft des Eichendorffschen Taugenichts. Unbekannte Wälder bei Wien, in: Neues Wiener Tageblatt, Nr. 193 vom 15.7.1942, S. 5 [nicht wie angegeben S. 28], und von Josefine Widmar, Eichendorff in Wien, in: Der Kunstgarten. Wiener Volksbildungsblätter 2 (1923/24), S. 265–267. – Belege finden sich in Eichendorffs Tagebüchern: Eichendorffs Tagebucheintrag vom 16.9.1811 (HKA XI/1, S. 416 f. [Hervorhebungen von UR]): »*Machten wir uns auf Einladung des Grafen Wilzek nach Sebarn auf.* Um halb 7 Uhr früh nahmen wir noch-







Abb. 1 (links oben). Franzisco-Josephinische Landesaufnahme, Schloss Seebarn bei Wien

(https://maps.arcanum.com/de/map/europe-19century-thirdsurvey/?bbox=1482695.86518866%2C5996855.464002065%2C2127518.635802407%2C6305049.562047897&map-list=1&layers=160%2C166).

Abb. 2 (rechts). Franzisco-Josephinische Landesaufnahme, Von Seebarn nach Wien (wie Abb. 1).

Abb. 3 (links unten). Friedrich Loos, Fernsicht auf Wien vom Bisamberg, 1845 (© Wien-Museum, Online Sammlung CC BY 4.0); Foto: Birgit und Peter Kainz, Wien Museum).

Dementsprechend ist Eichendorff auch mit den Wegen nach Baden bei Wien vertraut.[54]

vorher ein deutsches Frühstük bei Taroni, versahen uns wohl mit Pflaumen, wandelten durch die Leopoldstadt etc:, vereinigten uns, d: eine Menge Fuhrwägen gantz mit Staub bedekt, hinter der Taborbrükke, mit dem Schöpp, der vorausgegangen war, und Wäsche etc: im Tornister trug, und wanderten darauf nach einem uns vom Portier mitgegebenen Wegweiser bei dem schönsten Herbstwetter auf Fußstegen über Berg und Thal mit den schönsten abwechselndsten Aussichten schmauchend und lustig fort. Auf dem Berge, wo man Wien aus den Augen verliert, und sich die einsame Aussicht ins jenseitige Thal eröffnet, labten wir uns an einem Hut voll Weintrauben, die wir von einigen Weibern in den Weingärten wohlfeil gekauft. Vor 12 Uhr kamen wir auf die lezte Höhe über Stätten, wo die prächtige Aussicht auf das Donaugebirge und unten auf Sebarn. Da wir etwas Weißes am Ende der Allee von Sebarn schimmern sahen, staubten wir uns geschwind ab, und eilten quer übers Feld zur Allee, wo wir die Fürstin fanden, die uns mit der Gouvernante u. der Professorin (die sich hier als Gurli aufführt) entgegengekommen war und uns äußerst freundschaftlich empfieng. Wir ruhten darauf mit ihnen und Graf und Gräfin Siedlnitzky etc:, die alle großes Weesen aus unserer Fußreise machten, auf der Bank am Schloße aus, und speißten darauf im Sale. (der gute aber etwas philistrose Profeßor). Nach Tische fuhren wir mit der Fürstin, den Siedlnizkischen, der alte Graf kutschierend auf der Wurst über Leobendorf hinaus spazieren, und *kehrten im Rükwege in des Grafen Weingarten auf dem herrlichen Berge mit der Ruine ein*. Die Damen saßen bei der Wächterhütte am Abhange, wir aber mit dem alten Grafen épflüktenù Trauben, an denen wir uns einmal gantz u. fast übersatt aßen. Nach dem Souper legten wir uns bald schlafen, nachdem uns noch vorher die Fürstin selber ein Glas Malagga auf die Stube gebracht hatte. Die Stube par terre mit dem Billard. Bett mit alten Vorhängen u. Marienbildern.« – Die Vermutung, dass das unheimliche Schloss im Gebirge, in das der Taugenichts im fünften Kapitel gerät, die Architektur Burg Kreuzensteins wiedergibt, gewinnt über den Abgleich der Burgen auf dem Weg von Wien nach Italien und deren Beschreibung in zeitgenössischen Reiseberichten an Wahrscheinlichkeit.

54 Eichendorffs Tagebucheintrag vom 16.6.1811 (HKA XI/1, S. 400–402): »Herrliche Landschaften. Auf der Mitte des Weges in einem Wirthshaushofe etwas ausgeruht, dann wieder, da das Rad lek wurde, in einem Dorfe angehalten und um halb 11 in Baden angekommen, wo wir in der jenseitigen Vorstadt in dem Logis des Wilzeks abstiegen. […] Darauf fuhren wir [zwischen] unter hohen Felsen rechts, auf denen Gallerien schweben, nach dem überraschend herrlichen Hellenenthal.« – Eichendorffs Tagebucheintrag vom 14.7.1811 (HKA XI/1, S. 407 f.): »Früh schreklich geschwind angezogen und in ängstlichster Eile nach 6 Uhr zum Erzherzog Carl, wo wir gestern in einem Badner Wagen Plätze für uns bestellt hatten (13 fl. B: Z:). Wir bekamen noch den besten Platz. Zwey Stokitaliäner, ein Baron Ceschi und ein gesprächiger junger Cioccolatemacher von Como fuhren mit uns.

Die weiteren Wiener Reminiszenzen im ›Taugenichts‹ hängen mit Eichendorffs Verbindung zu den Familien und Projekten Friedrich Schlegels und Adam Müllers zusammen.

»Die Herren Maler« – Familie Schlegel

Von Otto Heinrich Graf von Loeben, dessen Bruder Ferdinand in Wien lebt,[55] mit einem Empfehlungsschreiben ausgestattet,[56] nehmen die Brüder Eichendorff Anfang 1811 Kontakt zu Friedrich und Dorothea Schlegel auf,[57] die im Sommer 1808 nach Wien gezogen waren.[58] Friedrich Schlegel war im Mai 1809 als Hofsekretär in den österreichischen Staatsdienst übernommen worden und hatte seine Loyalität durch die Betonung der staatstragenden Rolle des wertekonservativen Adels und der Repräsentation eines »kaiserliche[n] Weltstaat[s]« durch die (katholische) Habsburger Monarchie im Frühjahr 1810 im Rahmen seiner Vorlesungsreihe ›Über die neuere Geschichte‹ öffentlich bekundet.[59]

Italiaenische Conversation mit ihnen Auf der halben Station in dem Wirthshaushofe frühstükten wir zusammen Cioccolate für – 10 f: – und kamen um 10 in Baden an. Da der Oncle etc: eben in der Pfarrkirche, giengen wir auch hin, wo ich Julie etc: im Amt fand. Um 12 Uhr auf die Promenade im Park, wo wieder viel elegantes Leben und Musik. Gut gespeißt zu Hause im grünen Baum in den kleinen Stübchen. Nachmittag stiegen wir hinter der Stadt auf dem Berge herum, wo die niedlichen Anlagen des Baron Lang. Gänge im Felsen. Häuser von Ruthen geflochten, mit farbigen Fenstern Ruhesitze etc: immer höher hinan. Herrliche Aussichten über das reiche Land voll Ortschaften. Rechts die Burg Raucheneck, links die Straße nach Wien, unten die Stadt Baden.«

55 Als die Brüder Loebens Bruder Ferdinand im August 1811 erstmalig besuchen, wohnt dieser in der Landstraße Nr. 276, heute 96) im erzherzoglich Carlschen Palais (Eichendorffs Tagebucheinträge vom 22.8.1811 und 22.9.1811, HKA XI/1, S. 414 und 422).

56 Loeben an Eichendorff am 27. Dezember 1810 (HKA1 XIII, S. 237–240).

57 Hermann von Eichendorff, Joseph von Eichendorff (Anm. 51), S. 55 (mit Rücksicht auf Briefe Otto Heinrich Graf von Loebens). Eichendorffs Tagebuch, dessen Aufzeichnungen zwischen dem 24.7.1810 und 13.6.1811 nicht erhalten sind, hält die erste schon vertraute Begegnung in Wien am 15.7.1811 fest (HKA XI/1, S. 408).

58 Dorothea v. Schlegel geb. Mendelssohn und deren Söhne Johannes und Philip Veit. Briefwechsel im Auftrage der Familie herausgegeben von Dr. J.M. Raich, 2 Bde., Mainz 1881, Bd. 1, S. 309/313 (Dorothea an ihre Söhne in Dresden, 19.11.1808).

59 Friedrich Schlegel, Ueber die neuere Geschichte. Vorlesungen gehalten zu Wien im Jahre 1810, Wien 1811, S. 558 (Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, Bd. 7:

Durch das entsprechende Inserat erfährt man auch seine damalige Adresse: »Untere Breunerstraße 1196 im dritten Stock«.[60] Am 30. März 1811 berichtet Dorothea Schlegel, dass sie und Friedrich Schlegel sich darauf vorbereiten, vorübergehend ins »Freihaus« zu ziehen.[61] Am 4. August 1811 werden sie von Eichendorffs in der Alser Vorstadt, Höfergasse 149, besucht.[62] Dorothea Schlegels Sohn Philipp Veit, mit dem sich Eichendorffs eng befreunden, gehört von Dresden kommend ab Juni 1811 zur Wohngemeinschaft.[63] Im Oktober 1811 beziehen alle drei ein kleines Häuschen auf der Bastei (Neutor-Bastei Nr. 1244),[64] wo Eichendorffs am 3. Februar 1812 dem geistlichen Beistand Schlegels und Müllers, Clemens Maria Hofbauer, erstmals begegnen.[65]

Studien zur Geschichte und Politik, hrsg. von Ernst Behler, München, Paderborn, Wien 1966, S. 125–407, hier: S. 404). Die Argumentation wiederholt sich in: Friedrich Schlegel, Signatur des Zeitalters, in: Concordia. I.–VI. Heft: 1820–1823, S. 3–70, 164–190, 343–398, hier: S. 61 f. (Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, Bd. 7, S. 483–596, hier: S. 527).

60 Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst, Nr. 17/18 vom 7./9.2. 1810, S. 84 unter »Miscellen«. Auf die Erfassung der Adressen wird in dieser Studie Wert gelegt, um die räumlichen und nachbarschaftlichen Verhältnisse in Wien genauer zu beleuchten, als das in der Forschung bislang geschehen ist.

61 Dorothea v. Schlegel, Briefwechsel (Anm. 58), Bd. 2, S. 19 (Dorothea an ihren Sohn Johannes in Rom, Wien, 30.3.1811).

62 Eichendorffs Tagebucheintrag vom 4.8.1811 (HKA XI/1, S. 412): »Giengen wir Nachmittags bei großer Hitze in die erschrekliche Alservorstadt zu Friedrich Schlegel hinaus.«

63 Dorothea v. Schlegel, Briefwechsel (Anm. 58), Bd. 2, S. 38 (Dorothea an ihren Sohn Johannes in Rom, Wien, 28.6.1811). – Zu den Dokumenten der Freundschaft zwischen Philipp Veit und Eichendorff vgl. Ewald Reinhard, Aus dem Freundeskreise Eichendorffs: III. Philipp Veit, in: Eichendorff-Kalender für das Jahr 1923, 14. Jg. (1922), S. 58–69; Konrad Feilchenfeldt, Eichendorffs Freundschaft mit Benjamin Mendelssohn und Philipp Veit. Aus teilweise unveröffentlichten Briefen, in: Aurora 44 (1984), S. 79–99.

64 Eichendorffs Tagebucheintrag vom 20.10.1811 (HKA XI/1, S. 426): »beim Nachhausegehen auf Schlegel mit seiner Frau u. Sohn Philipp stieß, die ich in ihr neues herrlichgelegenes Quartier auf der rothen Thurmthor-Bastey begleitet[]«. – Dorothea v. Schlegel, Briefwechsel (Anm. 58), Bd. 2, S. 53 f. (Friedrich Schlegel an Johannes Veit in Rom, Wien, 23.10.1811).

65 Eichendorffs Tagebucheintrag vom 3.2.1812 (HKA XI/1, S. 444 f.): »Später kam Schlegels Beichtvater, ein Ordensgeneral, voll Feuer, lustig, polnisch sprechend etc: mit noch einem anderen Pater«. Der Vertreter der katholischen Bewegung und geistige Berater des Romantikerkreises lebte seit 1808 in Wien und predigt

Vom 27. Februar bis 30. April 1812 lädt Friedrich Schlegel in seine Vorlesungen zur ›Geschichte der alten und neuen Literatur‹ in den Tanzsaal des Gasthofes »Zum römischen Kaiser« ein, über deren Beginn Eichendorffs Tagebuch noch berichtet, bevor die Überlieferung am 5. März 1812 abbricht.[66]

Zu den Gesprächsinhalten im Hause Schlegel zählen nicht zuletzt die Briefe Johannes Veits.[67] Der ältere Bruder Philipp Veits fühlte sich wie dieser zum Maler berufen und war am 23. Februar von Wien aus abgereist, um seine Ausbildung in Rom an der Seite Overbecks fortzusetzen.[68] Seine Reise führte ihn über Venedig, Verona und Bologna nach Rom, wo er am 3. April eintraf.[69] Philipp Veit, der im April 1813 zunächst mit Eichendorff nach Breslau zieht, um sich dem Lützowschen Freikorps anzuschließen, nimmt 1814 seinen Abschied von der Armee und folgt seinem Bruder 1815 nach Rom, wo er sich den deutschen Romantikern des sogenannten Lukasbundes anschließt. Die Dokumentation dieser Reise lag Eichendorff in Form der Publikation seines Berliner Bekannten und Philipp Veits Reisegefährten Dr. Friedländer vor.[70]

bis 1813 in der Minoritenkirche in unmittelbarer Nähe zur Herrengasse. Vgl. Hermann von Eichendorff, Joseph von Eichendorff (Anm. 51), S. 59; Norbert Suhr, Philipp Veit (1793–1877). Leben und Werk eines Nazareners. Monographie und Werkverzeichnis, Weinheim 1991, S. 19; Dietmar Pravida, Brentano in Wien. Clemens Brentano, die Poesie und die Zeitgeschichte 1813/14, Heidelberg 2013, S. 71.

66 Eichendorffs Tagebucheinträge vom 27.2.1812 und 5.3.1812 (HKA XI/1, S. 449 und 450): »Die erste Vorlesung Friedrich Schlegels (Geschichte der Litteratur, 12 Gulden Einlös: Scheine das Billet) im Tanzsaale des röm: Kaisers. […]. In Schlegels Collegium wurde heut zu Ende unwillkührlich geklatscht, da er über Tacitus sprach.« Vgl. auch Adam Müllers Lebenszeugnisse, hrsg. von Jakob Baxa, München, Paderborn, Wien 1966, Bd. 1, S. 724; Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, Bd. 6: Geschichte der alten und neuen Literatur, hrsg. von Hans Eichner, München, Paderborn, Wien 1961, S. XXIII.

67 Eichendorffs Tagebucheintrag vom 26.1.1812 (HKA X/1, 442 f.).

68 Dorothea v. Schlegel, Briefwechsel (Anm. 58), Bd. 2, S. 11 (Dorothea an ihren Sohn Philipp in Dresden, Wien, 24.2.1811).

69 Dorothea v. Schlegel, Briefwechsel (Anm. 58), Bd. 2, S. 21–29 (Briefe Johannes Veits an Dorothea vom 24.4.1811 und an Simon Veit vom 30.4.1811). Da Dorothea und Simon Veit die Briefe ihrer Söhne austauschten, ist in Wien auch das detailliertere Schreiben an den Vater bekannt.

70 Ludwig Hermann Friedländer, Ansichten von Italien, während einer Reise in den Jahren 1815 und 1816, 2 Theile, Leipzig 1819–1820. Dr. Friedländer stammte aus Lublinitz und hatte 1809 nicht nur Eichendorffs Berliner Quartier organisiert,

»meine paar Groschen« – Adam Müller

Von Adam Müllers Ankunft und Anwesenheit in Wien seit Juli 1811 hat Eichendorff am 4. August 1811 erfahren.[71] Darauf folgen zahlreiche Besuche und Treffen.[72] Die gute Bekanntschaft rührt von einer Reihe von Besuchen, die die Brüder Eichendorff Adam Müller auf Vermittlung Otto Heinrich Graf von Loebens bereits 1809 in Berlin abgestattet hatten.[73] Adam Müllers die »geistlichen und feudalistischen« Grundlagen betonende Staatsphilosophie ›Elemente der Staatskunst‹ war da gerade erst erschienen.[74]

Zunächst wohnt Adam Müller in der Stadt in der Riemer Straße 871 beim Hofsekretär Freiherrn du Beine-Machamps,[75] hat aber seine neue Bleibe in der »Löwelgasse 16 im Haus des Erzherzogs Maximilian«[76] schon in Aussicht: »Abends [z] giengen wir zu Adam Müller, der uns erzählte, wie der Erzherzog Maximilian ihm selber Logis besorge und bezahlen wolle.«[77]

sondern ihn dort auch medizinisch versorgt, vgl. Eichendorffs Tagebucheinträge vom 22., 23., 27.11.; 3.12.1809 und 3.3.1810 (HKA XI/1, S. 356–359, 362, 374). Auf den Quellencharakter der Romerfahrungen der Brüder Veit und von Friedländers Bericht machte 1937 Bianchi aufmerksam (Bianchi, Italien in Eichendorffs Dichtung [Anm. 27], S. 17, 25 f., 90 f.).

71 Eichendorffs Tagebucheintrag vom 4.8.1811 (HKA XI/1, S. 412); Baxa, Adam Müllers Lebenszeugnisse (Anm. 66), Bd. 1, S. 669.

72 Eichendorffs Tagebucheinträge vom 5.8., 14.8., 19.8., 27.9., 24.11.1811 und 19.1., 26.1., 23.2.1812 (HKA XI/1, S. 412–414, 422 f., 436–438, 442, 442 f., 448).

73 Eichendorffs Tagebucheinträge am 28.11., 12.12., 15.12, 21.12., 23.12.1809 und 2.3.1810 in Berlin (HKA XI/1, S. 360, 364, 366).

74 Adam Müller, Die Elemente der Staatskunst. Oeffentliche Vorlesungen, Berlin 1809, Erster Theil, S. VI; vgl. auch ders., Von der Notwendigkeit einer theologischen Grundlage der gesamten Staatswissenschaften und der Staatswissenschaft insbesondere, Leipzig 1819. Zu Adam Müllers Staatsauffassung konzise: Peter Paul Müller-Schmid, Adam Müller (1779–1829), in: Politische Theorien des 19. Jahrhunderts, hrsg. von Bernd Heidenreich, Berlin 2002, S. 109–138.

75 Heute Riemergasse 6 (Puličar, Eichendorff und Wien [Anm. 51] S. 47; Baxa, Adam Müllers Lebenszeugnisse [Anm. 66], Bd. 1, S. 668); vgl. Eichendorffs Tagebucheintrag vom 27.9.1811 (HKA XI/1, S. 422 f.).

76 Am 21. Oktober 1811 schreibt Müller seinen zweiten Bericht an Hardenberg aus der »Löwelgasse 16 im Haus des Erzherzogs Maximilian« (Baxa, Adam Müllers Lebenszeugnisse [Anm. 66], Bd. 1, S. 693–695).

77 Eichendorffs Tagebucheintrag vom 19.8.1811, HKA XI/1, S. 413 f. Auch der von Eichendorff am 24.11. erwähnte Besuch bei Adam Müller fand dort statt: Eichen-



Abb. 4. Stadtplan Wien 1797 – Grundriss der kaiserlich königlichen Haupt- und Residenzstadt Wien mit ihren Vorstädten nach den neuen Hausnummern, gezeichnet von Max de Grimm, gestochen von Hieronymus Benedicti, verlegt bei Artaria, 1797 (grün: Schlegels Adressen, rot: Palais Wilczek und Müllers Gartenpalais);
https://mapire.eu/de/map/vienna-1797/?bbox=1820519.5035484545%2C6140821.63890044%2C1826424.2639834844%2C6143688.027461134&layers=osm%2C49).

In Wien hielt sich Müller politisch auffällig bedeckt.[78] Er arbeitete anlässlich des am 20.2.1811 ausgerufenen Staatsbankrotts an seinen erst 1816 erschienenen, volkswirtschaftlichen und – wie die ›Elemente

dorffs Tagebucheintrag vom 24.11.1811: »Von dort mit Wilh: zum Grafen Loeben, u. da er nicht zu Haus, zu Müller /:im Erzherzog: Maximilianschen Hause:/« (HKA XI/1, S. 436–438).

78 Vgl. Jakob Baxa, Adam Müller. Ein Lebensbild aus den Befreiungskriegen und aus der deutschen Restauration, Jena 1930, S. 215–231.

der Staatskunst‹ – organizistisch argumentierenden ›Versuche[n] einer neueren Theorie des Geldes mit besonderer Rücksicht auf Grossbritannien‹[79] und publizierte seine Landwirtschaftslehre.[80] Seine »Handelsbilantz« ist Gegenstand einer der Examina, die die Brüder im Herbst 1811 absolvieren.[81] Mit Sicherheit ist auch anzunehmen, dass Eichendorffs unter den Zuhörern von Adam Müllers öffentlichen Vorlesungen ›Über die Beredsamkeit und ihr Verhältnis zur Poesie‹ sind, die dreimal pro Woche vom 15.5. bis 11.6.1812 im »k.k. Redoutengebäude, Eingang durch das große Portal am Josephsplatz, im 2ten Stockwerke« stattfinden.[82]

Von Ende November 1812 bis zum Beginn der Befreiungskriege im April 1813 haben die Brüder Eichendorff bei Adam Müller nicht nur freie Kost und Logis sondern auch die Aussicht auf eine feste Anstellung als Lehrer in einer von Müller mit Erzherzog Maximilian von Este (Bruder der Kaiserin) geplanten Erziehungsinstituts für junge Männer von Adel.[83] Die Erziehungsanstalt wurde am 28. Oktober angemietet,

79 Ein diesbezüglicher Aufsatz »Von den Vorteilen, welche die Errichtung einer Nationalbank für die kaiserlich-österreichischen Staaten nach sich ziehen würde« erscheint 1811 in Hormayrs ›Archiv für Geographie und Geschichte‹. Auch in seiner ›Theorie der Staatshaushaltung‹ verfolgt Müller diesen Ansatz (Adam Müller, Theorie der Staatshaushaltung und ihre Fortschritte in Deutschland und England seit Adam Smith, Wien 1812). Müllers Theorie des Geldes liegt dessen beziehungsstiftende Funktion in der menschlichen Gemeinschaft zugrunde.

80 Adam Müller, Agronomische Briefe, in: Deutsches Museum, hrsg. von Friedrich Schlegel, Bd. 1, 1812, Hefte 1, 2 und 9, Zu den Agronomischen Briefen vgl. Puličar, Eichendorff und Wien (Anm. 51), S. 57 f.; Baxa, Adam Müllers Lebenszeugnisse (Anm. 66), Bd. 1, S. 723.

81 Eichendorffs Tagebucheintrag vom 8.11.1811 (HKA XI/1, S. 424) bezieht sich auf: Adam Müller, Theorie der Staatshaushaltung und ihre Fortschritte in Deutschland und England seit Adam Smith, Wien 1812.

82 Ankündigung am 14.5.1812 im Österreichischen Beobachter, Nr. 135, S. 587–588). Puličar (Eichendorff und Wien [Anm. 51], S. 59 f.) zitiert die Berichte von Dorothea Schlegel und Caroline Pichler (Dorothea v. Schlegel, Briefwechsel [Anm. 58], Bd. 2, S. 77–82: Dorothea Schlegel an August Wilhelm Schlegel, Wien, den 16. Mai 1812, und S. 88: Dorothea Schlegel an ihren Sohn Johannes Veit in Rom, Wien den 4. Juni 1812, und Caroline Pichler, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben, 4 Bde., Wien 1844, Bd. 2, S. 235 f.).

83 Dieser Umstand wird sowohl von Eichendorff selbst als auch von Adam Müller überliefert: Eichendorff an Loeben am 27.12.1812 (HKA XII, S. 22–25, hier: S. 24 f.): »Nun aber habe ich Dir schon in meinem lezten Briefe (den Du doch er-

im November renoviert und eingerichtet.[84] Die Adresse ist bereits die des geplanten Instituts: das Erzherzoglich Maximilianische Haus in der Favoritenlinienstr. 126 (heute 32).[85] Sie liegt an einer der nach Süden (Italien) führenden Ausfallstraßen Wiens und wird vom offensichtlich ob der Umstände ahnungslosen Clemens Brentano, der im Sommer 1813 in Wien eintrifft, als gehoben beschrieben:

> Eine reitzende Erscheinung gewährt Adam Müller und seine gute Frau und zwei liebe Kinder, ich sehe ihn täglich, er bewohnt ein schönes Schloß mit prächtigen Gärten, wo durch ihn unter der Proteckktion des Erzherzogs Maximilian eines Bruders der Kaiserin, eines würdigen Abkömmlings der Este ein Erziehungshauß für die Kinder der Grafen angelegt werden soll. Gehülfen sind biß jezt ein trefflicher tiefsinniger Mahler, ein Freund des seeligen Runge und sein Geisteströger im Leben, ein Herr von Klingkofstroem aus Schwedischpommern, der eine liebe Frau hat, weiter drei würdige fromme Priester aus dem Orden der Redemptoristen [Martin Stark, Johann Sabelli, Clemens Maria Hofbauer] und ein alter schuldloßer Freund von mir ein Herr von Eichendorf aus Schlesien [Wilhelm von Eichendorff, UR]. In dem ganzen herrscht eine Ruhe eine Milde ein so rei-

halten hast?) geschrieben, daß der Erzherzog Maximilian hier eine große Erziehungsanstalt gründet, deren Leitung er Adam Müller anvertraut hat. Auf eine äußerst freundschaftliche Art, gantz aus eignem Antrieb hat nun Müller uns beyde in diesen Plan mit hineingezogen, und wir wohnen, speißen etc. schon seit 4 Wochen bey Müller sehr bequem, gut und unerhört wohlfeil, so daß wir uns auf diese Weise wieder in Wien erhalten, bis wir etwa einen Posten bekommen. / Unsere Adresse ist nun: / Auf der Wieden im Carolischen Garten, Nro. 126«.
Da Eichendorff einen Adressnachweis zur Erlangung seines Abgangszeugnisses von der Wiener Universität benötigte, bevor er und Philipp Veit sich am 6. April 1813 nach Breslau aufmachten, um an den Befreiungskriegen teilzunehmen, stellte ihm Adam Müller die folgende Bescheinigung aus: »Ich Endunterzeichneter bezeuge hierdurch, dass der Herr Baron Joseph von Eichendorff seit Ende November des vorigen Jahres bis jetzt in dem von mir bestandenen Gräfl. von Karolyschen Gartenpalais als mein Kostgänger gelebt hat. / Der Königl. Pr(eußische) und Herzogl. Sächs. Weimarsche Hofrat Adam Müller. / Wien 4ten April 1813.« (HKA1 XIII, S. 256 f.; s. auch Baxa, Adam Müllers Lebenszeugnisse [Anm. 66], Bd. 1, S. 790, Puličar, Eichendorff und Wien [Anm. 51], S. 49.)

84 Vgl. die Buchführung bei Baxa, Adam Müllers Lebenszeugnisse (Anm. 66), Bd. 2, S. 794–799.

85 Puličar, Eichendorff und Wien (Anm. 51), S. 47 und 63.

> nes und klares Bestreben, zwischen schönen Säulen, einem Kastanien beschatteten Hof, in edlen Gemächern, billigen Terraßen, blumenvollen Beeten, klaren Wasserbecken fernen Gebirge, und frommen Wünschen gen über, unter herrlichem Himmel und durch weht von einer durch harmonischen Glockenklang der Stadt feierlich durchschütterten Lull, daß ich ewig da zu sein wünschte.[86]

Zum Zeitpunkt dieser Niederschrift war das Projekt schon am Suspekt, mit dem die Wiener Müller gegenüberstanden, gescheitert. Der mühsame Beantragungs- und Entscheidungsprozess ist über die von Baxa zusammengestellten Lebenszeugnisse nachvollziehbar.[87] Die Gründe für die Ablehnung sind vielfältig und die Diskreditierung Müllers reicht bis in sein Privatleben hinein. Verdachtsmomente wurden u.a. aus der Publikation seiner ›Vermischten Schriften über Staat, Philosophie und Kunst‹ (Wien 1812) herausgelesen. Der Landesregierung war es letztlich unmöglich, diesen wichtigen Teil des Erziehungswesens den Vorstellungen eines Preußen zu überlassen, der ein Jahresgehalt von Hardenberg bezog und in engem Kontakt zu diesem stand.[88]

Im ›Taugenichts‹ werden die mit Adam Müllers Staats- und Wirtschaftstheorie verbundenen ökonomischen Diskurse rekapituliert. Der Protagonist selbst dürfte der in der romantischen Literatur lässigste Vertreter in Bezug auf Leistungsethik und ökonomische Belange sein. Eichendorff gelingt mit ihm ein Anti-Wilhelm-Meister, wie ihn sich der ›Wilhelm Meister‹-Kritiker Novalis nicht besser hätte ausmalen können.[89]

86 Clemens Brentano, Sämtliche Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe, Bd. 33: Briefe V. 1813–1818, hrsg. von Sabine Oehring, Stuttgart 2000, S. 34–38 (Brief an Rahel Levin (Robert) in Prag, Wien 28. Juli 1813). – Pravida, Brentano in Wien (Anm. 65), S. 70 f.

87 Vgl. die bei Baxa, Adam Müllers Lebenszeugnisse (Anm. 66), Bd. 1, S. 669–791 passim abgedruckten Wiener Polizeiberichte zu Adam Müller und S. 763–817 sowie Baxa, Adam Müller. Ein Lebensbild (Anm. 78), S. 232–262.

88 Baxa, Adam Müllers Lebenszeugnisse (Anm. 66), Bd. 1, S. 723.

89 Regener, Soll und Haben in Joseph von Eichendorffs Welt (Anm. 43), hier S. 382–386: 3. Intertextuelle Aspekte des Verzichts auf Arbeit: Bildungsromane zwischen Johann Wolfgang von Goethes ›Wilhelm Meister‹ (1796) und Gustav Freytags ›Soll und Haben‹ (1855).



Abb. 5. Gustav Veith, Wien aus der Vogelschau, 1873 (© Wien Museum, Wien).

Eine »alte zerfetzten Landkarte« – Zur politischen Topographie Wiens

Wien ist als Kulisse des 2. Buches von ›Ahnung und Gegenwart‹ von Eichendorff zunächst ethisch kodiert worden. Die Residenz und der in ihr verkehrende Adel sind hier klar als Zentrum moralischer Verkommenheit gezeichnet, das man am besten gar nicht erst betritt und nur aufgrund außerordentlicher Gewissenhaftigkeit seelisch unbeschadet wieder verlässt.

Diese Diagnose steht in einer merkwürdigen Spannung zur Ignoranz, mit der Wien im ›Taugenichts‹ behandelt wird. Auf dem Weg nach Italien ist es nicht mehr als die Silhouette einer im Rückblick erwähnten Durchgangsstation (2. Kapitel). Und auch auf dem Weg zurück von Italien bleibt es rechts liegen (10. Kapitel), denn der wahrscheinlichste Ausgangs- und Zielpunkt der Italienreise des Taugenichts, Schloss Seebarn, ist von der Anlegestelle in Kornneuburg nordwestlich von Wien gut zu Fuß zu erreichen.[90]

90 Siehe Regener, Eichendorff in Regensburg (Anm. 52).

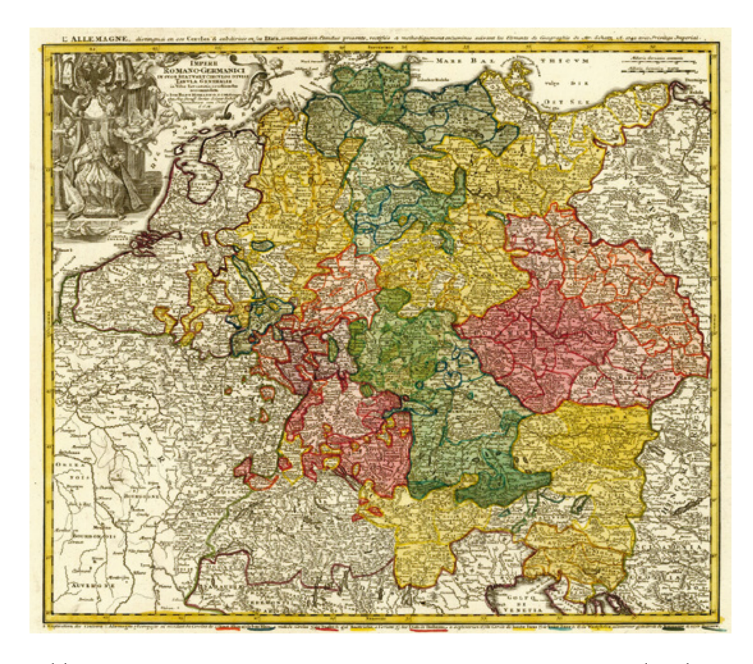


Abb. 6. Imperii Romano-Germanici in svos Statvs et Circvlos divisi Tabvla Generalis in Usus Iuventutis erudiendae accommodata / a Ioh. Bapt. Homanno S.C.M. Geographo, Reg. Boruß. Societ. Scient. Sodali dat. 1741 (© Kartensammlung Moll, Moravská zemská knihovna v Brně). https://mapy.mzk.cz/de/mzk03/001/053/763/2619316972/). Die Homannsche Karte des Heiligen römischen Reichs erschien in mehreren Auflagen.

Und so ist man, um die politische Konnotation dieses unsichtbaren Rahmens zu erfassen, auf die Signifikanz der »alten zerfetzten Landkarte« angewiesen, auf der die Prager Studenten im 9. Kapitel den Weg nach Prag suchen. Dass es die Verfassung des Heiligen Römischen Reichs ist, die Eichendorff mit der Karte aufruft, geht aus der Beobachtung »worauf noch der Kaiser im vollen Ornat zu sehen war, den Zepter in der rechten, den Reichsapfel in der linken Hand« (HKA V/1, S. 42) hervor.[91]

91 Bei der Karte, die die ›Taugenichts‹-Kommentatoren noch nicht identifiziert haben, handelt es sich um »Imperii Romano-Germanici in svos Statvs et Circvlos divisi Tabvla Generalis in Usus Iuventutis erudiendae accommodata / a Ioh. Bapt. Homanno S.C.M. Geographo, Reg. Boruß. Societ. Scient. Sodali«, verschiedene

Hiermit ist mehr als ein nostalgischer Blick in die Vergangenheit indiziert. Friedrich Schlegel und Adam Müller jedenfalls werden den Wink mit dem Reichsapfel als Chiffre ihrer politischen Ziele, nämlich der Restitution eines europäischen Kaiserreichs unter Führung Österreichs, verstanden haben, von der die Wiener schon 1813 nicht mehr viel wissen wollten und die 1826, als der ›Taugenichts‹ erschien, tatsächlich ein Relikt ist.[92] Im 10. Kapitel des ›Taugenichts‹ kommt dieses historische Bewusstsein auch durch die Zitation des Brautjungfernliedes aus Webers ›Freischütz‹ zum Ausdruck. Die Uraufführung der Oper am 18. Juni 1821, dem Jahrestag der Schlacht von Waterloo, löste in Berlin einen Hype aus, den Heine im zweiten »Brief[] aus Berlin« klar auf das preußisch-nationalistisch gestimmte Lager bezieht.[93]

Auflagen mit je aktualisierten kaiserlichen Konterfeis ab 1735. Vgl. Joseph von Eichendorff, Sämtliche Werke, Bd. 2: Ahnung und Gegenwart. Erzählungen, hrsg. von Wolfgang Frühwald und Brigitte Schillbach, Frankfurt am Main 1985, S. 825: »der Kaiser in vollem Ornate] Es handelt sich also um eine alte Karte des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation, dessen Krone Kaiser Franz II. auf Napoleons Ultimatum hin am 6.8.1806 niedergelegt hatte. Die Träume zur Wiedererrichtung eines deutschen Kaisertumes (nach 1814/15) wurden nicht erfüllt.« – HKA V/2, S. 176: »*gleich von Linz* ⟨…⟩ *nach Prag*] Die auffallend genauen topographischen Angaben (dazu 179,22 f. *auf der Donau* ⟨…⟩ *hinunter*) widerlegen die herrschende Meinung, daß der Taugenichts Österreich von Süden her betreten hätte. Denn diese Angaben entsprechen exakt der Gegend um Passau, wobei dann auch in der Chronologie einige scheinbar unstimmige Zeitaussagen (Verzögerung seit der Abreise aus Rom) sich als richtig erweisen. (Übrigens noch ein Argument: der Wein, den der Taugenichts trinkt, ist als 175,28 *Hiesiges Gewächs* besonders sauer, was gewiß nicht auf Südtirol zutrifft.)« Vgl. dazu Polheim, Text und Textgeschichte des ›Taugenichts‹ (Anm. 32), Bd. 2, S. 162–166; Hien, Altes Reich (Anm. 46), S. 530–536; Wolfgang Burgdorf, Ein Weltbild verliert seine Welt, München [2]2009.

92 Vgl. Anm. 46 und 59 sowie ter Haar, Joseph von Eichendorff. Aus dem Leben eines Taugenichts (Anm. 27), S. 3. – Zur romantischen Wienidee und ihren diplomatischen Gegnern vgl. Puličar, Eichendorff und Wien (Anm. 51), S. 69, und eingehend Christian Aspalter, Anton Tantner, Ironieverlust und verleugnete Rezeption: Kontroversen um Romantik in Wiener Zeitschriften, in: Paradoxien der Romantik. Gesellschaft, Kultur und Wissenschaft in Wien im frühen 19. Jahrhundert, hrsg. von Christian Aspalter, Wolfgang Müller-Funk, Edith Saurer, Wendelin Schmidt-Dengler, Anton Tantner, Wien 2006, S. 47–120, hier: S. S. 49.

93 Heinrich Heine, Briefe aus Berlin. Zweiter Brief, Berlin den 16. März 1822, in: Rheinisch-Westfälischer Anzeiger, Kunst- und Wissenschaftsblatt (12.4.1822), S. 242–250.

Aufgrund dieser historischen Spannung komplettiert die Erwähnung der Karte die Liste der bislang ausgemachten Ironieträger im ›Taugenichts‹.[94]

»Gen Italien hinunter« – zeitgenössische Reisebeschreibungen

Eichendorff war ein bewanderter Kenner Wiens und seiner näheren und weiteren Umgebung. Nach Italien hat es ihn nie verschlagen. Hier ist er auf die Erfahrungen und Berichte Dritter angewiesen. Nicht weniger als 113 zeitgenössische Reiseberichte bis zum Erscheinen des ›Taugenichts‹ beschäftigen sich mit Italienreisen, die in Rom enden oder über Rom führen.[95] Entsprechend verbreitet war das Italienwissen sowie dessen Stereotypisierungen.[96] Die Zahl der zu durchsuchenden Titel verringert sich drastisch, wenn man nur die Reisen auf der Route, die von Wien nach Rom führt, in Betracht zieht. Zusätzlich kann man auf Augenzeugen aus Eichendorffs Umfeld zurückgreifen.[97] Außerdem

94 Loisa Nygaard zählt hierzu den jungen Brillenträger, das junge Malergenie, das Tableau eines Tableaus (Loisa Nygaard, Eichendorff's ›Aus dem Leben eines Taugenichts‹: »Eine leise Persiflage« der Romantik, in: Studies in Romanticism 19, H. 2 [1980], S. 193–216). Vgl. auch Glyn Tegai Hughes, Eichendorff: Aus dem Leben eines Taugenichts, London 1961, S. 11 f.; Albrecht Schau, Märchenformen bei Eichendorff, Freiburg im Breisgau 1970, S. 112, und Egon Schwarz, Joseph von Eichendorff, New York 1972, S. 133, 146.

95 Vgl. W. Engelmann, Biblioteca Geographica. Verzeichnis der seit Mitte des 18. Jahrhunderts bis 1856 in Deutschland erschienenen Werke über Geographie und Reisen, Leipzig 1857, S. 601 f. – Empfehlenswert ist die Datenbank zur Reiseliteratur der Eutiner Landesbibliothek (https://lb-eutin.kreis-oh.de/index.php?id=352).

96 Hierzu gehören – um nur die Extreme zu nennen – die spätestens seit Goethes ›Italienischer Reise‹ oft wiederholten und im ›Taugenichts‹ auch erinnerten kulturellen Idealisierungen Italiens (s. hierzu ausführlich Rybka, Eichendorffs Italienische Reise [Anm. 33]) wie auch Reisewarnungen: »Wem spuken nicht, wenn er zum ersten Mal nach Italien kommt, alle Mord-, Banditen- und Diebsgeschichten aus früher Jugend im Kopfe! Wer fürchtet oder hofft nicht gleich eine interessante Erfahrung dieser Art zu machen, der Held einer Begebenheit zu werden, und zum wenigsten vom ersten Wirthe gleich geprellt zu werden? Alle unsere Erwartungen schlugen fehl.« (Friedländer, Ansichten von Italien [Anm. 70], Erster Theil, S. 70.)

97 In Frage kommen hier neben den schon erwähnten Dokumenten der Brüder Veit (Anm. 58) und Friedländers (Anm. 70) auch Wilhelm von Eichendorffs 1814 geschriebene Briefe aus Italien, auf die im Hinblick auf ›Das Marmorbild‹ zunächst Weschta aufmerksam gemacht hat (Friedrich Weschta, Eichendorffs No-

stehen natürlich die entsprechenden ›Taugenichts‹-Passagen als Filter zur Verfügung.

Beginnt man damit, was die Reiseberichte gemeinsam haben, so sind es die alten Postkutschenrouten, die je nach Ausgangspunkt der Reise heute noch naheliegend sind, und die ersten Ansichten von Rom:

> Die Deutschen bevorzugten – sofern sie nicht über Wien, Triest und Ancona reisten –, den Weg über den Brenner und von dort weiter über Bozen, Trient, Modena, Bologna und Florenz nach Rom. Beide Routen liefen wenige Meilen vor Rom auf der Via Cassia zusammen.
>
> Viele Reisende des 18. und 19. Jahrhunderts berichten enthusiastisch von ihrem ersten Blick auf Rom.[98]

Rudolf E. von Jennys ›Handbuch für Reisende in dem österreichischen Kaiserstaate‹ liefert für die Hauptstrecken über die Alpen und durch die Lombardei detaillierte Informationen. Die Triester Straße gehörte zu den alten habsburgischen Reichsstraßen. Die 1728 ausgebaute »Reichs-Commercial-, Haupt- und Poststraße« führte in 40 Stunden über den Semmering durch das Mürz- und Murtal (Bruck an der Mur) nach Graz und von dort über Marburg (Maribor), Cilli (Celje) und Laibach (Ljubljana) nach Triest, der Hafenstadt Alt-Österreichs. Alternative Routen »von Wien über Enns, Lambach, Salzburg, Innsbruck, Brixen, Bozen, Trient, Roveredo« nach Verona passieren den Brenner oder treffen bei Brixen auf die Brennerstrecke, indem sie von »Bruck, Leoben, Judenburg, Klagenfurt« und »Villach, Spital« durch das Pustertal Brixen an-

vellenmärchen »Das Marmorbild«, Prag 1916 = Prager Deutsche Studien, H. 25, S. 81 [Erlebtes im ›Marmorbild‹]). 1937 hat Bianchi diesen Hinweis aufgegriffen und auf eine nicht »durch Parallelstellen belegbar[e]«, doch »deutlich fühlbar[e]« Ähnlichkeit der Landschaftsdarstellungen Italiens ausgeweitet (Bianchi, Italien in Eichendorffs Dichtung [Anm. 27], S. 21). Puličar (Eichendorff und Wien [Anm. 51], S. 107–116, hier: S. 111) zieht auch Clemens Maria Hofbauer als mündliche Quelle für Italienkenntnisse in Erwägung.

98 Siegfried Müller, Zur Kulturgeschichte des Reisens. Deutsche Künstler in Rom und Umgebung im 18. und 19. Jahrhundert (www.regionalgeschichte.net) beruht auf ders., Sehnsucht nach dem Süden, in: Bernd Küster, Siegfried Müller, Michael Reinbold (Hrsg.), Sehnsucht nach dem Süden. Oldenburger Maler sehen Italien, Oldenburg 2000, S. 8–68 und S. 97–120; ders., Italienreisen deutscher Künstler im 19. Jahrhundert, in: Ernst Willers, Paesagi italiani – Italienische Landschaften, hrsg. von Ursula Bongaerts, Rom 2003, S. 103–115; dort auch weitere Literatur.

steuern. Von Verona geht es am schnellsten über Bologna nach Florenz (und Rom).[99]

Eichendorff führt den Taugenichts also über schon zur damaligen Zeit so gut ausgefahrene Wege, dass den reisenden oder Reiseberichte lesenden Zeitgenossen ein paar Hinweise genügen, um sich auf der Landkarte zurecht zu finden.

Mit etwas Ausdauer kann man diese Strecken und Plätze über die Karten der Franziseischen Landesaufnahmen,[100] zeitgenössische Bilder und einen zeitgenössischen Stadtplan von Rom[101] gut nachvollziehen (Abb. 7–13):

Die im 3. und 4. Kapitel genannten Stationen »Wien«, »Tyrol«, »Lombardey« lassen auf letztgenannte Strecke schließen; die Bemerkung »[d]a mocht' es […] Tyrol oder Italien seyn« (HKA V/1, S. 127) ergibt als subtile Anspielung auf die zwischen 1809 und 1814 wechselnden Regentschaften Tirols (Königreich Bayern, Königreich Italien, Habsburger Reich) politisch Sinn. Zu den von den napoleonischen Expansionen betroffenen Regionen gehörten bis zum Wiener Kongress auch die Lombardei, die Toskana und der Kirchenstaat, mit dessen Restitutionsversuchen Eichendorff beruflich in Danzig beschäftigt war. Dass Eichendorff seinen ›Taugenichts‹ auf dem offensichtlichen Umweg über Tirol nach Rom schickt,[102] kann als Reflex auf den damaligen Wirkungskreis seines Bruders Wilhelm plausibel erklärt werden (s. u.).

99 Rudolf E. von Jenny, Handbuch für Reisende in dem österreichischen Kaiserstaate mit mehreren Hauptrouten der angrenzenden Länder. Nach den neuesten Länder-, Orts- und Reisebeschreibungen verfaßt, 1. Abth., Wien 1822, bietet Beschreibungen sämtlicher für die Route von Wien nach Florenz in Frage kommenden Poststraßen und Reisewege, Nr. 4, 19, 39, 55, 56, 127. – Polheim hat (leider ohne weitere Begründung und Angaben zum Streckenverlauf) für B. Bruck an der Mur ins Spiel gebracht: »Und in der Tat: sieht man auf die Landkarte, dann liegt das Städtchen Bruck an der Mur genau auf der Route, die der Taugenichts von Wien nach Italien nehmen mußte.« (Polheim, Text und Textgeschichte des ›Taugenichts‹ [Anm. 32], Bd. 2, S. 162.) Bei Bruck an der Mur trennen sich die Route über Slowenien und die über Leoben und Klagenfurt direkt in die Lombardei.

100 Franzisco-Josephinische Landesaufnahme (https://maps.arcanum.com/de/map/europe-19century-secondsurvey/?layers=158%2C164&bbox=974610.3291501391%2C5783133.834689434%2C1701985.0903118763%2C6091327.932735265).

101 Nuova pianta di Roma data il luce da Giambattista Nolli l'anno 1748.

102 Ernst Moritz Arndt, Reisen durch einen Theil Deutschlands, Italiens und Frankreichs in den Jahren 1798 und 1799, Leipzig 1801–1803, beschreibt einen Wan-

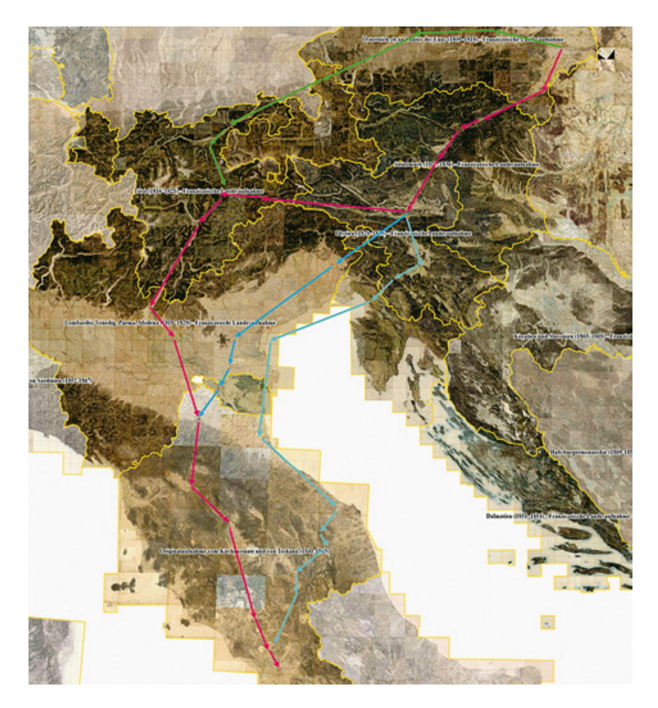


Abb. 7. Franzisco-Josephinische Landesaufnahme (wie Abb. 1), Postkutschenrouten nach Rom.

derung über Baden, Schottwien, Wiener Neustadt, Mariazell, Veitsch, Krieglach, Bruck an der Murr, Graz, Neudorf, Feistritz, Frantzen, Laibach (Ljubljana), Oberlaibach (Vhrnika), Adelsberg (Postojna), Optschina, Triest, Ferrara, Bologna, Florenz (»Es war der eilfte September des 1798sten Jahres als ich […] über die Wiener Berge, durch die wohlbebaute und wohlbekannte Ebne, auf Neuendorf zuging, wo ich mein Herz mit Wein stärkte, und bald rechts seitwärts über Pfarrhofen nach Baden gelangte.«) – Carl Benkowitz, Reise von Glogau nach Sorrent, über Breslau, Wien, Triest, Venedig, Bologna, Florenz, Rom und Neapel. Erster Theil Berlin 1803, nennt für den Weg über die Alpen die Stationen Wien, Schottwien, das Würzthal, das Murrthal, Frohnleiten, Graz, Feistritz, Cilli (Celje), Laybach (Ljubljana), Triest. – Das Tagebuch einer Reise von Wien nach Rom. Von einem Berliner (St. V.), in: Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz, hrsg. von F.W. Gubitz, 2. Jg., 62.–65. Blatt vom 18.–24.4.1818, S. 245–259, verfolgt die Route über Baden, Schottwien, Bruck an der Murr, Graz, Marburg (Maribor), Triest, (per Schiff nach) Venedig, Fusina, Padua, Vicenza, Montebello, Mantua, Carpi, Modena, Bologna, Florenz und Montefiascone nach Rom.







Abb. 8 (links oben). Franzisco-Josephinische Landesaufnahme (wie Abb. 1), die im 3. Kapitel erwähnten Wegegabelungen (am Kärntner Tor) im Süden von Wien (HKA V/3, S. 111).

Abb. 9 (unten). Jacob Alt, Triester Straße von der Spinnerin am Kreuz nach Wien, um 1817 (© Albertina, Wien).

Abb. 10 (rechts oben). Franzisco-Josephinische Landesaufnahme (wie Abb. 1), Rom.

Das im 5. und 6. Kap. beschriebene Schloss im Gebirge wäre im Apennin zu verorten; im 7. Kapitel schließlich durchquert der Taugenichts die Campagna vor Rom und gelangt durch das nördliche Stadttor in die Stadt.







Abb. 11 (oben). Louis Jules Arnout nach Alfred Guesdon, Blick auf die Piazza del Popolo und ihre Umgebung in Rom aus der Mongolfiere, um 1850, Kolorierte Lithografie (Foto: Museum Casa di Goethe, Rom).

Abb. 12 (links unten). Ausschnitt aus Giovanni Battista Nolli, Nuova Pianta di Roma (1748), hier Abb. 11.

Abb. 13 (rechts unten). Franzisco-Josephinische Landesaufnahme (wie Abb. 1), Donauabschnitt zwischen Linz und Korneuburg

Der letzte Abschnitt des Rückwegs führt von Linz aus über die Donau nach Korneuburg (Abb. 13).

Dass der Taugenichts, der im Sommer nach Italien aufbricht und nach einem längeren Aufenthalt in besagtem Bergschloss und einem

30-stündigen Aufenthalt in Rom im Oktober wieder in Seebarn landet, passt zu den offiziellen Angaben, die bei ca. 60 km Tagesleistungen für die ca. 1120 km lange Route drei Wochen veranschlagen; dabei macht es wenig Unterschied, ob man zu Fuß oder per Kutsche unterwegs ist.[103]

Lediglich bei den Schilderungen der Gebirgspassagen zieht Eichendorff ohne große Rücksicht auf die die Streckenchronologie atmosphärisch besonders dichte Szenerien heran. Für den Streckenabschnitt durch die Lombardei (4. Kap.), die die Reisegesellschaft im ›Taugenichts‹ zu dem Gasthof führt, wo sich die Wege trennen, kämen – wenn man von geographischen Unterschieden absieht – als Vorlagen z. B. Kephalides und von der Hagens Reisebeschreibungen in Frage, weil sie die Wahrnehmung sozialer Brennpunkte protokollieren:

Reisebericht

Der Apennin […] *hat durchaus ein elendes, räuberisches Ansehen*; hin und wieder ein aus zusammen geworfenen Steinen bestehendes, Dorf, das einer Zigeunerhöhle eher, als christlichen Wohnungen ähnlich

›Aus dem Leben eines Taugenichts‹

Ich […] verfügte mich sogleich in die Gaststube, um endlich wieder einmal so recht mit Ruhe und Komodität zu essen und zu trinken. *Da sah es ziemlich lüderlich aus.* Die Mägde gingen mit zerzottelten Haaren herum, *und*

103 Z. B. August Wilhelm Kephalides, Reise durch Italien und Sicilien (1815), 2 Bde., Leipzig 1818, Bd. 1, S. 3 Triest: »Unser ganzes Glück, glaubten wir, hinge an einer Reise in Italien; deshalb konnte weder das kolossale [Wien] noch die reizenden Alpen […] unsere Aufmerksamkeit lange beschäftigen. […] Deshalb freuten wir uns, trotz Wind und Wetter und der schlechten Wege, schon in der dritten Woche Triest erreicht zu haben«. – Um die Mitte des Jahrhunderts dauerte eine Fahrt mit dem Vetturin von Florenz nach Rom allein knapp fünf Tage (Johann Paul Ernst Greverus, Reise in Italien, Bremen 1840, S. 88). In der ›Taugenichts‹-Forschung hingegen wird immer wieder, unter Verweis auf wenige Beispiele, auf die Unzuverlässigkeit der Orts- und Zeitangaben hingewiesen (ter Haar, Joseph von Eichendorff. Aus dem Leben eines Taugenichts [Anm. 27], S. 40; Och, Der Taugenichts und seine Leser [Anm. 1], S. 86). Klaus Köhnke, der die Reiseetappen des Taugenichts bislang mit der größten Aufmerksamkeit verfolgt hat, konstatiert zu Beginn seines Italienkapitels »Der Weg nach und durch Italien bis Rom erweist sich als labyrinthisch« (Köhnke, Homo viator [Anm. 29], S. 72–104, hier: S. 76–99, zu Italien S. 92–97). Polheim bezieht wie ter Haar die Rede von vergangenen Sommer nicht auf den zurückliegenden sondern auf den vorjährigen Sommer und geht von einer anderthalbjährigen Reise des Taugenichts aus (Polheim, Text und Textgeschichte des ›Taugenichts‹ [Anm. 32], Bd. 2, S. 163 f.).

sieht; darin *ein gelbes, verhungertes Völkchen*, das eben nicht im Stande ist, diese Vermuthung zu widerlegen.[104]

Gegen Mittag fuhren wir weiter, auf und ab in den Bergen wie gestern. [...] Bald ward es aber wüster und düster, und wir kehrten in einem ganz einzeln gelegenen Wirthause ein, wo die meisten Leute krank waren, von der ungesunden Gegend, wo sonst weit und breit niemand wohnt: es war ganz schauerlich und unheimlich, und die Kost schlecht bestellt. Doch ging alles gut ab, und am andern Morgen fuhren wir getrost weiter [...].[105]

hatten die offnen Halstücher unordentlich um das gelbe Fell hängen. Um einen runden Tisch saßen die Knechte vom Hause in blauen Ueberzieh-Hemden beim Abendessen, und glotzten mich zuweilen von der Seite an. Die hatten alle kurze, dicke Haarzöpfe und sahen so recht vornehm wie junge Herrlein aus. (Taugenichts, 4. Kap., HKA V/1, S. 128)

Es fanden sich nach und nach noch mehrere Lichter, sie wurden immer größer und heller, und endlich kamen wir an einigen verräucherten Hütten vorüber, die wie Schwalbennester auf dem Felsen hingen. Da die Nacht warm war, so standen die Thüren offen, *und ich konnte darin die hell erleuchteten Stuben und allerlei lumpiges Gesindel sehen, das wie dunkle Schatten um das Heerdfeuer herumhockte.* (5. Kap., HKA V/1, S. 135)

104 Kephalides, Reise durch Italien und Sicilien (Anm. 103), Bd. 1, Siebentes Kapitel. Reise über Ancona nach Rom, S. 37.

105 Friedrich-Heinrich von der Hagen, Briefe in die Heimat aus Deutschland, der Schweiz und Italien, Breslau 1818, Bd. 2, S. 263 f. – Aus Sicht der Reiseberichtlektüren spricht wenig für ter Haars Annahme, dass Eichendorff »mit den ›verräucherten Hütten‹ direkt auf die Carbonari angespielt« (ter Haar, Joseph von Eichendorff. Aus dem Leben eines Taugenichts [Anm. 27], S. 4 f.). Mit dem politischen Ziel der Errichtung eines konstitutionellen und autonomen italienischen Staates operierte der freimaurerähnlich organisierte Geheimbund, der aus dem Köhlerwesen seine Symbole bezog, zunächst ab ca. 1815 vor allem in Unteritalien. Das zeitgenössische Wissen auch über die allmähliche Militarisierung in Süditalien und spätere Verbreitung in Oberitalien zum Widerstand gegen die französischen respektive österreichischen Regierungen fasst eine von ter Haar nicht genannte Quelle zusammen: Jakob L. S Bartholdy, Denkwürdigkeiten der geheimen Gesellschaften in Unteritalien, insbesondere der Carbonari, aus dem Original übersetzt von Heinrich Doering, Weimar 1822. Wenn Eichendorff über die politischen Hintergründe durch die zeitgenössische Presse informiert war, ist es unwahrscheinlich, dass er eine Persiflage auf das Geheimbundwesen in Form einer Brautentführung auftischt, in der »verräucherte Hütten« en passant wahrgenommen werden.

Arndt und von der Hagen wiederum berichten von unterschiedlichen prominenten Gegenden, die die Schilderungen im 5. Kapitel ›Taugenichts‹ inspiriert haben mögen:

Reisebericht

Hinter Oberlaibach geht nun eine ganz eigne Gegend an, welche mit mehrern und niedern Abwechselungen bis Triest über 10 Meilen fortdauert. *Schroffe Berge steigen gleich hinter diesem Dorfe empor, und sie sind nicht niedrig. Man hat den Weg mit großer Arbeit in tausend Windungen durch das Waldgebirg geführt, und hier und da erhöht, mit Seitenmauern gestützt, und mit Brücken und Gemäuer über Tiefen und Abgründe geleitet.*[106]

Die Gegend ward nun immer ernster und wilder, und die Klüfte und Felder hingen immer abschüssiger. Kleine Eichen und mächtige Kastanien, mit reicher Frucht beladen, begleiteten uns am Wege, und seltner hatten wir ärmliche Hütten und Dörfer zur Seite. […]

Um 8 Uhr hatten wir die höchste Höhe des Apennin, die wir zu passiren hatten, und die unter dem Namen Monte Traversa berühmter ist, als sie verdient. Ich habe in mehreren Reisebeschreibungen gräuliche Dinge davon gelesen, wie zur Zeit der Stürme Maulthiere mit Mann und Maus sind zurückgeworfen, und in die Abgründe geschleudert worden. Alles dieses ist Wind der Fuhrleute und

›Aus dem Leben eines Taugenichts‹

Von der Seite aber, wohin wir uns gewendet hatten, lag *ein wüstes Gebürge* vor uns mit grauen Schluchten, zwischen denen es schon lange dunkel geworden war. – Je weiter wir fuhren, *je wilder und einsamer wurde die Gegend.* Endlich kam der Mond hinter den Wolken hervor, und schien auf einmal so hell zwischen die Bäume und Felsen herein, daß es ordentlich grauslich anzusehen war. *Wir konnten nur langsam fahren in den engen steinigten Schluchten, und das einförmige ewige Gerassel des Wagens schallte an den Steinwänden* weit in die stille Nacht, als führen wir in ein großes Grabgewölbe hinein. *Nur von vielen Wasserfällen, die man aber nicht sehen konnte, war ein unaufhörliches Rauschen tiefer im Walde* […]. (5. Kap., HKA V/1, S. 132)

Wir aber rasselten durch die stille Nacht einen Steinweg hinan, der sich auf einen hohen Berg hinaufzog. Bald überdeckten hohe Bäume und herabhängende Sträucher den ganzen Hohlweg, bald konnte man auf einmal wieder das ganze Firmament, und in der Tiefe die weite stille Runde von Bergen, Wäldern und Thälern übersehen. Auf dem Gipfel des Berges stand ein großes altes Schloß mit

106 Arndt, Reisen durch einen Theil Deutschlands, Italiens und Frankreichs (Anm. 102), Bd. 1, S. 385. Oberlaibach/Vrhnika liegt 21 Kilometer südwestlich von Ljubljana.

noch blinderer Reisenden, die Augen haben und doch nicht sehen mögen. Denn dieser Monte Traversa ist sehr flach und geht gar mit keinen Abgründen und Schlünden, sondern ganz sanft hinunter.[107]

Gegen Mittag fuhren wir [von Siena kommend, UR] weiter, auf und ab in den Bergen wie gestern. […] Es war noch vor Tag und regnete dabei, und im ganz verdeckten Wagen hörten wir nur, wie wir durch viele angeschwollene rauschende Bergströme fuhren. Denn wir mußten nun von dem Hause an, das deßhalb Scala (Leiter) heißt, den hohen Berg hinauf, den wir gestern schon weither gesehen hatten. Es ging wüst und wild hoch hinauf: ganz oben liegen die Trümmer einer alten Burg, Radicofani, und darunter das Städtchen gleichen Namens. Ungeheure Felsenzertrümmerungen lagen, vermuthlich durch Erdstöße herabgestürzt, fast wie die alten fabelhaften Steinströme, über den Weg hinab.[108]

vielen Thürmen im hellsten Mondenschein. – »Nun Gott befohlen!« rief ich aus, und war innerlich ganz munter geworden vor Erwartung, wo sie mich da am Ende noch hinbringen würden. (5. Kap., HKA V/1, S. 135)

Im Hinblick auf die Fragestellung dieses Beitrags ist besonders interessant, wie die Reiseberichte auf die Landschaft vor Rom eingehen, auf deren Beschreibung im 7. Kapitel des ›Taugenichts‹ Oskar Seidlin seine These von der »Geographie als Theologie, Landschaft, die Stadt Rom und die Heide, als Bild des Heils und der Unerlöstheit« stützt.[109] Da es hier um ein realistisches Bild der Gegend und die Tradierung ihrer Zuschreibungen geht, werden auch Quellen aus dem weiteren Umkreis herangezogen (von der für Italienreisende des 18. Jahrhunderts maß-

107 Arndt, Reisen durch einen Theil Deutschlands, Italiens und Frankreichs (Anm. 102), Bd. 2: Reise von Bologna nach Florenz, S. 44–46.

108 von der Hagen, Briefe in die Heimat (Anm. 105), Bd. 2, S. 263 f.

109 Seidlin, Der Taugenichts ante portas (Anm. 29), S. 80.

geblichen und mehrfach aufgelegten Publikation Keyßlers über Madame de Staëls romanhafte Aufbereitung des Lokalwissens von 1807 und fünf weitere Quellen aus der Entstehungszeit des ›Taugenichts‹). Mit einer Ausnahme klären sie über die klimatischen, ökologischen und ökonomischen Hintergründe der Landschaftsbeschaffenheit auf und liegen mit ihrem (areligiösen) Interesse ganz auf der Linie, mit der sich der Taugenichts dann durch die Stadt bewegen wird, die er alsbald enttäuscht wieder verlässt.

Reisebericht

Neun italienische Meilen von Rom, auf der Nord=Seite, hat Sixtus V. einen großen Wald ausrotten lassen, und dadurch sowol den Räubern einen Aufenthalt benommen, als auch dem Nord-Wind einen freyern Weg nach der Gegend von Rom geöffnet. Dieser letzte Umstand hat die römische Luft um ein gutes Theil gesunder gemacht, weil dadurch den Wirkungen der schädlichen Süd-Winde nicht geringer Einhalt geschieht.[110]

Auf Oswald, der seit seiner frühen Kindheit an Liebe und Ordnung und zur allgemeinen Wohlfahrt gewöhnt war, machten diese unbebauten Ebnen in der Nähe von Rom, der ehemaligen Königin der Welt, einen widrigen Eindruck; er schalt die Trägheit der Einwohner und der Fürsten. Lord Nelvil [= Oswald] beurtheilte Italien wie ein hellsehender Staatsmann, und Graf d'Erfeuil wie ein Weltmann; so war der eine zu vernünftig, der andre zu leichtsinnig, um die Wirkung zu

›Aus dem Leben eines Taugenichts‹

Ich kam nun zuerst auf eine große, einsame Haide, auf der es so grau und still war, wie im Grabe. Nur hin und her stand ein altes verfallenes Gemäuer oder ein trockener wunderbar gewundener Strauch; manchmal schwirrten Nachtvögel durch die Luft, und mein eigener Schatten strich immerfort lang und dunkel in der Einsamkeit neben mir her. Sie sagen, daß hier eine uralte Stadt und die Frau Venus begraben liegt, und die alten Heiden zuweilen noch aus ihren Gräbern heraufsteigen und bei stiller Nacht über die Haide gehn und die Wanderer verwirren. (7. Kap., HKA V/1, S. 150 f.)

110 Johann Georg Keyßler, Neueste Reisen durch Deutschland, Böhmen, Ungarn, die Schweiz, Italien und Lothringen, Hannover 1740–1741, Bd. 1, 1. Abth., Sechs und vierzigstes Schreiben. Reise über Radicofani, Aquapendente, Bolsena, Montefiascone, Viterbo etc. nach Rom, S. 570–579, hier: S. 578.

fühlen, welche die Gegend um Rom auf die Einbildungskraft hervorbringt, wenn man von Erinnerungen, von Bedauern von den natürlichen Schönheiten und tragischen Ereignissen durchdrungen ist, welche über dieses Land einen unerklärbaren Zauber verbreiten.

Der Graf ergoß sich in komische Klagen über die Gegend um Rom. Wie sagte er, kein Landhaus, keine Equipage, nichts, was eine große Stadt ankündigte; guter Gott, wie traurig! Sie näherten sich Rom, da riefen die Postillone entzückt: Seht, seht, die Kuppel der Peterskirche! – […] Sie fuhren über die Tiber, ohne sie zu bemerken, und durch das Thor del Popollo genannt, welches zum Corso der längsten Straße des neuen Roms führt, dem Theile der Stadt, der am wenigsten merkwürdig ist, und der sich wenig von jeder andern europäischen Stadt unterscheidet.[111]

[…] verschwunden waren die herrlichen Gefilde der Apenninischen Vorgebirge und die ganze Gegend glich einer öden ausgebrannten Steppe. Wenn sonst, je mehr man sich der Hauptstadt nähert, desto zahlreicher schöne Dörfer und wohlhabende Flecken sich zeigen: so ist bey Rom alles umgekehrt; es gleicht einer Säule in der Wüste, und ist ein zweytes Tadmor und Tschiminar. Es scheint als hätte diese wilde Republik alles um sich her aufgezehrt und weggeätzt.[112]

Am letzten Morgen der fünftägigen Fahrt [von Siena UR], deren Ziel wir nun herzlich wünschten, regnete es wieder, und fuhren wir lange verdeckt, verloren auch nicht viel, da wir fast den ganzen Tag auf öden wüsten Gegenden und Höhen und zuletzt in der unfruchtbaren und ungesunden Campagna di Roma hinfuhren. […] Dagegen waren in der Nähe von Rom an der Landstraße die Wegweiser, mit den einzeln aufgehängten Beinen und Armen von geviertheilten Räubern, keine einladenden Vorboten.[113]

111 Corinna oder Italien. Aus dem Französischen der Frau von Staël übersetzt und herausgegeben von Friederich Schlegel, Erster Theil, Berlin 1807, Erstes Buch: Reise von Edinburgh nach Italien, S. 46–48.

112 Kephalides, Reise durch Italien und Sicilien (Anm. 103), Bd. 1, Siebentes Kapitel. Reise über Ancona nach Rom, S. 41.

113 von der Hagen, Briefe in die Heimat (Anm. 105), Bd. 2, S. 266 f.

Von diesen weitgehend nüchternen Notaten hebt sich religiöse Spannung ab, mit der Philipp Veits Reisegefährte Dr. Friedländer die Ankunft in Rom beschreibt und die als Quelle für die theologische Hypostasierung dienen könnte.

Reisebericht

Auf der ganzen Reise von Siena bis Monterost, wo die Wüste Campagna di Roma beginnt, zählten wir die Stunden, da zuerst die Peterskuppel unseren Blicken erscheinen würde, und mit ihr alle Herrlichkeit Roms. Aber der Anblick dieser furchtbaren Einöde zügelte die Ungeduld und spannte die Erwartung etwas herab. Es wurde uns klar, dass Rom nicht mit gewöhnlicher weltlicher Stimmung betreten seyn wolle, sondern unter den Schauern der ewigen Größe und Heiligkeit. Wenn reicher Anbau des Landes und geschäftiges Leben und Weben die Nähe jeder anderen Hauptstadt verkündet, so ist das in der Ordnung und erregt, weil man es so gewöhnt ist, kein weiteres Interesse. Rom aber, noch jetzt in ihrem Wittwenstande die Königin der Städte und einzig vor allen anderen, umgiebt sich mit melancholischer Stille und feierlicher Einsamkeit, und bereitet so den Wanderer auf die wunderbaren Genüsse vor, die sie ihm in ihren Mauern gestattet. Denn diese weiten leeren Räume sind von glänzenden Erinnerungen bewohnt, jedes Wehen der Lüfte verräth ein Geheimnis aus den Tagen der Ehre und des Ruhms, seufzet über die Vergänglichkeit irdischer Güter, und lispelt dann wieder, wie zur Versöhnung, schmeichelnden Trost in das

›Aus dem Leben eines Taugenichts‹

Unterwegs erfuhr ich, daß ich nur noch ein paar Meilen von Rom wäre. Da erschrack ich ordentlich vor Freude. Denn von dem prächtigen Rom hatte ich schon zu Hause als Kind viele wunderbare Geschichten gehört, und wenn ich dann an Sonntags-Nachmittagen vor der Mühle im Grase lag und alles ringsum so stille war, da dachte ich mir Rom wie die ziehenden Wolken über mir, mit wundersamen Bergen und Abgründen am blauen Meer, und goldnen Thoren und hohen glänzenden Thürmen, von denen Engel in goldenen Gewändern sangen. – Die Nacht war schon wieder lange hereingebrochen, und der Mond schien prächtig, als ich endlich auf einem Hügel aus dem Walde heraustrat, und auf einmal die Stadt in der Ferne vor mir sah. – Das Meer leuchtete von weiten, der Himmel blitzte und funkelte unübersehbar mit unzähligen Sternen, darunter lag die heilige Stadt, von der man nur einen langen Nebelstreif erkennen konnte, wie ein eingeschlafner Löwe auf der stillen Erde, und Berge standen daneben, wie dunkle Riesen, die ihn bewachten.

[…] Aber ich ging immer grade fort und ließ mich nichts anfechten. Denn die Stadt stieg immer deutlicher und prächtiger vor mir herauf, und die hohen Burgen und Thore und

Herz. Hinter Baccano endlich deutet der Vetturin rechts hin. Ecco Roma! Hieß es, und wir sahen im Schimmer der Abendsonne das Ziel der Wallfahrt vor uns. Die Kuppel der Peterskirche blickte stolz über eine Schaar von niedrigen Kuppeln und Thürmen aus entgegen; das Geläute der Ave=Glocken, zur Andacht und Begeisterung stimmend, war der ernste Abendgruß, der aus Rom zu uns herüberscholl.[114]

goldenen Kuppeln glänzten so herrlich im hellen Mondschein, als ständen wirklich die Engel in goldenen Gewändern auf den Zinnen und sängen durch die stille Nacht herüber. (7. Kap., HKA V/1, S. 151)

114 Friedländer, Ansichten von Italien (Anm. 70), Zweiter Theil, S. 4 f. – Bianchi (Italien in Eichendorffs Dichtung [Anm. 27], S. 25 f., 90–94) hat 1937 auf diese Parallele hingewiesen. In die Richtung einer eschatologischen Landschaftsinterpretation gehen (an anderer Stelle) auch Johannes Veit, Madame de Staël und das Reisetagebuch eines Berliners: Johannes Veit an seine Mutter in Wien, Rom 24.4.1811: »Ich bin also glücklich im Hafen angelangt, nämlich heute vor drei Wochen gegen Abend glänzte mir Rom mit seinen 7 Hügeln zuerst entgegen« (Dorothea v. Schlegel, Briefwechsel [Anm. 58], Bd. 2, S. 21 f., hier: S. 21); de Stael, Corinna (Anm. 111), Erster Theil, Fünftes Buch: Die Gräber, Kirchen und Palläste, S. 247 f.: »Der Anblick der Gegend um Rom hat etwas auffallend Eigenthümliches; freilich ist sie öde, man sieht weder Bäume noch Wohnungen; aber der Boden ist mit wilden Pflanzen bedeckt, welche der üppige Wachsthum stets erneuerte. Diese unnützen Pflanzen ranken sich um die Gräber, schmücken die Ruinen und scheinen nur da zu seyn, um die Todten zu ehren. Man möchte sagen, die stolze Natur habe den Anbau der Menschen verschmäht, seit die Cinncinnatus nicht mehr die Pflugschaar führen, planlos bringt sie Gewächse hervor, aber sie will den Lebenden nicht mehr mit ihrem Reichthume dienen. Diese unangebauten Ebenen müssen den Ökonomen mißfallen, und allen denen, welche die Erde nur als einen Gegenstand des Gewinns betrachten, und bloß zum Vortheil und Bedürfniß der Menschen benutzen wollen. Wer aber zum Nachdenken gestimmt ist, und sich mit dem Tode nicht weniger beschäftigt als mit dem Leben, der betrachtet gerne diese wüste Gegend um Rom, der die jetzige Zeit keine Spur eingedrückt hat […]«; Tagebuch einer Reise von Wien nach Rom (Anm. 102), S. 244–259: »Am Abend des 18ten erblickte ich endlich Rom von der Spitze eines hohen Berges. Meine Kräfte reichten nicht mehr auf die vier Meilen, die es noch entfernt war, und ich mußte mich begnügen, aus den Fenstern eines gastlichen Hauses für heute nur, gleich Moses, in das Land der Wünsche zu schauen.«

Mit der Fortsetzung dieses Zitats lässt sich denn das für den Taugenichts relevante Stadttor als die Porta del Popolo identifizieren. Der »steinerne Springbrunnen, der mitten auf dem einsamen Platze stand«, ist der bei von der Hagen erwähnte Fontana della Barcaccia auf der Piazza di Spagna.

Reisebericht

Still fuhren wir über die Ponte molle, die alte Via Flaminia entlang, und unmittelbar vor den Thoren Roms noch ließ sich das Leben der Stadt nicht vernehmen. In den Häusern und Villen zu beiden Seiten des Weges, auf welchen uns niemand begegnete, schien alles leer und ausgestorben zu seyn. *Endlich durch die Porta del Popolo in Rom selbst angelangt* sahen wir Menschen wieder, doch hatten wir nur Augen für den erhabenen Fingerzeig zum Himmel in der Mitte des Platzes, für den uralten Obelisk. Die drei größten Straßen Roms breiteten sich einladend vor uns aus, als wollten sie uns gleich zu allen Herrlichkeiten führen. Aber der Vetturin und ein Soldat von der Thorwacht wählten die mittlere, den Corso, und brachten uns zuvörderst zur Dogna di Terra, wo unser Gepäck untersucht werden mußte. Nachdem dies ohne Schwierigkeiten geschehen, rollten wir durch die dunklen Straßen nach Via de Condotti in das deutsche Gasthaus von Monsu Franz.[115]

Endlich schauten wir das große und breite Thal des Tiber, und um eine Höhe biegend und hinabfahrend, an

›Aus dem Leben eines Taugenichts‹

So zog ich denn endlich, erst an kleinen Häusern vorbei, *dann durch ein prächtiges Thor* in die berühmte Stadt Rom hinein. Der Mond schien zwischen den Pallästen, als wäre es heller Tag, aber die Straßen waren schon alle leer, nur hin und wieder lag ein lumpiger Kerl, wie ein Todter, in der lauen Nacht auf den Marmorschwellen und schlief. Dabei rauschten die Brunnen auf den stillen Plätzen, und die Gärten an der Straße säuselten dazwischen und erfüllten die Luft mit erquickenden Düften. […] (7. Kap., HKA V/1, S. 151)

Aber wohin sollt' ich mich wenden in der großen fremden Stadt? Auch ging mir die konfuse Nacht und das welsche Lied der schönen gnädigen Frau von gestern noch immer im Kopfe hin und her. *Ich setzte mich endlich auf den steinernen Springbrunnen, der mitten auf dem einsamen Platze stand,* wusch mir in dem klaren Wasser die Augen hell und sang dazu:

Wenn ich ein Vöglein wär',
Ich wüßt' wohl, wovon ich sänge,
Und auch zwei Flüglein hätt',
Ich wüßt' wohl, wohin ich mich schwänge!

115 Friedländer, Ansichten von Italien (Anm. 70), Zweiter Theil, S. 5 f.

einem alten Grabmale vorüber, entfaltete sich vor unseren neugierigen Augen das unverwüstliche und weitläufige Rom, das sich mit seinem großen St. Peter im äußersten Winkel an den Bergrücken diesseits des sich krümmenden Tiber anlehnt, und sich in der Ebene jenseits bis auf das minder hohe Ufer lagert. Diese Lage macht, wenigstens von hier aus, den ersten Anblick Roms eben nicht imposant […]. Wir kamen bald an die von der Stadt noch ziemlich ferne Steinbrücke, welche wenigstens noch den antiken Namen Ponte Molle (Milvius) führt […]. Wir fuhren über die Tiber, deren Wasser so gelb und schmutzig aussieht, als das der Oder bei Breslau, und dann lange durch eine Art von Vorstadt […] bis an das Thor Porta di Popolo, dessen Einfahrt so sehr imponieren sollte […] Aber das Thor […] ist nicht größer als das Leipziger in Berlin […]. Die linke Seitenstraße [vom Piazza del Popolo aus, UR] zum deutschen Wirthshause hin, war noch enger, und die Häuser ganz flach, weiß und unbedeutend. *Eben so fast alle an dem berühmten, aber unregelmäßigen Spanischen Platz, in dessen Nähe wir abstiegen, und wo nur die große und breite, wie eine Kaskade zu dem Springbrunnen unten herabfallende Treppe, auf deren Höhe eine Kirche und davor abermals ein Obelisk steht, großartig erscheinen* [sic].[116]

»Ey, lustiger Gesell, du singst ja wie eine Lerche beim ersten Morgenstrahl!« sagte da auf einmal ein junger Mann zu mir, der während meines Liedes an den Brunnen heran getreten war. Mir aber, da ich so unverhofft Deutsch sprechen hörte, war es nicht anders im Herzen, als wenn die Glocke aus meinem Dorfe am stillen Sonntagsmorgen plötzlich zu mir herüber klänge. »Gott willkommen, bester Herr Landsmann!« rief ich aus und sprang voller Vergnügen von dem steinernen Brunnen herab. Der junge Mann lächelte und sah mich von oben bis unten an. »Aber was treibt Ihr denn eigentlich hier in Rom?« fragte er endlich. Da wußte ich nun nicht gleich, was ich sagen sollte, denn daß ich so eben der schönen gnädigen Frau nachspränge, mocht' ich ihm nicht sagen. »Ich treibe,« erwiederte ich, »mich selbst ein bißchen herum, um die Welt zu sehn.« (7. Kap., HKA V/1, S. 154)

116 von der Hagen, Briefe in die Heimat (Anm. 105), Bd. 2, S. 266–269.



Abb. 14. Piranesi, Vedutta di Piazza del Popolo (ca. 1750), in: Opere di Giovanni Battista Piranesi, Francesco Piranesi e d'altri, Paris, Firmin Didot Freres, 1835–1839, Bd. 16, S. 25.

Die theologische Anmutung des ›Taugenichts‹ bricht kurz nach dem Eintritt in die Stadt eindeutig ab und trägt als Interpretationsgrundlage nicht mehr. Nachdem er das von seiner »schönen gnädigen Frau« oft gesungene aber im Text nicht weiter spezifizierte »welsche Lied« aus einem Garten hört,[117] hat der Taugenichts anderes im Sinn als fromme Kindheitserinnerungen oder künstlerische Ambitionen.

Sein kaum 30 Stunden dauernder Aufenthalt in Rom gewährt ihm Einblicke in die deutsche Malerkolonie, die sich im Norden Roms, dem Campo Marco, angesiedelt hatte und über die Dr. Friedländer ebenfalls als Augenzeuge informiert:

117 Die anderen acht für den ›Taugenichts‹ geschriebenen Gedichte werden im Text zitiert.



Abb. 15. Piranesi, Vedutta di Piazza di Spagna / Spanischer Platz und Fontana della Barcaccia (Barkassenbrunnen), in: Opere di Giovanni Battista Piranesi (wie Abb. 14), Bd. 16, S. 26.

Reisebericht

Philipp [Veit] machte sich sogleich davon um seinen Bruder Johannes aufzusuchen, der bereits seit fünf Jahren hier der Kunst lebt. Ich blieb allein, bewegt von einer Fülle der erhebendsten Gedanken und Gefühle, und schwelgte lange am geöffneten Fenster im Genusse der ersten römische Nacht und des Anwehns der milden Luft, in welcher das Größeste und Schönste der Erde Gedeihen und Entwicklung fand. Früh am anderen Morgen erschien Johannes, mit uns die ersten Gänge zu machen. Er führte uns nach einem Frühstücke

›Aus dem Leben eines Taugenichts‹

»So so!« versetzte der junge Mann und lachte laut auf, »da haben wir ja ein Metier. Das thu' ich eben auch, um die Welt zu sehn, und hinterdrein abzumalen.« – »Also ein Maler!« rief ich fröhlich aus, denn mir fiel dabei Herr Leonhard und Guido ein. Aber der Herr ließ mich nicht zu Worte kommen. »Ich denke,« sagte er, »Du gehst mit und frühstückst bei mir, da will ich Dich selbst abkonterfeyen, daß es eine Freude seyn soll!« – Das ließ ich mir gern gefallen, und wanderte nun mit dem Maler durch die leeren Straßen, wo nur hin und wie-

im Cafe Greco, dem Sammelplatze aller deutschen Künstler, zuvörderst nach St. Peter […].[118]

der erst einige Fensterladen aufgemacht wurden und bald ein paar weiße Arme, bald ein verschlafnes Gesichtchen in die frische Morgenluft hinausguckte.

Er führte mich lange hin und her durch eine Menge konfuser enger und dunkler Gassen, bis wir endlich in ein altes verräuchertes Haus hineinwuschten. (7. Kap., HKA V/1, S. 155)

Die räumlichen Gegebenheiten kannte Eichendorff aus eigener Erfahrung der Malstuben Johannes und Philipp Veits im Hause ihrer Eltern oder der von Johann Carl Eggers in Wien.[119] Über das römische Umfeld informieren die Briefe, die Johannes Veit seit seiner Ankunft in Rom im April 1811 an seine Familie schrieb:

118 Friedländer, Ansichten von Italien (Anm. 70), Zweiter Theil, S. 6.

119 Eichendorffs Tagebucheintrag vom 13.2.1812 (HKA XI/1, S. 446 f.): »Ich gieng dann zu Philipp hinauf, *der eben über einem Frauenbilde mahlte*, das er mir nicht zeigen will, und mir sein selbstgemahltes Portrait, im schwarzen Wams in einer herrlichen Gegend, zeigte. *Eggers* [ver]spricht sehr verliebt von Ml: Doppler. Ich durchstöbere die Bibliothek. Vorlesungen aus Kotzebues Ehrenpforte von A: W: Schlegel etc:. *Dann giengen wir in Eggers kleine Stube, wo* anfangs rappirt u. dann ich Tobakrauchend, Thee mit Wein getrunken /:mit Federkielen:/ u. *vom Künstlerleben gesprochen wurde*. Darauf giengen wir wieder zu Schlegels hinüber, wo heut Philipps Geburtstag gefeyert wurde. *Da war: der kleine bukklichte Mahler Frikk* mit Sakk u. Pakk, der praetiöse Mahler Olivier aus Dessau, Theodor Körner, der sich über meine unerwartete Baronschaft wundert etc: Schlegel sizt recht wie ein deutscher Künstler hinter dem gedekten mit Brodten [ge] belegten Tische mit ihr, wie auf alten Bildern, u. ist unbeschreiblich heiter und liebenswürdig. Torte, Braten, Wein, Punsch. *Philipp singt Lieder, wozu Eggers Guitarre spielt*. Körner singt u. spielt durch Dikk u. Dünn Lieder s: des Knaben Plunderhorn und Burschenlieder (es wohnt ein Müller etc:), die Schlegel durchaus geistreich findet. *Seine Hartnäkkigkeit gegen seine Frau, durchaus keine welschen, nur deutsche Lieder singen zu laßen*. Mad: Schlegel singt eine altenglische Melodie vom König Richard ohne Text u. ein Lied von Tieck, worüber Schlegel zu Thränen gerührt. Körner spielt den himmlischen Cadixer Fandango, wobei Schlegel aufsteht u. viva l'Espagna trinkt, wozu alle anstießen. Lustig. Nach 11 Uhr alle fort, ich Körnern noch bis auf die rothe Thurmstraße begleitend.«

Reisebericht

Ich wohne in der Via Cappuccini bei Punini's, dem Schwiegersohn von Ecksteins Wirthin. Ich bin ganz zufällig zu dieser Wohnung gekommen, denn da im Kloster Isidoro kein Platz mehr war, so führten mich meine Freunde hierher und die erste Frage beinahe war, ob ich den Signor Ferdinando [= Baron von Eckstein] kenne; er wird hier beinahe wie ein Heiliger verehrt, und die Leute konnten mir fast nicht genug liebes um meinetwillen erzeigen. Ich habe 2 geräumige Zimmer, möblirt und Bedienung, monatlich für 30 Paul.[120]

›Aus dem Leben eines Taugenichts‹

Dort stiegen wir eine finstre Treppe hinauf, dann wieder eine, als wenn wir in den Himmel hineinsteigen wollten. Wir standen nun unter dem Dache vor einer Thür still, und der Maler fing an in allen Taschen vorn und hinten mit großer Eilfertigkeit zu suchen. Aber er hatte heute früh vergessen zuzuschließen und den Schlüssel in der Stube gelassen. Denn er war, wie er mir unterweges erzählte, noch vor Tagesanbruch vor die Stadt hinausgegangen, um die Gegend bei Sonnenaufgang zu betrachten. Er schüttelte nur mit dem Kopfe und stieß die Thüre mit dem Fuße auf.

Das war eine lange, lange große Stube, daß man darin hätte tanzen können, wenn nur nicht auf dem Fußboden alles voll gelegen hätte. Aber da lagen Stiefeln, Papiere, Kleider, umgeworfene Farbentöpfe, alles durcheinander; in der Mitte der Stube standen große Gerüste, wie man zum Birnenabnehmen braucht, ringsum an der Wand waren große Bilder angelehnt. Auf einem langen hölzernen Tische war eine Schüssel, worauf, neben einem Farbenklekse, Brod und Butter lag. Eine Flasche Wein stand daneben. (7. Kap., HKA V/1, S. 155 f.)

120 Dorothea v. Schlegel, Briefwechsel (Anm. 58), Bd. 2, S. 21 f., hier: S. 21 (Johannes Veit an seine Mutter in Wien, Rom 24.4.1811). – In beiden Regionalforschungsbeiträgen zu Eichendorff werden die Einflüsse der Brüder Veit hervorgehoben: Bianchi, Italien in Eichendorffs Dichtung (Anm. 27), S. 17; Puličar, Eichendorff und Wien (Anm. 51), S. 95–100, 288–289.

Auch das im ›Taugenichts‹ beschriebene Krippenbild ist nicht aus der Luft gegriffen:

Reisebericht

Von unserem Johann höre ich viel Gutes in Hinsicht seiner Malerei. Es ist ein gewisser Maler Columbo hier aus Rom, der von seiner Anbetung der Hirten mit vielem Lobe spricht, die er dort angefangen hat.[121]

›*Aus dem Leben eines Taugenichts*‹

Der Maler aber hatte unterdeß das hölzerne Gerüst, worauf ein sehr großes Papier aufgespannt war, näher an das Fenster herangerückt. Auf dem Papiere war bloß mit großen schwarzen Strichen eine alte Hütte gar künstlich abgezeichnet. Darin saß die heilige Jungfrau mit einem überaus schönen, freudigen und doch recht wehmüthigen Gesichte. Zu ihren Füßen auf einem Nestlein von Stroh lag das Jesuskind, sehr freundlich, aber mit großen ernsthaften Augen. Draußen auf der Schwelle der offnen Hütte aber knieten zwei Hirten-Knaben mit Stab und Tasche. – »*Siehst Du,*« *sagte der Maler,* »*dem einen Hirtenknaben da will ich Deinen Kopf aufsetzen, so kommt Dein Gesicht doch auch etwas unter die Leute,* […].« (7. Kap., HKA V/1, S. 156 f.)

121 Dorothea v. Schlegel, Briefwechsel (Anm. 58), Bd. 2, S. 117–120, hier: S. 119 (Philipp Veit an seinen Vater in Berlin, Wien 20.12.1812).

Philipp Veit selbst war 1812 mit einem Porträt der Gräfin Julie Zichy zu Zich und Vásonykeő, geb. Gräfin Festetics von Tolna beschäftigt:

Reisebericht

Es beherrscht mich seit einiger Zeit ein so böser Stern; dass ich selbst eine ganz kleine unbedeutende Zeichnung in Wasserfarben kaum zu Stande gebracht habe: zwei Kinder der Gräfin Zichy; doch ist sie nun fertig und ich fange nächstens das Porträt ihrer Mutter an, einer der schönsten Frauen auf der Erde.[122]

›Aus dem Leben eines Taugenichts‹

»Eine junge Gräfin aus Deutschland?« rief ich voller Entzücken aus, »ist der Portier mit?« – »Ja das weiß ich alles nicht,« erwiederte der Maler, »ich sah sie nur einigemal bei einer Freundin von ihr, die aber auch nicht in der Stadt wohnt. – Kennst Du die?« fuhr er fort, indem er in einem Winkel plötzlich eine Leinwanddecke von einem großen Bilde in die Höhe hob. Da war mir's doch nicht anders, als wenn man in einer finstern Stube die Lade aufmacht und einem die Morgensonne auf einmal über die Augen blitzt, es war – die schöne gnädige Frau! – sie stand in einem schwarzen Sammt-Kleide im Garten, und hob mit der einen Hand den Schleier vom Gesicht und sah still und freundlich in eine weite prächtige Gegend hinaus. (7. Kap., HKA V/1, S. 158)

122 Ebd. – Bianchis früher Hinweis auf Philipp Veits Porträt der Gräfin Zichy als Vorbild des Porträts der ›schönen Frau‹ (Italien in Eichendorffs Dichtung [Anm. 27], S. 91 f.) ist in der Forschung nicht tradiert worden. – Das Bild bzw. seine Neuauflage wurde erst im Juli 1815 fertig (Dorothea Schlegel an Julie Gräfin Zichy, Wien, 9. Juni 1815, Briefwechsel [Anm. 58] Bd. 2, S. 309). Am 19. August 1815 reiste Philipp Veit dann selber nach Rom ab, wo er nach einen siebenwöchigen Aufenthalt in Florenz Ende November ankommt und sich mit seinem Bruder die Wohnung im Palazzo Guerniero, Via Porta Pinciana 37, teilt (ebd., S. 315–329). Von Klinkowström ist eine Bildbeschreibung des verschollenen Ölgemäldes überliefert, deren Details mit Eichendorffs Angaben übereinstimmen: »Die Gräfin ist auf dem Bilde, fast in Lebensgröße, über die Hälfte der Gestalt sichtbar, dargestellt; sie trägt ein anliegendes Kleid von schwarzem Sammet mit einem Spitzenkragen […]« (F.A. von Klinkowström, Bildniß-Mahlerey. Bei Gelegenheit eines Bildnisses der Frau Gräfin Julie v. Zichy, gemalt von Philipp Veit, in: Friedensblätter, Nr. 90 vom 29. Juli 1815, S. 359). Vgl. auch Suhr, Philipp Veit (Anm. 65), S. 21, 51, 260 f., und Feilchenfeldt, Eichendorffs Freundschaft mit Benjamin Mendelssohn und Philipp Veit (Anm. 63), S. 92.

Rom wird für ihn mehr und mehr zum Ort einer großen Enttäuschung.[123] Bevor er zu dem Schluss kommt, »dem falschen Italien mit seinen verrückten Malern, Pomeranzen und Kammerjungfern auf ewig den Rücken zu kehren« (HKA V/1, S. 173), verirrt er sich beim Versuch, den Garten, in den er bei seiner nächtlichen Ankunft durch das welsche Lied gelockt wurde, und den Platz mit dem Springbrunnen wiederzufinden. Auch von diesem, den Orientierungssinn verwirrenden Unterschied zwischen Rom bei Nacht und Rom bei Tag ist in den Reiseberichten die Rede:

Reisebericht	*›Aus dem Leben eines Taugenichts‹*
[…] am anderen Morgen erschien mir die ganze Wanderung mit ihren [sic] wundervollen Mondscheinwelt, wie ein Traum; auch erkannte ich sie am Tage kaum wieder[124]	Ich lief mit großer Eilfertigkeit durch die Stadt, um mich sogleich wieder in dem Gartenhause zu melden, wo die schöne Frau gestern Abend gesungen hatte. Auf den Straßen war unterdeß alles lebendig geworden, Herren und Damen zogen im Sonnenschein und neigten sich und grüßten bunt durcheinander, prächtige Karossen rasselten dazwischen, und von allen Thürmen läutete es zur Messe, daß die Klänge über dem Gewühle wunderbar in der klaren Luft durcheinander hallten. Ich war wie betrunken von Freude und von dem Rumor, und rannte in meiner Fröhlichkeit immer

123 Diese Diagnose des Taugenichts ist der Ausgangspunkt für rom- und romantikkritische Ansätze: Schneider/Hasler, Die Kunst in Rom (Anm. 29), S. 49; Nygaard, Eichendorff's ›Aus dem Leben eines Taugenichts‹ (Anm. 94); Lukas Bauer, Auch ich in Arkadien? The allure of Italy for the German traveller in Goethe's ›Italienische Reise‹, Eichendorff's ›Aus dem Leben eines Taugenichts‹ und Heine's ›Reise von München nach Genua‹, in: Publications of the English Goethe Society 81 (2012), S. 178–194. – Der politische Hintergrund: das von 1809 bis 1814 infolge der napoleonischen Politik papstlose Rom in einem von 1808 bis 1815 annektierten Kirchenstaat, wurde bislang nicht beachtet. Auch Essenberg geht bis in die 30er Jahre von einer »deutsch-italienischen Symbiose« aus und bezeichnet Rom im ›Taugenichts‹ als »Sehnsuchtskomplex« oder mit Seidlin als »Symbol des himmlischen Jerusalems« (Essenberg, Romantik im Spannungsfeld [Anm. 6], S. 446, 593).

124 von der Hagen, Briefe in die Heimat (Anm. 105), Bd. 2, 1818, S. 273.

grade fort, bis ich zuletzt gar nicht mehr wußte, wo ich stand. *Es war wie verzaubert, als wäre der stille Platz mit dem Brunnen, und der Garten, und das Haus bloß ein Traum gewesen, und beim hellen Tageslicht alles wieder von der Erde verschwunden.*

Fragen konnte ich nicht, denn ich wußte den Namen des Platzes nicht. (8. Kap., HKA V/1, S. 159 f.)

Die wegen der verifizierbaren Angaben in der Forschung prominent angeführte Tableau vivant-Szene dürfte Eichendorff gedanklich in den ebenfalls im Stadtnorden gelegenen Gärten der Villa Borghese angesiedelt haben. Deren Beschreibung wird in kaum einer Reisebeschreibung ausgelassen.

Reisebericht

Kein Spaziergang in Rom liegt mir so nahe, keiner ist für mich solcher Reize voll, als die herrliche Villa Borghese. Wenn man zur Porta del Popolo hinaustritt, biegt man rechts um die Ecke, geht unter dem hängenden Mauerstück fort, und befindet sich in wenigen Minuten vor dem Eingang der gastfreien Villa. Sie erstreckt sich über einen Theil des Monte Pincio hin, weshalb sie auch Pinciana genannt wird, gewährt von ihren Höhen eine prächtige Aussicht über Rom und den Vatican und enthält in ihrem ungeheuren Bezirk Wälder, Triften, Seen, köstliche Gartenanlagen nebst Gegenständen der Kunst von unschätzbarem Werthe. […][125]

›Aus dem Leben eines Taugenichts‹

Nachdem wir draußen vor der Stadt auf schmalen steinigten Fußsteigen lange zwischen Landhäusern und Weingärten hinaufgestiegen waren, kamen wir an einen kleinen hochgelegenen Garten (8. Kap., HKA V/1, S. 161)

125 Friedländer, Ansichten von Italien (Anm. 70), Zweiter Theil, S. 73. Bei Keyssler findet sich eine präzisere Angabe der Entfernung: Villa Borghese. »Es lieget solches eine Viertelstunde von der Stadt vor der *Porta Pinciana*, ist ganz mit

Madame de Staels Notizen machen das Lokal auch als Vorlage für »Das Marmorbild« wahrscheinlich:

> Oswald und Corinna endigten ihre Wanderungen um Rom mit der Villa Borghese, demjenigen aller römischen Gärten und Palläste, wo die Herrlichkeit der Natur und der Kunst mit dem meisten Sinn und Glanz versammelt ist. Man sieht Bäume von aller Art da, und herrliche Wasserstücke. Eine bewundernswürdige Sammlung von Statuen, Vasen und alten Sarkophagen vereinigt sich hier mit der jugendlichen Frische der südlichen Natur. Die Mythologie der Alten erscheint hier in vollem Leben. Die Najaden ruhen am Ufer der Gewässer, die Nymphen in Hainen, die ihrer würdig sind, die Gräber unter elysischen Schatten, die Statue des Aesculap zeigt sich mitten auf einer Insel und die der Venus scheint eben aus den Wogen zu steigen. [...] Die reine Sinnlichkeit verschmilzt hier mit dem geistigen Vergnügen und gewährt die Ahnung eines vollkommenen Glücks; [...].[126]

»meine Gräfin meinte es so gut mit Dir« – Wilhelm von Eichendorffs Briefe aus Trient und Lienz

Im ›Taugenichts‹ folgen auf derartige Ahnungen herbe Überraschungen, zu deren Pointen Wilhelm von Eichendorffs Briefe von 1814 Erhebliches beigetragen haben dürften. In einem ausführlichen Schreiben vom 6. März 1814 setzt er seine Eltern zunächst über seine Feldzugserlebnisse und seine berufliche Situation in Kenntnis:[127] Wie Adam Müller war Wilhelm von Eichendorff in den Dienst des Oberlandeskommissärs von Tirol, Anton Leopold von Roschmann, getreten und ab

Mauern umgeben, die fünf Italienische Meilen im Umfange haben, und kostet jährlich 4000 Scudi zu unterhalten. Der Garten hat etliche und zwanzig Abtheilungen« (Keyßler, Neueste Reisen [Anm. 110], Bd. 2, 1. Abth.: Drey und fünfzigstes Schreiben: Von den Lusthäusern und Gärten in und nahe an der Stadt Rom, S. 112–147, hier: S. 118).

126 de Stael, Corinna (Anm. 111), Erster Theil, Fünftes Buch, Die Gräber, Kirchen und Palläste, S. 275 f.

127 Vgl. Wilhelm von Eichendorff an seine Eltern, 6.3.1814 (HKA[1] XIII, S. 243–253); Joseph von Eichendorff an Otto Heinrich Graf von Loeben, 8.4.1814 (HKA XII, S. 27–34, hier: S. 33).

November 1813 zunächst als Kurier zwischen dem Armeehofkommissär Baldacci und dem der österreichischen Armee folgenden Hoflager eingesetzt worden. In dieser Funktion hatte er am letzten und siegreichen Koalitionsfeldzug gegen Napoleon teilgenommen, bevor er am 21. Februar 1814 in das seit Oktober 1813 wieder österreichische Trient zurückkehrte. Dort erlebte er im Juni 1814 die Feier anlässlich der Wiedervereinigung des aufgrund der napoleonischen Politik zwischenzeitlich unter wechselnde bayerische und italienische Herrschaft geratenen Tirols mit dem österreichischen Vielvölkerstaat. Ab dem 9. Juli 1814 war Wilhelm von Eichendorff in Lienz stationiert, ab 9. April 1815 als k.k. Gubernialkonzipist in Innsbruck tätig.[128]

Sein Trienter Privatleben breitet er in Briefen an seinen Bruder vom 8. und 9. April sowie vom 8. und 9. Juli 1814 (HKA[1] XIII, S. 14–19 und S. 25–53) aus.

In seinem Bericht vom 8. und 9. April 1814 resümiert Wilhelm von Eichendorff zunächst generell eine auffällig erotische Atmosphäre in Trient:

> Hier in Trient ist es anders. Auf jeden Fall ergötzt einem die neue Bekanntschaft mit dem italienischen Himmel, und mit dem italienischen Character. Seit dem 20[t] März stehen alle Fenster auf, man geht wegen der Hitze schon Abends spatzieren, u seit dem 28[t] März sind schon Schwalben da. Die Waßerfälle rauschen auf beyden Seiten

128 Philipp Veits Reisebegleiter Friedländer (Ansichten von Italien [Anm. 70], Erster Theil, S. 47, 55 f.) erwähnt einen Zwischenstopp bei Wilhelm von Eichendorff in Innsbruck im August 1815: »Philipp hat hier einen Freund wiedergefunden, den Baron v. E., dessen Gesellschaft unsere Tage hier zu den heitersten und schönsten macht, die wir jemals genossen […]. Er wohnt unmittelbar am Inn, den höchsten Bergmassen gegenüber […]. Gern sehe ich dort hinan, indeß E. seine schönen Romanzen zur Guitarre singt, vom geheimnißvollen Rauschen des Flusses begleitet. Da umweht einen der Geist des Friedens, aber auch der starke Geist des Landes, und flüstert Wunderdinge und ernste Lieder ins Ohr. […] Heute haben wir hier den letzten Abend zugebracht, denn morgen in aller Frühe brechen wir gen Italien auf. Und denke nur mit einem leibhaftigen Vetturino! […] Philipp hat gleich in seinem Gesichte, das sich durch eine plattgedrückte Nase auszeichnet, eine wirklich auffallende Aehnlichkeit mit Michael Angelo bemerkt. […] In vier Tagen sollen wir in Verona seyn.« Die Zeugnisse über Wilhelms weiteren Lebensweg hat Günter Schiwy ausgewertet: Günther Schiwy, Eichendorff. Der Dichter in seiner Zeit, München 2000, S. 382–390.

> der Stadt von dem Gebirge herab. Dabey ist ein herrlicher Schlag von Menschen hier; das heißt weiblichen Geschlechts. Man sieht so schöne Gesichter wie sonst nirgends in Deutschland, und diese Schönheiten sind neugieriger oder wenn man will lüsterner als sie nur je Goethe in seinen Episteln schildert. Sie verfolgen einen mit feurigen Blicken hinter den Jalousien heraus, und sehen sich wohl 10 mahl nach einem um. Dabey gehn sie doch viel in die Kirche u beten fleißig. und so thun nicht allein Mädchen der niedrigen Classe, sondern Gräfinnen. (HKA[1] XIII, S. 14–19, hier: S. 18)

Im nächsten Schreiben geht er in diesbezügliche Details, indem er von den Nachstellungen, die er durch eine älteren Gräfin T. erfährt, seinem eigenen Schwanken zwischen der Zuneigung zu einer verheirateten Gräfin P. und einer jungen Gräfin S., schließlich seiner zunehmend gefühlten Liebe zu letzterer und der berufsbedingten schmerzvollen Trennung von ihr erzählt. Damit liefert er seinem Bruder nicht nur eine biographische Folie für die Avancen der römischen Gräfin im ›Taugenichts‹ (HKA V/1, S. 172), sondern reflektiert selbst bereits deren Literarisierung (»da ich einmal in diesem Thema bin, schiebe ich noch eine andere Geschichte dieser Art ein, weil ich vermute, daß sie sich, geschrieben, interessant ausnehmen wird«):

> […] Ich weiß nicht, wie es kömmt, aber es sind ohngefähr 14 Tage her, daß ich auf eine gewisse Baroneß T. Eindruck gemacht habe. Sie ist eine Frau von gesetztem Alter, aber noch sehr schön und so feurig, wie man nur eine Italienerin sehn kann. […] Sie machte eine kleine Reise in die Gegend von Verona, und ich benutzte diese Zeit, mich völlig zu entfernen. Sie kam zurück; ich aber nicht mehr zu ihr. Sie schickte endlich einen Bedienten zu mir und ließ mir sagen, sie hätte etwas Wichtiges mit mir zu sprechen. Jetzt mußte ich gehen.
>
> Ich kam zu ihr. Sie saß herrlich geputzt am Rahmen und stickte. Die ganze wichtige Mitteilung bestand darin, daß sie auf den andern Tag mit den Müllerschen einen Spaziergang in einen nahegelegenen Garten auf dem Gebirge verabredet habe, und daß ich mit dazu eingeladen sei. Zum Glück war ein Hauptmann von den Jägern bei ihr; seine Gegenwart gewährte mir so viel Schutz, […]
>
> Was ich befürchtet hatte, geschah; ich mußte die Baroneß nach Haus führen, wenn ich nicht allen guten Ton verleugnen wollte. Was sie mir alles gesagt, und was ich ihr hinwiederum repliziert habe,

> kann ich nicht wiederholen, denn es geht über alle menschliche Geduld, aber das weiß ich, daß ich von allen dem Drehen und Winden, um ihr zu entgehen, und von all dem Schwall nichtssagender Perioden und aberwitziger Floskeln völlig ausgeplündert und so nüchtern wie ein ausgeschütterter Sack nach Hause kam.
>
> Und hiemit mag die Geschichte ein Ende haben. Ich weiß selbst nicht, ob sie Dich unterhalten hat, denn ich sehe soeben, daß sie fast 4 Seiten lang und doch ohne die gewünschte Pointe ist. (HKA[1] XIII, S. 25–53, hier: S. 30, 31, 33)

Auch für die Intervention angesichts eines sich anbahnenden Nebenbuhlerkonflikts in der Beziehung des Grafen Leonhard zu Flora (HKA V/1, S. 193) findet sich in Wilhelms Geschichten mit der Entfernung der umworbenen Person eine Idee:

> […] Die junge Gräfinn Sr. Deren ich eben – es sind leider mehrere Wochen her – nur flüchtig erwähnte; ist die Tochter unseres Hauswirths. Als ich von Chaumont zurück kam hatte sie mit einem unserer Landes Commissaire eine Liebschaft. Er verfolgte sie auf allen Wegen, […]
>
> Ihre Aeltern bemerkten endlich diese handgreifliche Liebschaft, und schickten sie um die ganze Sache abzubrechen, auf ein Schloß am Garda See. […] (HKA[1] XIII, S. 34, 35)

Vor allem scheint die Emotionalität des Taugenichts auf Wilhelms Liebesleid-Erfahrungen mit der jungen Gräfin Sardagna zu rekurrieren:

> Unterdeß hatte ich täglich einen neuen Beweis der Zuneigung von unserm schönen Mädchen […]. Zum erstenmahl in meinem Leben fühlte ich das ganze Gewicht einer unschuldigen Seele, zum erstenmahl die Möglichkeit Treu zu seyn bis zum Tode […].
>
> Ich wußte nicht was ich thun was ich sagen sollte, mir war so überirdisch wohl wie dem Bräutigam in der Gräfinn Dolores, der halbschlaftrunken das zaubrische Lied singt. […]
>
> Ich lag noch im Bett am andern Morgen, als ich mein Liebchen schon sehr früh an meinem Fenster vorüberrauschen hörte. […]
>
> […] Aber es war alles still im Hause. Es wurden keine Blumen gebunden, es wurde nicht gesungen nicht gesprochen; selbst das Kammermädchen schien ernsthafter als gewöhnlich. Ich wurde noch gespannter, und ängstlicher. Gegen Abend endlich sah ich sie über die

Gallerie gehn. Sie war blaß und sehr traurig. Ich stürtzte herab zu ihr und fragte sie, was ihr fehle. Sie gestand mir daß ihr die Mutter sehr scharfe Verweise über ihr unbesonnenes Betragen gegen mich gegeben habe. Wir mußten uns schnell trennen, und ich fühlte meinen ganzen Stolz über die Vorwürfe der Mutter empört. Warum soll mich ihre Tochter. nicht lieben dachte ich, bin ich nicht eben so gut und vielleicht beßer von Adel als ein italienischer Comte. […]

[…] ich entsprang, und die S setzte sich zur Arbeit. Ich aber lief gleich nachher heraus um frische Luft zu schöpfen, mein ganzes Herz war voll; ich irrte durch einige Straßen zerrißen von den wehmüthigsten Empfindungen,

[…] Sie sieht nicht nach mir, sondern springt schnell die Treppen herauf, und nun ruft sie mich heraus, fällt mir mit Freudenträhnen um den Hals, und sagt, ihre Mutter habe ihr erlaubt mir diese{n} Blumenstrauß zu schenken. Nun war alles wieder vergeßen, aller Gram verweht, wie die Schwüle nach einem kühlen Gewitter.

[…] Abends um halb 9 Uhr kam endlich der Kreishauptmann heraus und übergab mir und dem Schwager des Landeschefs 2 Decrete, worin wir beyde als k.k. Beamten ernannt, zur Beeidigung vorgeladen, und – nach Lienz angewiesen wurden. Das war wirklich um sich das Leben zu nehmen. […] Ich öffnete alle Türen und schritt mit der Gitarre singend durch die Zimmer. Ich sang aus reiner Seelenangst, um nur zu vergessen, daß ich übermorgen abgehn sollte.

[…]

Ich teilte ihre dunkelbraunen Locken und küßte sie auf die Stirn. […] (HKA[1] XIII, S. 37, 39, 40, 42, 44, 45, 47)

Nach ihrer Lektüre liegt auf der Hand, dass diese Briefe nicht nur die gesamten amourösen Verwicklungen des Plots vorzeichnen, also die Avancen älterer Gräfinnen, die Beziehung des Grafen Leonhards zu Flora, die Verwechslungsszene im römischen Garten, sondern auch für die Gestaltung der schwankenden Emotionalität des Taugenichts Impulse geliefert haben.

Schlüsse

Die Erforschung der Referentialität romantischer Texte führt nicht automatisch in die Niederung platter Dinglichkeit, sondern trägt sehr dazu bei, die Spannung zwischen Text und Welt auszuloten.[129] So förderte die Ausleuchtung der historischen Textebene eine Vielzahl deutlicher bio- und kartographischer Referenzen zu Tage, die im ›Taugenichts‹ pointierte Antworten auf persönliche sowie historisch-politische Problemstellungen sowie ästhetische Programme erkennbar machen und zur Präzisierung der Rede von der Vagheit der Orts- und Zeitangaben anregen. Die regionalen Angaben und generisch erscheinenden Landschaftsbilder in diesem Text, so ist zu folgern, sind das Ergebnis eines wohl bewussten Verzichts auf historische Herrschaftsansprüche und damit verbundene Grenzverläufe. Die je konkreten Wege und Plätze und ihre lebensweltlichen Assoziationen waren den zeitgenössischen Leserinnen und Lesern dennoch präsent.

Somit kann man die Topographie der ersten Kapitel des ›Taugenichts‹ mit Fug als Dedikation an Eichendorffs Studienzeit in Wien bezeichnen. Unter Berücksichtigung der in dieser Topographie wirksamen Bekanntschaften Eichendorffs und ihrer Publikationen erscheinen die Donaugegend und Wien mit Umgebung klar als Erinnerungsorte mit unmissverständlichen politischen Konnotationen. Die wenigen Wegmarken, die der Text im Rahmen der Alpenpassage parat hält, lassen nur den Schluss auf die damalige Postkutschenroute von Wien über Bruck an der Mur, Klagenfurt, Villach und durch das Pustertal nach Brixen, Trient und Verona zu. Damit führt Eichendorff seine Figur durch den Wirkungskreis seines Bruders Wilhelm, dessen Berichte vom Leben in Trient denn auch die Liebesgeschichten des Taugenichts grundieren.

Da sich Eichendorff zudem die Reisestationen südlich von Baden bei Wien sekundär erschlossen hat, ist die aus den Kommentaren bekannte

129 Andrea Albrecht, Christian Benne, Kirk Wetters, Editorial, in: Athenäum. Jahrbuch der Friedrich Schlegel-Gesellschaft 28 (2018), Paderborn, S. 1–6. Hierzu Dirk von Petersdorff, Dinge finden – Romantik und Realität. Vortrag im Rahmen der Tagung zur Frühromantik, Kopenhagen 27.–29. Juni 2019, hrsg. von FSU Jena, DFG-Graduiertenkolleg »Modell Romantik«, 21. November 2019 (http://www.gestern-romantik-heute.uni-jena.de/index.php/de/wissenschaft/wissenschaftliche-impulse).

Liste intertextueller und -medialer Anspielungen, die dem unbelesenen ›Taugenichts‹ ein literarisches und museales Schloss bauen, durch Geschichts- und Staatstheorien sowie Reiseberichte halbdokumentarischen Charakters deutlich gewachsen.

Nicht nur, dass Eichendorff als »letzter Romantiker« ein literarhistorischer Grenzgänger war, erhellt aus der Freilegung realitätsnaher Textschichten. Die gleichzeitigen Einblicke in seine ausgefeilte Technik des Entfernens, Weglassens und Anspielens tragen Einiges zum Verständnis der Gesamtkonstruktion dieses romantischen Textes bei, an dessen Ende »alles gut« zu sein scheint.

Katja Kaluga

Hofmannsthals Lustspiel ›Der Schwierige‹

Innenansichten der Erstaufführung in den Kammerspielen des Deutschen Theaters zu Berlin

Im Freien Deutschen Hochstift wurde seit 1968 kontinuierlich zu Werk und Leben des österreichischen Dichters Hugo von Hofmannsthal gesammelt und gearbeitet. Vornehmlicher Zweck dieser Sammlungstätigkeit war die Sicherung des dichterischen Nachlasses, der die Materialbasis für die Kritische Ausgabe Sämtlicher Werke Hofmannsthals bildet, die mit dem letzten Band XXXV Anfang 2022 abgeschlossen werden konnte.[1] Die Ausgabe widmet sich in erster Linie der Werkgenese und bezieht deshalb sämtliche bekannten bzw. erreichbaren Handschriften und zu Lebzeiten erschienenen Drucke der Werke ein. Ein Thema, das weniger die Kritische Ausgabe als die allgemeine Forschung zu Hofmannsthal beschäftigt, ist die Qualität der Aufführungen seiner Stücke auf der Bühne – ein schon aufgrund der problematischen Material- und Quellenlage zu historischen Aufführungen schwer zu greifender Gegenstand. Auskunft über das Spiel auf der Bühne vor der Dokumentation durch den Film geben allenfalls Rollenbilder (zumeist gestellt, jedenfalls bis in die Mitte der 1920er Jahre), Zeichnungen zu Bühnenbild und Bühnenkostüm, Beschreibungen von Zuschauern und Regiebücher. Im Falle der Dramen und Lustspiele Hofmannsthals sind Regiebücher ausgesprochene Raritäten. Deshalb ist es umso erfreulicher, dass im Herbst 2020 aus dem Berliner Auktionshaus Nosbüsch & Stucke ein dem Regiebuch immerhin verwandtes Inspizientenbuch zur Berliner Erstaufführung von Hofmannsthals Lustspiel ›Der Schwierige‹ erworben werden konnte.[2] ›Der Schwierige‹ ist eine im Wiener Hochadel

1 Hugo von Hofmannsthal, Sämtliche Werke. Kritische Ausgabe, veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift, hrsg. von Rudolf Hirsch, Anne Bohnenkamp, Mathias Mayer, Christoph Perels, Edward Reichel, Heinz Rölleke, 42 Bde., Frankfurt am Main 1975–2022 (zitiert als *SW*).

2 FDH Hs–31384.

DOI https://doi.org/10.46500/83535279-006

kurz vor Kriegsende spielende ernste Gesellschaftskomödie, die bis heute verhältnismäßig bekannt ist und zu denjenigen Stücken Hofmannsthal zählt, die einen echten Bühnenerfolg hatten.

Über die Aufführungsserie des ›Schwierigen‹, die durch das angekaufte Inspizientenbuch dokumentiert ist, war bislang nur wenig bekannt. Der entsprechende Band der Kritischen Ausgabe (SW XII) bietet lediglich die knappe Erinnerung des jungen Regisseurs Bernhard Reich, der die Inszenierung an den Berliner Kammerspielen erarbeitet hatte – die Kammerspiele gehörten zu Max Reinhardts Bühnenimperium – und eine Schilderung Reinhardts von Hofmannsthals unglücklicher Reaktion nach dem Premierenabend am 30. November 1921.[3] Leider setzte sich das Stück in Berlin nicht durch. Erst nach Hofmannsthals Tod, als Reinhardt in Berlin den ›Schwierigen‹ zum Gedenken an den Verstorbenen neuerlich ansetzte, errang er mit seiner eigenen, 1924 für das Theater in der Josefstadt erarbeiteten Inszenierung eine echte Erfolgsserie mit über 100 Aufführungen (Bühnenbild: Oskar Strnad).[4]

Doch auch wenn das vorliegende Inspizientenbuch nicht aus der Feder Reinhardts stammt und somit nicht die Sicht des großen Regisseurs auf das Lustspiel greifbar macht, so können dem dicht mit theaterpraktischen Eintragungen versehenen Buch vielerlei Einzelheiten über die Aufführung entnommen werden – von Kürzungen im Text, den sogenannten Strichen, die das Tempo der Aufführung bestimmen, über Re-

3 Bernhard Reich (geb. Olmütz/Olomouc 1892, gest. in Lettland 1972), Im Wettlauf mit der Zeit. Erinnerungen aus fünf Jahrzehnten deutscher Theatergeschichte, Berlin 1970. Vgl. die Zeugnisse in SW XII. Dramen 10. Der Schwierige, hrsg. von Martin Stern in Zusammenarbeit mit Ingeborg Haase und Roland Haltmeier, 1993, S. 495–539. Reichs Erinnerung s. ebd., S. 538 f., Hofmannsthals Reaktion ebd., S. 535.

4 Zeitraum und Anzahl der Aufführungen, Namen des Regieteam und der Darsteller verzeichnet Heinrich Huesmann, Welttheater Reinhardt. Bauten, Spielstätten, Inszenierungen, München 1983 (im folgenden zitiert als *Huesmann*). Vgl. Nr. 1281: Kammerspiele des Deutschen Theaters, Regie Bernhard Reich, 9 Aufführungen, 30. November 1921 bis 28. Dezember 1921; Nr. 1462: Theater in der Josefstadt, Regie Max Reinhardt (so alle weiteren Wiederaufnahmen bzw. Neueinstudierungen), 24 Aufführungen, 16. April 1924 bis 1. Februar 1925; Nr. 2089: Komödie (Berlin), 94 Aufführungen, 18. September 1930 bis 18. Dezember 1930; Nr. 2107: Deutsches Theater (Berlin), 8 Aufführungen, 25. Dezember 1930 bis 8. Februar 1931; Nr. 2137: Salzburger Festspiele, Stadttheater, 4 Aufführungen, 2. bis 23. August 1931.

gieanweisungen, welche von Hofmannsthals eigenen (im Stück gedruckten) Anweisungen durchaus abweichen bis hin zu Angaben über Bühneneffekte. Diese Eintragungen ermöglichen immerhin vorsichtige Schlüsse über den Stil der Aufführung insgesamt, auch wenn sie keine Erklärung dafür liefern können, weshalb sich die Inszenierung nicht auf dem Spielplan behaupten konnte.

Vielleicht lag es unter anderem daran, dass das Stück zur falschen Zeit am falschen Ort aufgeführt wurde, denn die gleichzeitige Münchener Uraufführung hatte einen wesentlich größeren Erfolg. Grundsätzlich war Hofmannsthal mit Berlin als dem Ort der Uraufführung seines wienerischen Lustspiels unglücklich. Er hatte jedoch keine andere Wahl, denn er hatte Reinhardt das Stück angeboten und hatte dann nicht bekommen, was er wünschte, nämlich das Wiener Burgtheater. Der Burgtheaterdirektor Anton Wildgans lehnte die Uraufführung des ›Schwierigen‹ im Rahmen eines Reinhardt-Gastspiels strikt ab.[5] Dass Reinhardt jedoch auch nicht Regie führen sollte, ergab sich erst später.

Reinhardt hatte sich Anfang 1920 aus persönlichen und politischen Gründen aus Berlin zurückgezogen, von seinen Theaterunternehmen weitgehend gelöst und die Geschäftsführung seinem langjährigen Regisseur und Dramaturgen Felix Hollaender übertragen. Reinhardt reiste viel, nahm auswärtige Engagements an und wo er im Herbst 1921 sein würde, war völlig unklar, wie Hofmannsthal einsah. Im Sommer 1921 unterbreitete er Reinhardts Mitarbeiter, dem Dramaturgen Arthur Kahane, Vorschläge für die Besetzung: Für die Figur des Hans Carl Bühl favorisierte er den Reinhardt-Star Alexander Moissi und für Crescence, die Schwester Hans Karls, Moissis Gattin Johanna Terwin. Bei Fragen wie diesen redete Hofmannsthal grundsätzlich gerne mit, wie er sich auch sonst meistens für die Proben zu seinen Stücken interessierte.[6] Doch diesmal war er von den Entwicklungen enttäuscht: Wie sollte ein Stück, das in der sogenannten ersten Wiener Gesellschaft spielte und völlig vom Stil, vom Dialekt und den eigentümlichen Umgangsformen dieser sozialen Gruppe lebte und ein für diese Besonderheiten auf-

5 SW XII, S. 499–505. Vgl. die Darstellung bei Huesmann, S. 50–52.

6 Hofmannsthal an Arthur Kahane, 11. Juni 1921, SW XII, S. 508 f. Vgl. etwa die Briefe Hofmannsthals an Richard Metzl vom 18. Januar 1921 und vom 30. Januar 1921, ebd., S. 499–502. Zur Verhandlung mit Moissi vgl. den Brief vom 4. April 1921, ebd., S. 505.

nahmefähiges Publikum benötigte, an einer reichsdeutschen Bühne inszeniert werden? Besorgt nannte er Kahane weitere Darsteller, z.T. mit österreichischem Hintergrund, und zwar als Helene Altenwyl: Helene Thimig, als Stani: Hermann Thimig und als Antoinette Hechingen: Mady Christians. Als Regisseur schlug er den Österreicher Bernhard Reich vor, der in Wien erste Regieerfahrungen gesammelt hatte.[7]

Reich hatte im Januar 1921 den ›Abenteurer und die Sängerin‹ – auf Hofmannsthals Wunsch in der langen zweiaktigen Fassung – sowie einige Szenen aus dem ›Florindo‹ inszeniert und dabei so viel Theatersinn bewiesen, dass Hofmannsthal ihm diese neue Regiearbeit immerhin zutraute.[8] An Kahane schrieb er: »Es braucht doch einen Menschen, der den Rhythmus davon fühlt, die Atmosphäre kennt – also keinen Norddeutschen, keinen Expressionisten und sonstigen farceur, deren es jetzt in Massen gibt. Kann Reich das machen? Hat er Intelligenz genug, sich in das ihm ganz fremde Sociale hineinzufinden?«[9] Reich stammte aus einer mährischen Kleinstadt, die Familie war später nach Wien gezogen, wo er Jura studiert hatte. Als Student hatte er in der Statisterie von Reinhardts Inszenierung von Hofmannsthals ›König Ödipus‹-Bearbeitung im Zirkus Renz mitgewirkt, hatte sämtliche ihm erreichbaren Reinhardt-Gastspiele gesehen und war durch den Stil des Burgtheaters (aus seiner Sicht im Schlechten) und den des Deutschen Volkstheaters im Guten geprägt. Dort hatte er auch als Regisseur angefangen. Er stand sozialistischem Gedankengut nahe und interessierte sich vornehmlich für das expressionistische Theater. Durch einen Zufall kam er im Mai 1920 ans Deutsche Theater. Auch wenn Reich als Bürgersohn die Wiener Adelsgesellschaft, so Hofmannsthal, kaum aus eigener Anschauung näher kennen durfte, so konnte er offenbar doch deren »Rhythmus« ermessen – diesen Schluss etwa muss Hofmannsthal aus seinen Eindrücken von dem ›Abenteurer‹-›Florindo‹-Doppelabend gezogen haben.[10]

In der Tat war Reinhardt zu Beginn der Probenphase, also im Oktober 1921, als Gastregisseur in Stockholm tätig und kehrte erst gegen

7 Vgl. Hofmannsthal an Arthur Kahane, 11. Juni 1921, SW XII, S. 508 f.
8 Vgl. Reich, Im Wettlauf mit der Zeit (Anm. 3), S. 86 f.
9 Hofmannsthal an Arthur Kahane, 11. Juni 1921, SW XII, S. 509.
10 Wie Anm. 8.

Ende November nach Berlin zurück.[11] Dennoch fühlte er sich dem Dichter unverändert verpflichtet und wurde über die Proben auf dem Laufenden gehalten. Am 10. Oktober telegrafierte er an Helene Thimig »vielfach beunruhigt«: »bitte unbedingt kahane wachzuruetteln probenteilnahme verantwortung vor hofmannsthal aufzuzwingen angemessene strichoeffnung besserbesetzung durchzusetzen«.[12] Der erfahrene Dramaturg und Regisseur sollte also für das Gelingen der Inszenierung insgesamt sorgen, sollte prüfen, in welchen Szenen Reich gekürzt hatte und diese Kürzungen gegebenenfalls zurücknehmen, also die »angemessene strichoeffnung« durchsetzen. Zudem sollte er für eine Besetzung mit besseren Darstellern sorgen (in der Tat weisen die Darstellernamen im gedruckten Personenverzeichnis des Stücks auf S. ⟨7⟩ einige Umbesetzungen auf, s. Abb. 2). Eine gewisse Ironie liegt darin, dass Hofmannsthal am 11. Juni Kahane gebeten hatte, das Stück durchzusehen, Fremdwörter zu tilgen und zu kürzen, wo er könne, »besonders im ersten Act – und besonders in der Neuhoffscene u. vor und nach ihr«.[13]

Kahane jedenfalls leistete Reinhardts Anweisung umgehend Folge und verfasste einen heute verlorenen Brief an Hofmannsthal, der Details über die Besetzung, zum Fortgang der Proben und vor allem die Bitte um eingehende Hinweise zum Bühnenbild enthalten haben muss, wie aus Hofmannsthals Antwort vom 14. Oktober zu schließen ist. Hofmannsthal unterstrich darin, wie wichtig ihm weiterhin die Besetzung der Crescence mit Terwin war, die 1920 im Salzburger ›Jedermann‹ die Rolle der Buhlschaft gespielt hatte.[14] Wäre alles nach seinen Wünschen verlaufen, so hätte – mit Moissi als Hans Carl – das Erfolgsduo des ›Jedermann‹ zwei Hauptrollen seiner nächsten Premiere kreiert. Im Personenverzeichnis des Inspizientenbuchs steht ihr Name dementsprechend bei der Crescence an erster Stelle, wurde dann aber durchgestrichen und durch den Namen der Schauspielerin Maria Reisenhofer ersetzt (s. Abb. 2). Was war geschehen? Die Proben gerieten

11 Vgl. Huesmann Nr. 2514.

12 Wienbibliothek, Nachlass Max Reinhardt, ZPH 989, Archivbox 3: Korrespondenzen von Max Reinhardt, 2.2.1.83: Telegramm an Helene Thimig, Stockholm, Eingangsstempel: Berlin W 10.10.21.

13 SW XII, S. 508.

14 SW XII, S. 511 f.

etwa um den 15. Oktober infolge der plötzlichen Abreise Terwins ins Stocken.[15] Offenbar war keine Zweitbesetzung vorgesehen, weshalb sich die Proben verzögerten und die Premiere des Stücks stillschweigend vom 8. November auf das Monatsende verschoben wurde, worüber man Hofmannsthal erst in letzter Sekunde informierte, wie sein Brief vom 7. November an seine Schwiegermutter Franziska Schlesinger erweist, in dem er noch von der Berliner Premiere am 8. November ausging. Empört berichtete er am 11. November Paul Zifferer von der Verschiebung.[16]

In den Wochen vor der Uraufführung betonte Hofmannsthal in mehreren Briefen, welch geringe Bedeutung diese Aufführung für ihn besitze und äußerte wiederholt, an den Proben und der Premiere nicht teilnehmen zu wollen. Dennoch fuhr er schließlich nach Berlin, um mit Reinhardt, der – zumindest für Reich unerwartet – angereist war, sein nächstes großes Projekt für Salzburg, die Aufführung des soeben weitgehend vollendeten ›Salzburger Großen Welttheaters‹, zu besprechen.[17] Hofmannsthal besuchte also die Premiere, und Reinhardt nahm an der Generalprobe teil – und griff auch an einer, wie sich Reich erinnert, entscheidenden Stelle ein (vgl. S. 233). Auch wenn die Theaterkritiken mäßig bis ablehnend ausfielen, Hofmannsthal nach der Premiere trauerte (am 8. Februar 1922 schrieb er allerdings an Paul Zifferer, er habe sich teils geärgert, teils gefreut) und das Stück kurz nach Weihnachten aus dem Spielplan verschwand, so war immerhin Felix Hollaender mit Bernhard Reichs Arbeit vollauf zufrieden. Er bezeichnete ihn gegenüber Helene Thimig als einen »glänzend extatischen Regisseur«, eine Äußerung, die sie in ihrem Brief vom 17. Januar 1922 an Reinhardt nicht weiter kommentiert.[18] Allerdings hatte sie kurz zuvor beklagt, Hollaender wage keine Experimente, er sei, wie als Ergebnis der neun Aufführungen des ›Schwierigen‹ festzuhalten sei, »so feige, daß er jetzt

15 Johanna Terwin traf am 18. Oktober 1921 in Stockholm ein, wie aus einem Telegramm Reinhardts an Thimig mit Berliner Eingangsstempel vom selben Tag hervorgeht (Wienbibliothek, Nachlass Max Reinhardt, ZPH 989, Archivbox 3: Korrespondenzen von Max Reinhardt, 2.2.1.87: Telegramm an Helene Thimig, Stockholm, Eingangsstempel Berlin W 18.10.1921).

16 SW XII, S. 516.

17 SW XII, S. 515 f.

18 Wienbibliothek Nachlass Max Reinhardt, ZPH 989, Archivbox 2: Briefe von Helene Thimig an Max Reinhardt, 2.1.1.10: Berlin, 17.1.1922.

in den Kammerspielen wieder so einen Franzosen bringen will und nichts wertvolles« – also auch nicht den ›Schwierigen‹, in dem sie ihre Rolle noch länger zu spielen hoffte.[19] Ob dieser intern bereits als abgesetzt galt? Thimig wusste davon jedenfalls noch nichts. Noch am 23. Januar referierte sie in ihrem Brief an Reinhardt ihr Schreiben an Hollaender, in dem sie um weitere Rollen bat, denn sie rechnete nur mit dem ›Schwierigen‹ und mit Strindbergs ›Traumspiel‹ in den kommenden vier Monaten.[20] Doch ein Hofmannsthal-Stück, das die Kammerspiele mit nur 360 Plätzen nicht regelmäßig füllte, war ein für die Kassen der Direktion Hollaender viel zu unsicheres Theaterexperiment.

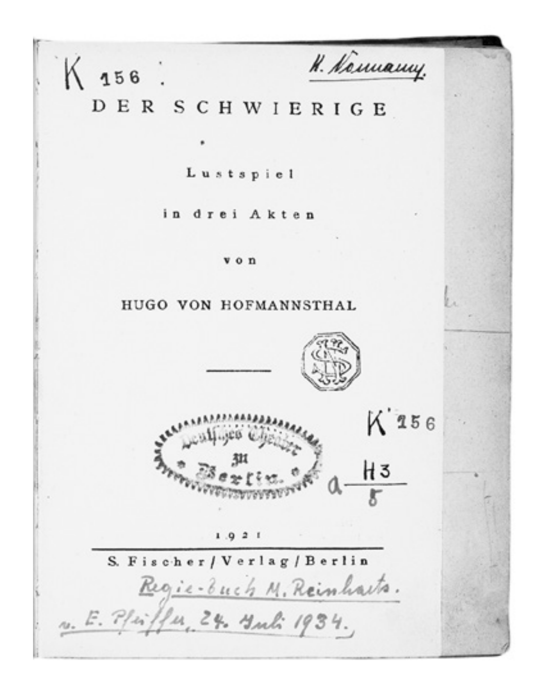
Zum Inspizientenbuch

Was ist ein Inspizientenbuch? An den Bühnen besteht die Praxis, den Text des gespielten Stückes, häufig ein bereits gedrucktes Buch oder jedenfalls ein Typoskript, buchbinderisch zum Eigengebrauch umarbeiten zu lassen, indem der Buchblock aufgemacht und nach jedem bedruckten Blatt ein leeres Blatt eingefügt wird. So entsteht ein durchschossenes Exemplar, das mit handschriftlichen Anmerkungen zum Ablauf der Aufführung in erster Linie von den Regisseuren gefüllt wird, aber auch von der Inspizienz bzw. der Abendspielleitung oder den Souffleuren verwendet werden kann. Ein einziges Regiebuch kann Eintragungen zu mehreren Inszenierungen bzw. den Wiederaufnahmen oder Neueinstudierungen enthalten.[21]

19 Wienbibliothek, Nachlass Max Reinhardt, ZPH 989, Archivbox 2: Briefe von Helene Thimig an Max Reinhardt, 2.1.1.6: Berlin, 13.1.1922.

20 Wienbibliothek, Nachlass Max Reinhardt, ZPH 989, Archivbox 2: Briefe von Helene Thimig an Max Reinhardt, 2.1.1.15: Berlin, 23.1.1922.

21 An den Regiebüchern Max Reinhardts lässt sich eine solche Arbeitsweise gut nachvollziehen: Er verwendete zur Unterscheidung verschiedener Inszenierungen stets unterschiedliche Tintenfarben bzw. verschiedene Stifte und datierte seine Eintragungen mit dem jeweiligen Schreibgerät. Vgl. Regiebuch zu Hugo von Hofmannsthals Jedermann, Bd. 1: Faksimile, hrsg. vom Salzburger Festspielfonds. Zugeeignet von Don Juan Archiv Wien und Hans Ernst Weidinger; Bd. 2: Edition & Kommentare, hrsg. von Harald Gschwandtner, Evelyn Annuß, Edda Fuhrich, Norbert Christian Wolf für den Salzburger Festspielfonds, Wien 2020. Vgl. Edda Fuhrich, »Eine vollkommene Partitur«. Anmerkungen zu Max Reinhardts Regiebüchern, ebd., Bd. 1, S. 11–16.



DER SCHWIERIGE

Lustspiel

in drei Akten

von

HUGO VON HOFMANNSTHAL

1921

S. Fischer/Verlag/Berlin

Regie-buch M. Reinhardts.

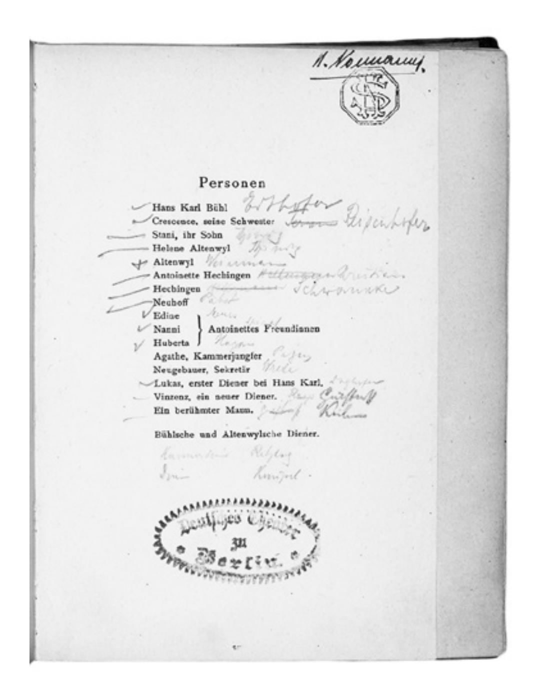
v. E. Pfeiffer, 24. Juli 1934.

Abb. 1. Haupttitelseite einer für den Gebrauch im Theater mit leeren Seiten ergänzten Ausgabe.

Beschreibung. Das vorliegende Buch, ein Exemplar der Erstauflage von 1921 (S. Fischer), im Format von 17,5 × 14,5 cm wurde nach dem Einfügen der leeren Seiten in eine graue Kladde gebunden, deren Deckel und Rücken bestoßen, berieben und teilweise eingerissen sind. Das aufgeklebte Papieretikett ist mit Tinte »*Der Schwierige*« beschriftet, mit dem Stempel des Deutschen Theaters versehen[22] und mit dem Vermerk »*I-Buch*« bezeichnet, was für Inspizientenbuch stehen dürfte. Außerdem trägt der Buchdeckel rechts oben den unsicher gelesenen handschriftlichen Besitzvermerk »*H. Nonnann.*«, alternativ zu lesen etwa als: Normann, Nounann oder Nonnamy.[23] Auf dem Etikett befindet

22 Reinhardts ›Jedermann‹-Regiebuch trägt denselben Stempel.

23 Der Versuch, die Namen Nonnann und Pfeiffer einerseits in Berlin, andererseits im Umfeld der Reinhardt-Theater ausfindig zu machen, scheiterte im Grunde.



Personen

Hans Karl Bühl
Crescence, seine Schwester
Stani, ihr Sohn
Helene Altenwyl
Altenwyl
Antoinette Hechingen
Hechingen
Neuhoff
Edine }
Nanni } Antoinettes Freundinnen
Huberta }
Agathe, Kammerjungfer
Neugebauer, Sekretär
Lukas, erster Diener bei Hans Karl.
Vinzenz, ein neuer Diener.
Ein berühmter Mann.

Bühlsche und Altenwylsche Diener.

Abb. 2. Verzeichnis der Darsteller der Berliner Erstaufführung von 1921: Anton Edthofer, Johanna Terwin, Marie Reisenhofer, Hermann Thimig, Helene Thimig, Rudolf Weinmann u. a.

sich außerdem ein Stempel mit dem ineinander verschlungenen Monogramm »S N« bzw. »N S« sowie der Stempel mit der laufenden Nummer »K 156«. Vermerke und Stempel wiederholen sich in identischer Form auf dem Vorsatzblatt (fliegenden Blatt), auf dem Schmutztitel, auf dem Haupttitelblatt und auf der Seite mit dem gedruckten Personenverzeichnis (vgl. Abb. 1 und 2). Der Auskunft des ehemaligen Archivars des Deutschen Theaters, Karl Sand, vom Herbst 2020 an die Handschriftenabteilung des FDH zufolge lässt sich nicht feststellen, ob das

Die entsprechenden Register bei Huesmann ab S. 469 enthalten nur den Namen Anton Pfeiffer als Darsteller eines Kammerdieners in der Aufführungsserie von 1929 (Huesmann, Nr. 2012). Der Name Nonnann (mit Abweichungen) war weder bei Huesmann noch in den Berliner Adressbüchern des Jahres 1934 (Reinhardt emigrierte 1933 endgültig nach Österreich) auffindbar.

Buch rechtmäßig oder unrechtmäßig das Theater verlassen hat, denn es gab dort nie eine Registratur. Auf dem Haupttitelblatt wurde mit roter Tinte vermerkt: »*Regie-Buch M. Reinharts, v. E. Pfeiffer, 24. Juli 1934.*« Dieselbe Hand trug ferner mit roter und schwarzer Tinte eine Bibliothekssignatur ein, deren Bedeutung bzw. Zugehörigkeit nicht geklärt werden konnten.

Bei dem vorliegenden Buch stellt sich vor allem die Frage, für welche Aufführungen es gebraucht wurde und von wem die zahlreichen Eintragungen stammen. Gesichert ist der Gebrauch des Buchs im Rahmen der Berliner Erstaufführungsserie von 1921, da im gedruckten Personenverzeichnis handschriftlich alle Darsteller und Darstellerinnen namentlich eingetragen und ihre Namen im Buch zumeist neben den Auftritten ihrer Figuren wiederholt sind. Doch auch auf die Benutzung des Buchs bei Reinhardts Inszenierung im Theater in der Josefstadt von April 1924 bis Februar 1925 gibt es zumindest einen Hinweis, nämlich die Nennung der Namen dreier Darsteller auf dem vorderen fliegenden Blatt, die alle am 22. Januar 1925 auftraten: Luis Rainer, Aurel Nowotny und Nicolaus Lovric.[24]

Das Buch könnte also für verschiedene Arbeitsaufgaben im Theater bei ein und derselben oder aber zusätzlich bei einer späteren Aufführungsserie verwendet worden sein.

Schichten der Beschriftung. Die durchschossenen Blätter sind nahezu durchgehend annotiert. Ca. 36 unbeschriftete Seiten stehen ca. 120 beschrifteten Seiten gegenüber. Es lassen sich durchgehend zwei, an einigen Stellen auch drei Schichten handschriftlicher Eintragungen ausmachen: eine Schicht mit grauem Bleistift, eine mit Tinte und sowie wenige Eintragungen in einer weiteren Schrift mit einem spitzen bläulichen Bleistift, die als einzige zum Sütterlin tendiert. Mindestens zwei Schreiber haben also durchgehend mit dem Buch gearbeitet. Vermutlich stammen die wenigen übrigen Eintragungen von ein oder zwei weiteren Personen, die vielleicht nur gelegentlich mit dem Buch zu tun hatten.

Die Grundschicht, ein eher breiter grauer Bleistift in einer großen Schrift, findet sich durchgehend. Im ersten Drittel des Buchs ist die Schrift so überdeutlich, als solle jeder, der das Buch in die Hand nimmt,

24 Huesmann, Nr. 1462.

mit den Notaten arbeiten können. Später werden die Eintragungen mit Bleistift flüchtiger. Die zweite Schicht ist in schwarzer Tinte ausgeführt, die später hinzugekommen sein muss, denn mit Tinte wurden neue Angaben hinzugefügt und ältere Eintragungen verändert. Besonders deutlich erkennbar ist dies bei den Bühnenskizzen.

Zu den Schreibern der Regieanmerkungen. Im Idealfall wären beide Schreiber zu identifizieren und beide Schichten bestimmten Aufführungen zuzuordnen. Die Handschriften Reinhardts und Hofmannsthals konnten sofort ausgeschlossen werden. Auch Regisseur Bernhard Reich wurde nach einem Handschriftenvergleich als Schreiber ausgeschlossen.[25] Vielleicht stammen die Eintragungen mit Stift, die zweifelsfrei der Erstaufführung zuzurechnen sind, von einem weiteren Assistenten. Dieser Schreiber konnte jedoch nicht identifiziert werden. Ein zufälliger Fund führte zur Identifikation der Schrift mit Tinte: Es handelt sich um diejenige des Literarhistorikers Dr. Stefan Hock.[26] Im April 1921 war Hock, damals noch Dramaturg des Burgtheaters, nach Berlin ans Deutsche Theater gegangen, wo er seit der Spielzeit 1921/1922 als Felix Hollaenders Direktionsvertreter fungierte. Natürlich kannten sich Hofmannsthal und Hock aus Wien. Hocks erste nachgewiesene Regiearbeit an den Kammerspielen fällt mit vier Aufführungen eines ziemlich unbekannten Lustspiels in den Monatswechsel Februar/März 1922, also in den Zeitraum nach Reichs nicht mehr verlängerter Serie des ›Schwierigen‹.[27] Ab 1926 trat er regelmäßig bei Reinhardt als Regisseur hervor.[28]

25 Der Nachlass von Bernhard Reich befindet sich in Riga im Museum für Literatur, Theater und Musik (Rakstniecības un mūzikas muzejs). Zum Vergleich mit den Eintragungen wurde ein Brief Reichs an Herbert Ihering vom 30. Dezember 1925 aus dem Archiv der Akademie der Künste, Berlin, benutzt. Freundlicher Dank für die Vermittlung an Ursula Marx vom Walter Benjamin Archiv in der Akademie der Künste.

26 Zum Vergleich wurde ein Brief von Stefan Hock (1877–1947) an Hofmannsthal über die Proben zu ›Cristinas Heimreise‹ vom 6. März 1926 herangezogen (FDH Hs–30697).

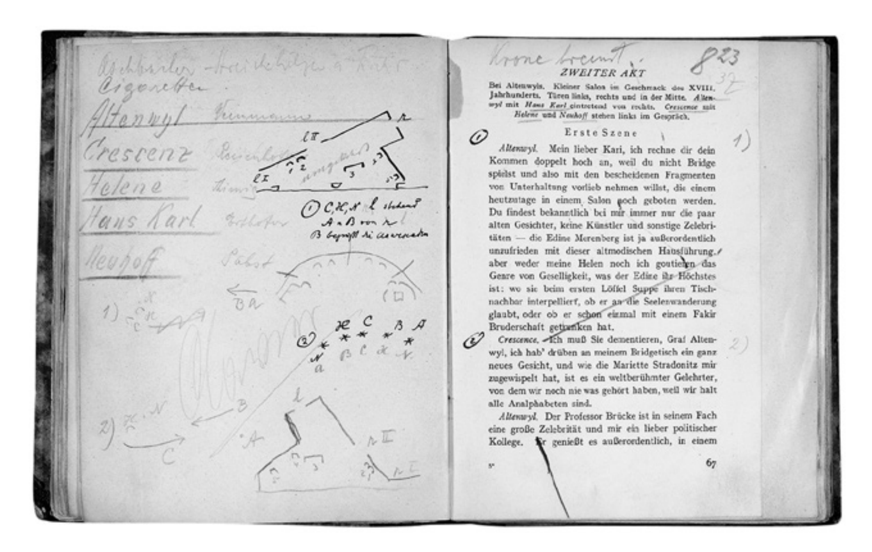
27 Vgl. Huesmann, S. 52 und Huesmann, Nr. 1304. Reich ging 1923 nach München.

28 Briefe Hocks an verschiedene Korrespondenzpartner befinden sich in der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien, Sammlung von Handschriften und alten Drucken. Der übrige Nachlass des nach London emigrierten Dramaturgen muss höchstwahrscheinlich als verschollen gelten (mündliche Auskunft von Dr. Marcel Atze, Wienbibliothek, Juli 2022).

Es ist gut möglich, dass er zu Beginn seines Engagements u.a. als Abendspielleiter tätig war, es wäre aber auch denkbar, dass er bei der Neuinszenierung des ›Schwierigen‹ im Theater in der Josefstadt 1924 assistierte. Auch bei den späteren Aufführungen (1927, 1929 oder 1930/1931) könnte man wieder auf das Buch zurückgegriffen haben und alte Notizen überschrieben oder wiederverwendet haben. Womöglich war Hock hier beteiligt.

Typus der Eintragungen. Mit Bleistift wurden vornehmlich Angaben gemacht, die dem reibungslosen Ablauf auf der Bühne dienen, der an jedem Aufführungsabend gesichert werden muss. So werden die wechselnden Auftritte und Abgänge mit Rolle und Darsteller notiert und der Zeitpunkt, zu dem sich die Schauspieler kurz vor ihrem Auftritt in der Kulisse bereithalten müssen, um dann auf ihr Stichwort hin die Bühne zu betreten, durch dicke farbige Striche markiert, die waagrecht vom leeren Blatt in den gedruckten Text gezogen sind. Auch der Einsatz von Requisiten in der jeweiligen Szene ist notiert; es gibt Angaben zu Aktionen hinter der Bühne wie Geräuscheffekten (Klingeln, Klopfen) und Musikeinsätzen. Ferner stammen Angaben über Pausen und die unterschiedliche Dauer der Aufführung aus dieser Schicht. Beide Schreiber fügen Bewegungsskizzen sowie Anweisungen wie Aufstehen, Hinsetzen, Türschließen und andere Bühnenaktionen ein. Beide zeichnen jeweils unterschiedliche Gruppierungen der Darsteller auf der Bühne ein, so besonders in den großen Salonszenen des zweiten Akts. Die im Dramentext gedruckten Regieanweisungen des Autors wurden durchgehend mit Stift gestrichen, aber in diesem Arbeitsgang nicht durch eigene Regieanweisungen ersetzt.

Bühnenbild und Requisiten. Auf dem ersten durchschossenen Blatt (recto und verso) und auf dem zweiten (verso) befinden sich beschriftete Bühnenskizzen zum ersten Akt (insgesamt dreimal mit Bleistift wiederholt, eine vierte mit Tinte) sowie eine Requisitenliste mit Bleistift. Die Anordnung der Möbelstücke und der Türen sind hier grob erkennbar. Auch auf den Blättern vor dem zweiten und dritten Akt befindet sich mindestens eine Bühnenskizze, oft sowohl mit Tinte als auch mit Bleistift. Um eigens zu untersuchen, ob die Skizzen mit Hofmannsthals Angaben in seinem Brief an Arthur Kahane vom 14. Oktober 1921 über seine Vorstellungen vom Bühnenbild ungefähr übereinstimmen



ZWEITER AKT

Bei Altenwyls. Kleiner Salon im Geschmack des XVIII. Jahrhunderts. Türen links, rechts und in der Mitte. *Altenwyl* mit *Hans Karl* eintretend von rechts. *Crescence* mit *Helene* und *Neuhoff* stehen links im Gespräch.

Erste Szene

Altenwyl. Mein lieber Kari, ich rechne dir dein Kommen doppelt hoch an, weil du nicht Bridge spielst und also mit den bescheidenen Fragmenten von Unterhaltung vorlieb nehmen willst, die einem heutzutage in einem Salon noch geboten werden. Du findest bekanntlich bei mir immer nur die paar alten Gesichter, keine Künstler und sonstige Zelebritäten — die Edine Merenberg ist ja außerordentlich unzufrieden mit dieser altmodischen Hausführung, aber weder meine Helen noch ich goutieren das Genre von Geselligkeit, was der Edine ihr Höchstes ist: wo sie beim ersten Löffel Suppe ihren Tischnachbar interpelliert, ob er an die Seelenwanderung glaubt, oder ob er schon einmal mit einem Fakir Bruderschaft getrunken hat.

Crescence. Ich muß Sie dementieren, Graf Altenwyl, ich hab' drüben an meinem Bridgetisch ein ganz neues Gesicht, und wie die Mariette Stradonitz mir zugewispelt hat, ist es ein weltberühmter Gelehrter, von dem wir noch nie was gehört haben, weil wir halt alle Analphabeten sind.

Altenwyl. Der Professor Brücke ist in seinem Fach eine große Zelebrität und mir ein lieber politischer Kollege. Er genießt es außerordentlich, in einem

5* 67

Abb. 3. Eintragungen von mindestens zwei Schreibern mit Regieanweisungen zum Beginn des zweiten Akts.

oder ob die Skizzen mit Bleistift eventuell dem Bühnenbild von Oskar Strnad für die Josefstadt-Aufführung von 1924 entsprechen, wäre eine eingehende Recherche nötig, die hier nicht geleistet werden kann. Einige Requisiten, vor allem die auffällig oft genannten Zigarettendosen, die Hofmannsthal in dem Brief erwähnt, kamen jedenfalls laut Requisitenliste zum Einsatz (Abb. 3). Die wenigen auf den Skizzen erkennbaren Möbel lassen den Schluss zu, dass Bühnenbildner Michael Rachlis dem Wunsch Hofmannsthals nachkam, kein modernes »Möbelgewirre«, welches dem Stil der alten Wiener Palais keineswegs entspreche, auf die Bühne zu bringen.[29]

29 Michael Rachlis (1884–1953) hatte in München für die Adlerwerke gearbeitet und etablierte sich in den zwanziger Jahren in Berlin als Architekt. Nachgewiesene Arbeiten: Bühnenbild für Tristan Bernards Schwank ›Der Hühnerhof‹, Kammerspiele des Deutschen Theaters, 3. Oktober 1921 – 13. Februar 1922 (s. Huesmann, Nr. 1273). Hofmannsthal äußerte sich über das Bühnenbild im Brief an Arthur Kahane vom 14. Oktober 1921, SW XII, S. 511 f.

Striche. Hofmannsthal hatte Kahane im Sommer gebeten, er möge »den Text durchsehen«, und Kürzungen im 1. Akt und in der »Neuhoffscene u. vor und nach ihr« gewünscht.[30] Im Gespräch, in dem Neuhoff nachdrücklich um Helene wirbt (2. Akt, Szene 13, S. 99–104) wurden sowohl mit Tinte als auch mit Bleistift erhebliche Streichungen vorgenommen, besonders S. 99, S. 100, und zwar um Pointen hervorzuheben, etwa den Satz Neuhoffs »Sie werden mich heiraten, weil Sie meinen Willen spüren in einer willenlosen Welt«. Auch darüber hinaus werden hier wesentliche Passagen (auch solche Helenes) gestrichen, die Neuhoffs Ansinnen, seine Sprechweise und die Charakteristik seiner Figur deutlich machen. Ähnlich umfangreiche Streichungen gibt es auch bei Neuhoffs Auftreten im 1. Akt, 12. Szene (S. 45–50).

Die speziellen wienerischen Fremdwörter, für die das Stück so bekannt ist, das sogenannte »Aristokraten-Französisch«, dessen Tilgung Hofmannsthal von Kahane verlangte, blieben unangetastet, vielleicht auch deshalb, weil die meisten Schauspieler und Schauspielerinnen einen österreichischen Hintergrund hatten und daher mit Leichtigkeit den entsprechenden Tonfall treffen konnten.[31] Überhaupt wurde nur an zwei oder drei Stellen ein überleitendes oder zusammenfassendes Wort eingesetzt (vor S. 47, nach S. 76), davon abgesehen wurde der Wortlaut nicht verändert.

Bühnenmusik. Neben allgemeinen Geräuscheffekten (Telefonklingeln, Dienerklingeln, Klopfen), die z. T. auf der Hinterbühne erzeugt werden, gibt es in der Erstaufführung Bühnenmusik in den Gesellschaftsszenen des zweiten Akts, was ganz dem Stil Max Reinhardts entsprach, der gern und viel mit Musik und Geräuschen arbeitete. Ein unübersehbarer handschriftlicher Vermerk »Clavier« findet sich auf dem Blatt mit der Bühnenskizze zum zweiten Akt; außerdem ist dasselbe Stichwort in der

30 Hofmannsthal an Arthur Kahane, 11. Juni 1921, SW XII, S. 508.

31 Vgl. hierzu Richard Thieberger, Das Wiener Aristokraten-Französisch in Hofmannsthals Der Schwierige, in: ders., Gedanken über Dichter und Dichtungen. Essays aus fünf Jahrzehnten, hrsg. Alain Faure, Yvon Flesch, Armand Nivelle, Frankfurt ama Main und Bern 1982, S. 107–117. Vgl. auch die Erinnerung Philipp Scheys an die Proben im Frühjahr 1924 im Theater in der Josefstadt, zu denen der ehemalige Botschafter Albert Graf Mensdorff geladen war, um zu beurteilen, ob Milieu und Sprache richtig getroffen seien (SW XII, S. 537).

Requisitenliste in der ersten Zeile nachgetragen. Markiert ist der Einsatz der Musik stets durch drei eingezeichnete Noten, gelegentlich versehen mit einem »Achtung!« oder einem »Musik aus!« Erstmals wird in der Szene zwischen Antoinette und Crescence in der zweiten Szene des vierten Akts Klavier gespielt (s. die Vermerke vor S. 84, nach S. 86). Es erklingt hier Christian Sindings ›Frühlingsrauschen‹, eine stetig anschwellende Komposition. Das Klavier befand sich offenbar direkt neben dem Kulissenaufbau auf der Hinterbühne. Szene 12 zwischen Crescence und Hans Karl wird mit Musik von Grieg untermalt und durch das Schließen einer Tür in der Kulisse optisch wie akustisch ausgeblendet (Vermerke vor S. 97 und nach S. 99, nach S. 100, vor S. 103).

In der großen Szene zwischen Hans Carl und Helene (2. Akt, Szene 14) ertönt ein drittes und letztes Mal Musik, deren Lautstärke wieder durch mehrfaches Öffnen und Schließen der Tür reguliert wird. Zunächst war wieder ›Frühlingsrauschen‹ vorgesehen, doch dies wurde gestrichen und durch ›Valse bleue‹ von Alfred Margis ersetzt. Auf dem leeren Blatt vor S. 105 sind die Titel notiert, gegenüber ist direkt neben den Worten Helenes »Wer glaubt, dass Sie ihm für immer Adieu gesagt haben, dem könnte es passieren, dass Sie ihm wieder guten Tag sagen« ein Kreuzchen gesetzt, mit dem das Einsetzen des Klavierspiels gekennzeichnet ist. Die Musik endet abrupt (S. 108) nach Hans Carls Versuch, Helene einen Mann vorzuschlagen, einen »ganz andern, der ein braver, ein nobler Mensch ist – und ein Mann: das ist alles, was ich nicht bin«, sodass ihre Replik »Sie sagen mir ja Adieu!« in die plötzliche Stille hineingesprochen wird. Auf dem Blatt gegenüber ist »aus« notiert. Dies war offenbar die letztgültige Entscheidung der Regie, denn ursprünglich sollte das Klavierspiel auch die weiteren Sätze Helenes untermalen, die hier einen kleinen Monolog zu sprechen hat, da Hans Carl wieder einmal schweigt, und zwar bis zu ihrem Satz: »So sind wir schon einmal gestanden, so hat eine fade Musik gespielt, und so haben Sie mir adieu gesagt, ein für allemal.« Aber den Vermerk »noch spielen lassen« hat man zugunsten des effektvolleren früheren Abbruchs der Musik nach einigen Versuchen in der Probe dick durchgestrichen.

Szenenanalyse: 1. Akt, 6. Szene: Hans Carl Bühl – Agathe; 1. Akt, 7. Szene: Hans Carl Bühl – Sekretär Neugebauer. Eine Besonderheit bei den Eintragungen stellen die detaillierten Regieanweisungen für die Szenen der Darsteller von größeren Nebenrollen wie der Kammerjung-

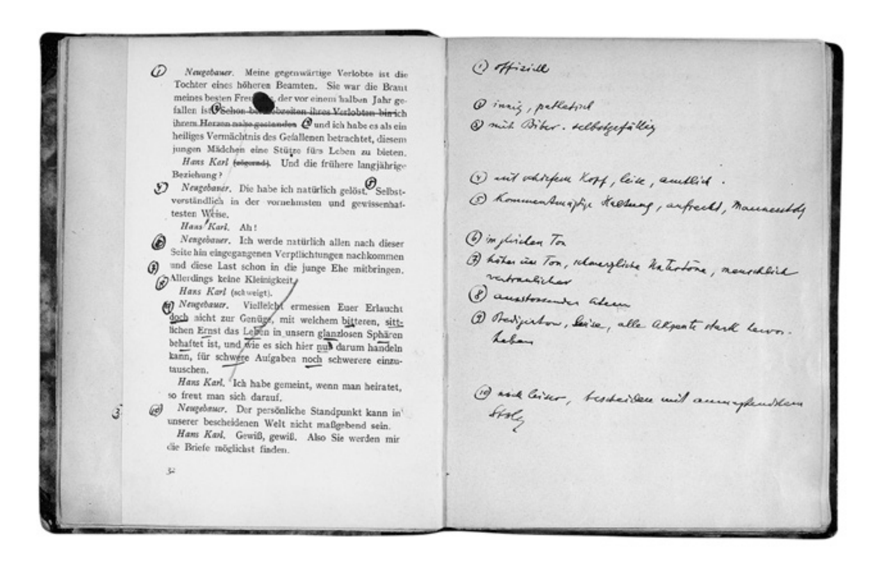
fer Agathe, des Sekretärs Neugebauer oder der Salondame Edine dar. Sie wurden mit schwarzer Tinte eingetragen, stammen also von Stefan Hock (Abb. 4). Hier sind die Art und Weise, wie die Schauspielerinnen und Schauspieler sich zu geben und zu sprechen haben, auch die Betonung einzelner Worte, genau bezeichnet, während dies bei den Hauptrollen durchgehend fehlt,[32] wo sich allenfalls Bewegungsskizzen finden. Die Eintragungen mit Bleistift geben übrigens keine Regieanweisungen. Die Regieanweisungen mit Tinte sind gut leserlich und mit einem Zuweisungssystem von eingekreisten Ziffern auf den durchschossenen Blättern versehen: Jeder kann damit zurechtkommen und die Darsteller nochmals kurz einweisen.

Ein gutes Beispiel für die Art der Arbeit mit den Darstellern von Nebenfiguren, die offenbar dem Bearbeiter mit Tinte besonders wichtig war, sind die 6. und die 7. Szene des 1. Akts. Zunächst erhält Hans Carl Besuch von der Kammerzofe Agathe, welche die Liebesbriefe ihrer Dienstherrin Gräfin Antoinette Hechingen an Hans Carl holen soll. In der nächsten Szene beauftragt Hans Carl seinen Sekretär Neugebauer, diese Briefe zu suchen, wobei sich das Gespräch ungewollt in eine andere Richtung entwickelt und der Sekretär über seine neue Verbindung mit der Verlobten seines kürzlich gefallenen besten Freundes berichtet (vgl. Abb. 4).

Der Dialog zwischen Hans Carl und dem Sekretär auf S. 31 und 32 wurde nahezu vollständig mit Bleistift gestrichen, um den Informationsgehalt der Szene auf die Tatsache zu beschränken, dass der Sekretär die Liebesbriefe suchen soll, und um an den vorangehenden Auftritt der Kammerzofe Agathe anzuschließen. Im Auftritt der Agathe wurde deutlich weniger gestrichen. Die Streichungen beschleunigen den Ablauf, reduzieren aber vor allem die Neugebauer-Szene auf ein schwaches Vehikel zur Überleitung auf den nächsten unerwünschten Besuch. Jegliche Personencharakteristik geht verloren.

Der zweite Bearbeiter (Tinte) hingegen macht die meisten Striche auf und gibt der Szene so ihren Gehalt zurück. Er trägt auf dem durchschossenen Blatt genaue Angaben für Haltung, Betonung und Sprechweise des Sekretär Neugebauer ein, den das Mitglied des Wiener Volks-

32 Vgl. etwa Hans Carl im heiklen Gespräch mit Antoinette (2. Akt, 10. Szene) oder Hans Carl im Gespräch mit Helene (2. Akt, 14. Szene).



Neugebauer. Meine gegenwärtige Verlobte ist die Tochter eines höheren Beamten. Sie war die Braut meines besten Freundes, der vor einem halben Jahr gefallen ist. ~~Schon bei Lebzeiten ihres Verlobten bin ich ihrem Herzen nahe gestanden~~ und ich habe es als ein heiliges Vermächtnis des Gefallenen betrachtet, diesem jungen Mädchen eine Stütze fürs Leben zu bieten.

Hans Karl ~~(eigensinnig)~~. Und die frühere langjährige Beziehung?

Neugebauer. Die habe ich natürlich gelöst. Selbstverständlich in der vornehmsten und gewissenhaftesten Weise.

Hans Karl. Ah!

Neugebauer. Ich werde natürlich allen nach dieser Seite hin eingegangenen Verpflichtungen nachkommen und diese Last schon in die junge Ehe mitbringen. Allerdings keine Kleinigkeit.

Hans Karl (schweigt).

Neugebauer. Vielleicht ermessen Euer Erlaucht doch nicht zur Genüge, mit welchem bitteren, sittlichen Ernst das Leben in unsern glanzlosen Sphären behaftet ist, und wie es sich hier nur darum handeln kann, für schwere Aufgaben noch schwerere einzutauschen.

Hans Karl. Ich habe gemeint, wenn man heiratet, so freut man sich darauf.

Neugebauer. Der persönliche Standpunkt kann in unserer bescheidenen Welt nicht maßgebend sein.

Hans Karl. Gewiß, gewiß. Also Sie werden mir die Briefe möglichst finden.

32

Abb. 4. 1. Akt, 2. Szene (S. 32 f.). Hans Carl Bühl –Sekretär Neugebauer: handschriftliche Regieanweisungen von Stefan Hock.

theaters, Eberhardt Wrede, spielte. Neugebauer hat hier im Grunde einen Monolog, denn Hans Carl Bühl schweigt typischerweise. Auch für Agathe sind genaue Spielanweisungen eingefügt. Alle Anweisungen sind gut leserlich aufgeschrieben und durch eingekreiste Ziffern den einzelnen Sätzen im gedruckten Text auf der gegenüberliegenden Seite zugeordnet.

Die Bandbreite ist enorm: Der Schauspieler beginnt »offiziell« bei der Auskunft über die neue Verlobte und erwähnt, dass sein bester Freund gefallen ist. »Mit Bibber, selbstgefällig« führt er aus: »ich habe es als ein heiliges Vermächtnis betrachtet, diesem jungen Mädchen eine Stütze fürs Leben zu bieten« – während der Bearbeiter mit Bleistift jenen Satz direkt davor strich, der Neugebauer in ein schiefes Licht gerückt hätte, denn »innig, pathetisch« gibt dieser zu: »Schon bei Lebzeiten ihres Verlobten bin ich ihrem Herzen nahegestanden«. Auf Hans Carl Bühls Nachfrage nach der ehemaligen Freundin gibt Neugebauer »mit schiefem Kopf, leise, amtlich« an, er habe diese »in der vornehmsten und gewissenhaftesten Weise gelöst«, wozu er eine »komment-

mäßige Haltung« annimmt und »aufrecht, mannesstolz« die Änderung seiner Verhältnisse verkündet und die nun bestehenden Verpflichtungen nach dieser Seite als »Last«, die er in die »junge Ehe« einbringen werde, bezeichnet. Seine Stimme geht nun »höher im Ton«, hat »schmerzliche Untertöne« und insgesamt wird er gegenüber dem Dienstherrn ein wenig »menschlich vertraulicher«. Er setzt »ausstossende⟨n⟩ Atem« ein, wenn er unterstreicht: »Allerdings keine Kleinigkeit.« Abschließend wendet sich im »Predigerton«, »leise« an den schweigenden Hans Carl. Die weitere Anweisung lautet: »alle Akzente stark hervorheben«. Diese wurden mit Tinte im nächsten Satz unterstrichen: »Vielleicht ermessen Euer Erlaucht doch nicht zur Genüge, mit welchem bitteren, sittlichen Ernst das Leben in unsern glanzlosen Sphären behaftet ist, und wie es sich hier nur darum handeln kann, für schwere Aufgaben noch schwere einzutauschen.« Auf Hans Carls verlegene Replik »Ich hab gemeint, wenn man heiratet, so freut man sich darauf« antwortet Neugebauer »noch leiser, bescheiden mit anmaßendstem Stolz«: »Der persönliche Standpunkt kann in unserer bescheidenen Welt nicht maßgebend sein« und geht ab. Die Dichte der Anmerkungen erreicht allerdings an keiner Stelle diejenige von Reinhardts Durcharbeitungen der Stücke, die Edda Fuhrich als »Orchestrierung« oder »Partitur« charakterisierte.

Ähnlich genaue Anweisungen erhält die Darstellerin der Agathe in ihrer Szene, eine weitere ähnliche Bearbeitung findet sich in der Szene Edine – der berühmte Mann im zweiten Akt. Der Bearbeiter mit Tinte hat also alle Striche, die der Bearbeiter mit Bleistift vorgeschlagen hatte, wieder aufgemacht – ob hier Reinhardts telegrafischer Anweisung Folge geleistet worden war? – und den Schauspielern die Möglichkeit gegeben, aus ihren einzigen kurzen Auftritten ein Kabinettstückchen zu machen. Bei den Hauptdarstellern hingegen gibt es keine derartige Bearbeitung der Szenen, sondern nur Streichungen im Text, Anweisungen für Platzwechsel oder Angaben über den Gebrauch von Requisiten.

Auf dem durchschossenen Blatt vor S. 67 wurde von einer weiteren Hand mit einem neuen Bleistift »umgekehrt« eingetragen und dementsprechend die Umstellung der mit Tinte skizzierten Positionen der Darsteller auf der Bühne durch neue Kreuzchen vorgenommen (s. Abb. 3). Dasselbe wurde in der Skizze auf dem durchschossenen Blatt im 3. Akt, 1. Szene nach S. 114 eingetragen. Reich erinnert sich, dass unerwartet Reinhardt auf der Generalprobe erschien:

> Zur Generalprobe kam er doch aus Wien, setzte sich neben mich. Machte keine Bemerkungen. Bloß einmal, während einer Gesellschaftsszene, flüsterte er mir zu: »Tempo«. Es scheint recht banal zu sein, daß ein großer Meister der Regie nichts Anregenderes empfiehlt als Tempo. So gescheit ist mancher. Er sagte aber »Tempo« mit einer solchen Expression, daß ich begriff, es fehle der Szene das lebendige Hin und Her. Ich arrangierte die betreffende Szene um; Reinhardt verstand, daß sie im Akt die Schlüsselposition einnehme. Die Korrektur, die nur die eine Szene betraf, wirkte sich günstig auf den Ablauf des Aktes aus.[33]

Die wörtliche Anweisung Reinharts – »Tempo!« – findet im Inspizientenbuch keine Entsprechung. Doch sehr stark annotiert, mit mehreren Skizzen zur Umgruppierung der Darsteller auf der Bühne und ungewöhnlicherweise mit einigen wenigen Verschiebungen der Dialoge versehen, ist die erste Szene des 2. Akts (S. 67–74). Hier sprechen viele Schauspieler miteinander und gehen umher – erzielt werden soll ein dynamisches, natürlich wirkendes Bild eines von vielen Gästen frequentierten Salons. Vielleicht war es diese Szene, auf die Reich in seiner Erinnerung anspielt. Von Reinhardt wird berichtet, dass ihn die Bearbeitung solcher Szenen stets besonders interessierte.

Das Inspizientenbuch erlaubt es also, einige Rückschlüsse auf Stil und Verlauf der Erstaufführung des ›Schwierigen‹ zu ziehen. Die handschriftlich eingetragenen Spielanweisungen Stefan Hocks machen die Figurencharakteristik der Nebenfiguren kenntlich und lassen erahnen, wie diese Szenen angelegt waren. Anhand der Striche im Text wird der Gewinn von Pointen durch die Zusammenziehung von Szenen sichtbar, was nach eigener Aussage die Basis von Reichs Ideen in seiner Frühzeit als Regisseur war. So reflektiert er in seinen Erinnerungen über seine damalige Arbeitsweise, er habe sich stets bemüht, »aus den Stücken das spezifisch ›Dramatische‹ herauszuholen, das heißt das sich in spannenden, dynamischen und steigenden Handlungen äußernde Gefühlsleben zu akzentuieren«. Er suchte »die Ganzheit des Stückes, den intensiven, dichten, Kettenreaktionen auslösenden Dialog, die ausdrucks- und sinn-

33 Reich, ›Im Wettlauf mit der Zeit‹ (Anm. 2), S. 109 f.

starken Arrangements, und ich suchte in dem Stück selbst die Aussage – den Appell«.[34]

Der Versuch, das Tempo der Aufführung durch Streichungen in komplexen und langen Dialogen insbesondere scheinbar unwichtiger Szenen zu steigern, um eine bessere Spielbarkeit zu erzielen, wurde ansatzweise sichtbar. Deutlich wurde aber auch, dass dadurch die Charakteristik verschiedener Figuren gemindert wurde, wie die Analyse der Neugebauer-Szene zeigt. Wirklich deutlich wird dieser Effekt allerdings erst bei einer ununterbrochenen Lektüre des gesamten Exemplars, bei der man sämtliche Streichungen lesend umsetzt. Desiderate bleiben die Auffindung von Reinhardts Regiebuch für die Wiener Aufführung von 1924 und, weiterhin, des Regiebuchs von Bernhard Reich für die Berliner Erstaufführung.

34 Ebd., S. 87 f.

Nico Imhof

Im Dialog mit der Romantik

Polyphone Erzählstrukturen in Thea Dorns Roman ›Die Unglückseligen‹

Thea Dorns Roman ›Die Unglückseligen‹ aus dem Jahr 2016 hat seit seinem Erscheinen zu verschiedensten Urteilen angeregt: Ist die Erzählung ein »großes Welttheater«,[1] wie sie die Verlagsgruppe Random House vollmundig bewirbt, oder scheitert die Autorin mit diesem überambitionierten Text, wie Burkhard Müller in der Süddeutschen Zeitung meint?[2] In jedem Fall darf Peter von Becker zugestimmt werden, der sich im Tagesspiegel an einer ersten vorsichtigen Verortung versucht hat: »Seit Botho Strauß' Roman ›Der junge Mann‹ (1984) hat kaum eine deutsche Erzählung so viel gewagt, so weit und riskant ausgegriffen.«[3] Dieser Hang zum erzählerischen Wagemut zeigt sich insbesondere in der aufwendigen sprachlichen Gestaltung des Romans. Hier eröffnet sich dem Leser eine Fülle an Sprach- und Textregistern, die fortlaufend zwischen Romantik und Gegenwart, wie auch zwischen Hoch- und Populärliteratur oszilliert. Im folgenden soll diese Sonderform struktureller Polyphonie erstmals systematisch beschrieben und anschließend in den Kontext von Thea Dorns Poetik eingeordnet werden.

Dass Thea Dorn in ihrem Roman Vielstimmigkeit nachgerade programmatisch inszeniert, wird schon auf der Ebene der Textgestaltung erkennbar: Durchblättert man ›Die Unglückseligen‹, wechseln sich unterschiedlichste Schriftbilder kaleidoskopisch ab. Diese markante typographische Formenvielfalt, die unweigerlich Assoziationen zu den ›ver-

1 Vgl. die Verlagswerbung für ›Die Unglückseligen‹: Thea Dorn, ›Die Unglückseligen‹ (https://www.penguinrandomhouse.de/Taschenbuch/Die-Unglueckseligen/Thea-Dorn/Penguin/e525285.rhd, Datum des Zugriffs: 27.7.2022).

2 Vgl. Burkhard Müller, Doch eins, Canaille, sag ich dir! [Rez.] Thea Dorn, ›Die Unglückseligen‹, in: Süddeutsche Zeitung vom 3.5.2016, S. 12.

3 Peter von Becker, Ritter, Tod und Teufel. [Rez.] Thea Dorn, ›Die Unglückseligen‹, in: Der Tagesspiegel vom 17.3.2016, Sonderthemen, S. 3.

DOI https://doi.org/10.46500/83535279-007 | CC BY-NC-SA 4.0

wilderten‹ Romanen der Romantik hervorruft, reicht weit über konventionelle Mittel der Schriftgestaltung wie Kursivierungen, Fettdrucke oder Kapitelinitialen hinaus und beinhaltet unter anderem goethezeitliche Titelblätter in Frakturschrift,[4] Notendrucke (S. 120), Comic-Sprechblasen (S. 295 f.), teilillustrierte Kinderbuchpassagen (S. 469–479), Genomanalysen (z. B. auf S. 308) und einen vermeintlichen Brief von Justinus Kerner in einer Serifenschrift, die den schnörkelhaften Charakter einer Kurrent-Handschrift des 19. Jahrhunderts imitiert (S. 407–427).

Von der Kritik wurde dieser forcierte Einsatz textgestalterischer Mittel entweder als ästhetische Idiosynkrasie verbucht oder als Überorchestrierung kritisiert. So sind etwa Stephan Höppner die »typographischen Spielereien […] zu viel des Guten«,[5] während Peter von Becker auf die Gefahr hinweist, dass das »polyphone Werk […] partienweise überschmückt und überinstrumentiert zu sein« drohe.[6] Naturgemäß konzentrieren sich die Beiträge in den journalistischen Feuilletons bei ihrer formalen Analyse primär auf Aspekte der Verhältnismäßigkeit bzw. Stimmigkeit. Aus narratologischer Perspektive ergibt sich allerdings die Frage, welche erzählerische *Funktion* die ausgeprägte Schriftgestaltung innerhalb des Romans erfüllt. Eine Frage, die sich umso dringlicher angesichts des bislang recht spärlichen literaturwissenschaftlichen Forschungsstandes zu ›Die Unglückseligen‹ stellt.[7]

4 Vgl. Thea Dorn, Die Unglückseligen, München 2016, S. 55 und 106. Im folgenden mit bloßen Seitenangaben im fortlaufenden Text zitiert.

5 Stefan Höppner, [Rez.] Thea Dorn, ›Die Unglückseligen‹, in: Arbitrium 36 (2018), H. 1, S. 128–133, hier: S. 129.

6 Becker, Ritter, Tod und Teufel (Anm. 3), S. 3.

7 Abgesehen von Annika Bartschs Dissertationsschrift ›Romantik um 2000‹, in der sie Dorns Roman ein Teilkapitel widmet, zwei theologisch-ethisch fundierten Artikeln von Thomas Brose und Manuel Bauers knappen stoffgeschichtlichen Einordnungen ist ›Die Unglückseligen‹ bisher größtenteils unbeachtet geblieben. Vgl. Annika Bartsch, Romantik um 2000. Zur Reaktualisierung eines Modells in deutschsprachigen Romanen der Gegenwart, Heidelberg 2019; Thomas Brose, Grenzen der Machbarkeit. Thea Dorns Roman ›Die Unglückseligen‹, in: Spiritual Care 10 (2021), S. 257–261; ders., Thea Dorn liest den Code des Lebens: Über Größe und Grenzen des homo sapiens, in: Diakonia 51 (2020), S. 62–65; Manuel Bauer, »Faustische Interpretation unserer Zeitgenossenschaft«. Entgrenzungs-Reflexionen in aktuellen Faust-Adaptionen (R. Hochhuth, F. Ch. Delius, R. Menasse, E. Jelinek, Th. Dorn), in: Faust-Jahrbuch 6 (2017–2019), S. 13–38; ders., »Doch eben bloß ein Weib«: Thea Dorns ›Die Unglückseligen‹, in: ders., Der literarische Faust-Mythos. Grundlagen – Geschichte – Gegenwart, Stuttgart 2018, S. 354 f.

Bereits beim ersten Versuch einer Systematisierung zeigt sich, dass die Ausgestaltung der wechselnden Schriftbilder unmittelbar an einzelne Figuren bzw. Erzählinstanzen gebunden ist. Das wohl beste Beispiel für diese Dynamik bietet der Teufel, der sich dem Leser eher als körperlose Stimme denn als Figur im klassischen Sinne präsentiert und sich regelmäßig in erzählerischen Einschüben zu Wort meldet. Als metanarrativer Kommentator ›schwebt‹ er über dem Erzählgeschehen und beurteilt die Handlungen seiner Ko-Protagonisten aus einer heterodiegetischen Distanz heraus, wie er dem Leser gleich zu Beginn des Romans offenbart: »Mein Platz ist am Wegesrand. Und nicht etwa als Wegelagerer lungere ich dort herum, lauernd, dass die Achse bricht, um in schäbiges Gelächter auszubrechen – nein, der bescheidene Logenplatz ist's, den die Geschichte mir zugewiesen hat […].« (S. 10)

Die Kommentare, die er von seinem »Logenplatz« aus äußert, können – um metaphorisch im Bilde zu bleiben – als Zwischenrufe gewertet werden; unterbrechen sie doch den Erzählfluss und pausieren die Romanhandlung. Es ist jedoch vor allem das Schriftbild, das den diabolischen Einschüben den Eindruck von Unterbrechungen verleiht. Die Beiträge des Teufels erscheinen durchgängig eingerückt und ohne Anführungszeichen; sie heben sich insofern sowohl typographisch als auch inhaltlich vom Rest des Textes ab.[8] Zusätzliche Markanz erhalten sie durch die fett gedruckten Eingangsbemerkungen, bei denen es sich oft um Leser-/Figurenansprachen oder unbeherrschte Ausrufe handelt: »**Donner und Doria**, potz Blitz und Hagel! Weltgeschichte sollt ihr meistern! Keinen Roman fabrizieren!« (S. 96; Hervorhebung im Original)

Das maßgeschneiderte Schriftbild ist freilich nicht auf die Instanz des Teufels beschränkt. Auf ähnliche Art und Weise vermittelt die typographische Gestaltung einiger weiterer ›Figurenstimmen‹ in ›Die Un-

8 Sein erzählerischer Schwebezustand beschert dem Teufel nicht nur ein individuelles Schriftbild, sondern ermöglicht es ihm darüber hinaus auch selbst Manipulationen am Paratext vorzunehmen bzw. vornehmen zu lassen: »**Wie, verehrter Leser?** Sie sind nicht mehr geübt darin, Fraktur zu lesen, sagen Sie? […] Halt! Mir fällt was ein! Herr Setzer, schönen, guten Tag, bin so frei, Sie kurz bei der Arbeit zu stören: Hätten Sie die Güte zu schauen, ob Sie unser kleines Frakturproblem lösen können?« (S. 55; Hervorhebung im Original) Er bewegt sich damit in der Tradition romantischer Herausgeberinstanzen, die von ihrer übergeordneten Position aus aktiv in die Handlung eingreifen, um sich und den Leser in eine reflexive Distanz zur Erzählung zu bringen.

glückseligen‹ eine indirekte Charakterisierung der/des Sprechenden. So ›spricht‹ die junge Fledermaus, die Johanna Mawet und Johann Wilhelm Ritter bei ihrer missglückten Teufelsbeschwörung nahe Jena beobachtet, in einer halbfett gedruckten Kinderbuchschrift, die das Lesen erleichtern soll (vgl. S. 469–479). Kurz zuvor erscheinen die Userbeiträge eines Internetforums, in dem Johanna für ihre okkulte Unternehmung recherchiert, im klassischen Layout von Online-Kommentaren: Die Beiträge sind anonymisierten Nutzern zugeordnet, in einem Frage-Antwort-Schema gruppiert und werden von Chatmoderatoren verwaltet (vgl. S. 439–442). Für eine gesteigerte Authentizität sorgen zudem der Gebrauch von Alltagssprache sowie zahlreiche orthographische Fehler in den Userkommentaren.

Bei der drucktechnischen Charakterisierung ihres Figurenpersonals greift Thea Dorn wesentlich auf den Wiedererkennungswert von etablierten Textformen zurück, für den Roger Chartier den Begriff des »typographischen Dispositivs« geprägt und den wiederum Susanne Wehde terminologisch ausdifferenziert hat. Wehde fasst darunter »konventionalisierte Kompositionsschemata, die die Zugehörigkeit eines Textes zu einer Textsorte bzw. Gattung anzeigen«[9] und es somit ermöglichen, einen Text unmittelbar auf Basis seines formalen Erscheinungsbildes gattungstypologisch einzuordnen: »Der Existenz von typographischen Dispositiven ist es zu verdanken, daß man auf den ersten Blick in der Lage ist, eine Seite aus einer Tageszeitung von einem Dramentext oder einem Lexikoneintrag zu unterscheiden.«[10] In diesem Sinne funktionalisiert Dorn die physische ›Erkennbarkeit‹ literarischer wie extraliterarischer Schreibformen, um die Redeanteile verschiedener Figuren individuell auszuzeichnen und sie zugleich durch ihre Positionierung im literarischen Gattungsspektrum zu charakterisieren. Das Resultat ist ein polyphoner Roman, dessen inhaltliche Vielstimmigkeit bereits auf formaler Ebene zum Ausdruck kommt.

*

9 Susanne Wehde, Typographische Kultur. Eine zeichentheoretische und kulturgeschichtliche Studie zur Typographie und ihrer Entwicklung, Tübingen 2000, S. 14.

10 Ebd., S. 119.

Angesichts der schieren Vielzahl von Figuren und Erzählstimmen, die in ›Die Unglückseligen‹ zu Wort kommen, erscheint es bereits aus konzeptioneller Sicht naheliegend, dass Thea Dorn die Einzelstimmen typographisch markiert und auf diese Weise voneinander differenzierbar macht. Literaturtheoretisch kontextualisiert weckt eine solche erzählerische Vielstimmigkeit unweigerlich Assoziationen zum prominenten Polyphonie-Modell Michail Bachtins. In seiner vielbeachteten Schrift ›Probleme der Poetik Dostoevskijs‹ (1929, ²1963) vertritt der russische Literaturtheoretiker die Auffassung, dass Fjodor Michailowitsch Dostojewski mit seinen Romanen erstmals einem neuen Typus künstlerischen Denkens Form verliehen habe, den Bachtin ›polyphon‹ nennt. Dostojewskis Romane lassen Bachtin zufolge erstmals Figuren mit unterschiedlichen, oft widerstreitenden Weltanschauungsmodellen auftreten, ohne dass die ideologischen Inkongruenzen durch eine eingreifende Autorinstanz aufgelöst würden:

> Die Vielfalt selbständiger und unvermischter Stimmen und Bewußtseine, die echte Polyphonie vollwertiger Stimmen ist tatsächlich die Haupteigenart der Romane Dostoevskijs. In seinen Werken wird nicht eine Vielzahl von Charakteren und Schicksalen in einer einheitlichen, objektiven Welt im Lichte eines einheitlichen Autorenbewußtseins entfaltet, sondern eine *Vielfalt gleichberechtigter Bewußtseine mit ihren Welten* wird in der Einheit eines Ereignisses miteinander verbunden, ohne daß sie ineinander aufgehen.[11]

Diese Art von Roman, in dem differierende Weltanschauungen und Denkmuster gleichberechtigt in einer nicht vom Autor vorgeprägten Erzählwelt koexistieren,[12] nennt Bachtin dialogisch und unterscheidet ihn damit vom monologischen Roman, in dem die Autormeinung als letztgültige Instanz die Struktur der Erzählung bestimmt und der Text somit nur mit einer Stimme – derjenigen des Autors – spricht.

11 Michail Bachtin, Probleme der Poetik Dostoevskijs, 2., überarb. und erw. Aufl., München 1971, S. 10 (Hervorhebungen im Original).

12 Vgl. hierzu auch Matías Martínez, Dialogizität, Intertextualität, Gedächtnis, in: Grundzüge der Literaturwissenschaft, hrsg. von Heinz Ludwig Arnold und Heinrich Detering, München 1996, S. 430–445, hier: S. 437: »Die Protagonisten des polyphonen Romans […] vertreten unvereinbare Standpunkte, deren Konkurrenz nicht durch eine übergeordnete Autorinstanz entschieden wird.«

Speziell in Bezug auf die ›Die Unglückseligen‹ ist nun weniger danach zu fragen, ob das Werk Bachtins mittlerweile kanonisiertem Konzept der literarischen Dialogizität folgt – die Vielzahl an Einzelstudien, die polyphone Strukturen in der deutschsprachigen Literatur untersuchen, sei an dieser Stelle als Beleg dafür angeführt, dass das Prinzip der Dialogizität bereits zu einem literaturtheoretischen Standardmodell avanciert ist.[13] Es gilt vielmehr zu klären, inwieweit die Dorn'sche Polyphonie einen Sonderfall dialogischen Erzählens darstellt.

Betrachtet man unter diesem analytischen Gesichtspunkt die drei ›Hauptstimmen‹ Johanna Mawet, Johann Wilhelm Ritter und den Teufel, wird rasch deutlich, dass Polyphonie bei Dorn wesentlich als ›Viel-Stimmigkeit‹ im Wortsinne zu begreifen ist: Während Bachtin in seiner Dostojewski-Studie noch vornehmlich den strukturellen Aspekt der Gleichberechtigung »vollwertiger Stimmen« ins Zentrum rückt, arrangiert Dorn auf diegetischer Ebene ein Gewirr verschiedenster Figurenstimmen, die mit- und oft auch durcheinander sprechen. Diese Figuren haben nicht nur ihre eigenen Schriftbilder (siehe oben), sie unterscheiden sich überdies auch in ihrem Sprachgebrauch. So bedient sich die Molekularbiologin Johanna, die auf dem Wege der Wissenschaft die menschliche Unsterblichkeit herbeiführen will, eines zeitgenössischen Vokabulars, das stellenweise mit biologischen Fachtermini durchsetzt ist.

Ihr frühromantischer Kollege Johann Wilhelm Ritter dagegen gibt sich bereits durch seine Ausdrucksweise als kultureller Fremdkörper zu erkennen: Dorns Ritter-Figur spricht ein stark literarisiertes Kunstidiom, das den deutschen Sprachgebrauch um 1800 imitiert. Zu den markantesten Kennzeichen dieser »sprachlichen Mimikry«[14] zählen doppelte Negationen (»Nimmer nicht wird Verstand den Weg zur Allein-

13 Exemplarisch für die Rezeption von Bachtins Theorie in der Germanistik seien genannt: Claudia Müller, »Ich habe viele Namen«. Polyphonie und Dialogizität im autobiographischen Spätwerk Max Frischs und Friedrich Dürrenmatts, Paderborn und München 2009; Gunhild Samson, Polyphonie und Sprachkritik im Werk Christa Wolfs, in: Exemplarische AutorInnen und Texte der deutschen Literaturgeschichte in der interkulturellen Kommunikation, hrsg. von Christa Grimm, Leipzig 2008, S. 133–162; Polyphonie, Intertextualität und Intermedialität. Ein interdisziplinäres Forschungsfeld, hrsg. von Marion Grein, Aachen 2010.

14 Sabine Doering, [Rez.] Thea Dorn, Die Unglückseligen, in: Goethe-Jahrbuch 133 (2016), S. 239–240, hier: S. 240.

heit sich erklügeln«, S. 126), historische Genitiv- (»in jenes Weibes Gestalt«, S. 20) und Dativkonstruktionen (»mit jedem Manne«, S. 21), eine altertümlich anmutende Syntax (»Der Einzige, den je auf Erden ich hatte«, S. 69), dialektal gefärbte Flüche (»Räudel! Rotzer! Strupp!«, S. 95) und eine mittlerweile ungebräuchliche Verwendung von Vergleichspartikeln (»gerade so viel verstanden als ein staunendes Kind«, S. 149). Von besonderem Interesse ist Ritters Kunstsprache weniger als linguistisch mehr oder minder präzise Rekonstruktion des goethezeitlichen Deutsch,[15] sondern als narrative Technik, die Ritters kulturelle Identität ›konserviert‹. Der Physiker wird so zum lebenden kulturgeschichtlichen Link in die Zeit der Romantik, dessen Sprache und romantische Weltsicht über zwei Jahrhunderte hinweg erhalten geblieben sind und einen Gegenpol zu Johanna, der Verkörperung der Gegenwart, bildet.

In dieser Konstellation stellt der Teufel eine Art Bindeglied dar. Einerseits orientiert sich der manierierte Idiolekt des Leibhaftigen wie derjenige von Ritter an historischen Entwicklungsstadien des Deutschen und nimmt sich dabei insbesondere den literarischen Sprachgebrauch des 19. Jahrhunderts zum Vorbild: »Wie könnt ich setzen auf der Menschheit stolze Eigenkraft, funkt ich mit faulem Zauber stets dazwischen?« (S. 96) Oft weisen die Beiträge aus der Literaturkritik auf den jambischen Charakter der Teufelsprosa hin, der als Verweis auf die Dramenform des Goethe'schen ›Faust‹-Prätextes gelesen werden könne.[16] Die sprachliche Expertise des Teufels umfasst neben dem altmodischen Jambentakt allerdings auch Formen des modernen Sprachgebrauchs. So kommt es, dass sich regelmäßig sprachgeschichtliche Anachronismen in den Redefluss des Teufels einschleichen: »So lang ist's her, dass er [Ritter, NI] das Schiff der Wissenschaft verlassen; so rasend schnell die

15 Einer mikrophilologischen Authentizitätsprüfung kann der Roman nicht in allen Punkten standhalten. So herrscht in der Kritik größtenteils ein Konsens darüber, dass insbesondere Imperative und kasusbedingte Flexionsendungen von Dorn nicht durchgängig korrekt verwendet wurden. Vgl. Müller, Doch eins, Canaille, sag ich dir! (Anm. 2), S. 12. Vgl. ebenso Doering, [Rez.] Thea Dorn, ›Die Unglückseligen‹ (Anm. 14), S. 240.

16 Vgl. Tilman Spreckelsen, Wie macht der alte Mann das nur? Gottes Werk und Teufels Jamben. Thea Dorn sucht nach dem ewigen Leben in der DNA Johann Wilhelm Ritters. [Rez.] Thea Dorn, ›Die Unglückseligen‹, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 10.3.2016, S. 12.

Fahrt, zu der es seither angesetzt, dass sogar mir von all den *Mys* und *Bytes* bisweilen ganz verpixelt wird zumute.« (S. 162 f.)

Seine kulturelle Anpassungsfähigkeit lässt den Teufel als gebildeten Mann von Welt erscheinen, der sich – im Gegensatz zu Ritter – souverän des kulturellen Registers der Gegenwart bedient.[17] Mit dieser performativen Strategie schreibt sich Thea Dorns Teufelsstimme in die Tradition der dandyhaften Teufelsfiguren des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts ein, wie sie etwa in Hauffs ›Mitteilungen aus den Memoiren des Satan‹ (1825/26), in Goethes ›Faust‹ (1808 und 1832) oder bei Lenau auftreten.[18] Das selbstreflexive Diktum des Goethe'schen Mephisto, das dieser in der Hexenküchen-Szene vorbringt, lässt sich insofern problemlos auf den »diable civilisé«[19] in ›Die Unglückseligen‹ übertragen: »Auch die Kultur, die alle Welt beleckt, | Hat auf den Teufel sich erstreckt«.[20]

*

Mehr noch als in ihrem Sprachgebrauch unterscheiden sich die drei Hauptstimmen ›Ritter, Tod[21] und Teufel‹ durch den ideellen Gehalt ihrer Aussagen. Insbesondere im Fall von Johanna und Ritter stehen sich zwei drastisch differierende Wissenschaftsentwürfe gegenüber. Auf der einen Seite befindet sich der Universalgelehrte Ritter, der ganz in romantischer Tradition seine empirischen Beobachtungen in holistisch-

17 Vgl. Höppner, [Rez.] Thea Dorn, ›Die Unglückseligen‹ (Anm. 5), S. 131.

18 Vgl. Stefan Greif, Sympathie für den Teufel? Zum Teufelsbild der Goethezeit, Paderborn 1996 (= Paderborner Universitätsreden 55), hier zitiert nach der Version: Goethezeitportal (28.1.2004) (http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/epoche/greif_teufel.pdf, Datum des Zugriffs: 17.8.2021), S. 3 f.

19 Vgl. Germaine de Staël, De l'Allemagne. Tome premier. Nouvelle Édition revue et corrigée, Paris 1832, S. 489.

20 Johann Wolfgang von Goethe, Faust. Der Tragödie erster Teil, in: ders., Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche, Bd. 7/1: Faust. Texte, hrsg. von Albrecht Schöne, Frankfurt am Main 1994, S. 31–200, hier: S. 107 (v. 2495 f.).

21 Johanna Mawets Nachname kann als Verweis auf den jüdischen Todesengel Malakh ha-mawet gelesen werden. Vgl. Beate Ego, [Art.] Todesengel, in: Der neue Pauly. Enzyklopädie der Antike, Bd. 12/1, hrsg. von Hubert Cancik und Helmuth Schneider, Stuttgart und Weimar 2002, Sp. 648 f., hier: Sp. 648.

metaphysische Systeme der Weltdeutung einordnet[22] und dementsprechend wenig Verständnis für die spezialistenhafte »Bruchteilpfuscherei« (S. 316) seiner modernen Kollegin Johanna aufbringen kann: »Anstatt den Weltatem zu fühlen, der alles durchströmt, seht ihr Teile bloß und meint gar noch, ihr gewönnet etwas, wenn's immer kleinere und kleinere Teile werden, die ihr sichtbar macht.« (S. 128)

Umgekehrt erscheinen die spekulativen Anteile von Ritters Forschung der kompromisslosen Empirikerin Johanna bestenfalls esoterisch. Über Ritters ›Fragmente aus dem Nachlasse eines jungen Physikers‹ (1810), das letzte zu Lebzeiten erschienene Werk des Physikers,[23] urteilt sie: »Der Bibliothekar, der dieses Werk bei *German Literature* und nicht bei den Wissenschaften einsortiert hatte, hatte jedenfalls die richtige Entscheidung getroffen.« (S. 107) Diesen grundlegenden wissenschaftstheoretischen Dissens, der aus einer Epochendifferenz von 200 Jahren entspringt,[24] nutzt Thea Dorn, um gezielt konfrontative

22 Vgl. Michael Gamper, Elektropoetologie. Fiktionen der Elektrizität 1740–1870, Göttingen 2009, S. 161: »Es war eine Eigenheit von Ritters Arbeitsstil, dass er die experimentelle Erschließung des Phänomens mit dessen reflexiver Universalisierung koppelte, dass er also die gestellten Aufgaben mit akribischer Geduld und großem materiellem und zeitlichem Aufwand löste und die Ergebnisse auswertete, dann aber auch Spekulationen anschloss, die zwar ein unter gewissen Prämissen Wahrscheinliches in den Blick nahmen, aber eindeutig über das experimentell Beweisbare hinausgingen […].«

23 Zur komplexen Rahmenform der Nachlassfiktion, die Ritter für seine ›Fragmente‹ wählt, vgl. Benjamin Specht, Physik als Kunst. Die Poetisierung der Elektrizität um 1800, Berlin und New York 2010, S. 160–163.

24 Johannas und Ritters wechselseitiges Unverständnis entstammt einem wissenschaftshistorischen Paradigmenwechsel: Wie Olaf Breidbach aufzeigt, erfolgt das Auseinandertreten von spekulativer Naturphilosophie und empirischer Naturwissenschaft im Laufe des 19. Jahrhunderts im Zuge von wissenschaftspolitischen Distinktionsbestrebungen, die eine zunehmende Zersplitterung der Naturforschung in Teildisziplinen zur Folge haben. Johannas Differenzierung zwischen ernstzunehmender Empirie und unseriöser – weil spekulativer – Esoterik ist daher mit Breidbach gesprochen eine nachträgliche Setzung, die zwar für die wissenschaftliche Praxis der Gegenwart, nicht aber für diejenige des frühen 19. Jahrhunderts Geltung beanspruchen kann. Denn die Wissenschaft der Romantik inkorporiert induktiv-empirische und deduktiv-spekulative Ansätze in gleichem Maße, ohne dabei eine wertende Abstufung zwischen den beiden Forschungsmodi vorzunehmen. Vgl. Olaf Breidbach, Empirie versus Spekulation? Naturphilosophie als spekulative Wissenschaftslehre und die Formierung der modernen

Dialogsituationen zwischen den beiden Faustnachfolgern zu arrangieren. Hierbei diskutieren Romantik und Gegenwart, verkörpert von Ritter und Johanna, über Fragen der Forschungsmethodik und des wissenschaftlichen Selbstverständnisses.

Im Rahmen dieser Streitgespräche übernimmt Ritter die Rolle eines frühromantischen Sokrates, der Johannas Überzeugungen kritisch auf ihren Gehalt hin prüft. So übt der Romantiker etwa eine grundlegende Kritik an modernen Fortschrittskonzeptionen, als er seiner Kollegin vorwirft, taub für die Sprache der Natur zu sein: »Dein Fortschritt: Hat einen einzigen Grashalm er zum Sprechen gebracht? Wisst ihr dem Tautropfen zu lauschen, wenn er des Morgens sich vom Blatte löst?« (S. 127) Mit der Metapher der sprechenden Natur ruft Ritter einen Kernaspekt des romantischen Naturverständnisses auf, den er als Gegenentwurf zum modernen Fortschrittsmodell einer linearen Progression anführt.

Die Vorstellung einer ›sprechenden‹ Natur, die sich dem Menschen mittels verschlüsselter Zeichen mitteilt, findet sich bereits bei Böhme, Hamann und Herder in jeweils unterschiedlichen Ausprägungen[25] und wird von der romantischen Generation mit Begeisterung rezipiert. Insbesondere in den Schriften von Novalis, einem engen Freund Ritters, taucht der Gedanke einer beseelten, sprachfähigen Naturgesamtheit leitmotivisch auf: »Der Mensch spricht nicht allein – auch das Universum spricht – alles spricht – unendliche Sprachen«,[26] heißt es im ›Allgemeinen Brouillon‹. Ähnliche Überlegungen finden sich auch im ›Heinrich von Ofterdingen‹ sowie in den ›Lehrlingen zu Sais‹ (beide 1802).[27] Als *telos* einer romantisch fundierten Naturforschung kann

Naturwissenschaften aus der Situation Weimar-Jena um 1800, in: Ereignis Weimar-Jena. Kultur um 1800, hrsg. von Olaf Breidbach, Klaus Manger und Georg Schmidt, Paderborn 2015, S. 237–276, hier: S. 239–243.

25 Begrifflich und konzeptionell variiert sie dort zwischen »Hieroglyphen«, »Chiffern« oder »Signaturen«. Vgl. Axel Goodbody, Natursprache. Ein dichtungstheoretisches Konzept der Romantik und seine Wiederaufnahme in der modernen Naturlyrik (Novalis – Eichendorff – Lehmann – Eich), Neumünster 1984, S. 29–34.

26 Novalis, Das Allgemeine Brouillon, in: ders., Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs. Bd. 3: Das philosophische Werk II, hrsg. von Richard Samuel und Paul Kluckhohn, 2. Aufl., Stuttgart [u.a.] 1960, S. 207–480, hier: S. 267 f.

27 Vgl. Goodbody, Natursprache (Anm. 25), S. 49–104.

demnach die Übersetzung und Deutung der vielgestaltigen Natursprache angesehen werden; Wissenschaft wird in erster Linie zur »Dechifrirkunst«.[28] Im starken Kontrast zu diesem romantischen Ideal führt Ritter ein Blick in Dorns rationalismusgesteuerte, hochgradig materialistische Gegenwart der 2010er Jahre zu dem ernüchternden Schluss: »Nie zuvor nicht lag Natur so stumm, so leblos, so zergliedert da […].« (S. 126)

Johannas Gegenrede erfolgt nun aus der Perspektive einer in der Gegenwart sozialisierten Wissenschaftlerin: »Wenn ich im Labor stehe, *bringe* ich Natur zum Sprechen. Ich sehe Dinge, von denen die Wissenschaftler zu Ihrer Zeit tatsächlich nur träumen konnten.« (S. 127) In der semantischen Besetzung ihres Forschungsdesiderats offenbaren sich die unterschiedlichen Auffassungen der beiden Wissenschaftlergenerationen: Während Ritter die epistemischen Leerstellen der Naturwissenschaft als natürlichen Teil des »All-Thiers« ansieht,[29] zergliedert Johanna ›unbeseelte‹ Materie mithilfe avancierter technischer Hilfsmittel. Anders als Ritter greift sie auf keinen interpretativen Rahmen zurück, um ihre Forschungstätigkeit in Sinnstrukturen einzuordnen – die Natur zeigt sich ihr allenfalls als »verschlagenes Biest« (S. 31), das es zu überlisten gilt.[30] Aufgrund dieses fundamental unterschiedlichen Naturverständnisses gelangt Johanna in der Retrospektive zu einer für einen Romantiker brüskierenden Schlussfolgerung: »Die früheren Forscher waren blind für das Leben im Unsichtbaren. […] Wir sind dabei, die Welt vollkommen neu zu entschlüsseln.« (S. 127)

28 Novalis, Das Allgemeine Brouillon (Anm. 26), S. 443.

29 Der Begriff »All-Thier« entstammt Ritters erster wissenschaftlicher Schrift ›Beweis, dass ein beständiger Galvanismus den Lebensproceß im Thierreich begleite‹ (1798). Hier illustriert er Ritters Verständnis von Natur als Universalorganismus: »Wo bleibt der Unterschied zwischen den Theilen des Thieres, der Pflanze, dem Metall und dem Steine? – Sind sie nicht sämmtlich Theile des grossen *All-Thiers*, der *Natur*?« (Johann Wilhelm Ritter, Beweis, dass ein beständiger Galvanismus den Lebensproceß im Thierreich begleite. Nebst neuen Versuchen und Bemerkungen über den Galvanismus, Weimar 1798, S. 171.) Thea Dorn greift den markanten Begriff aus Ritters Naturphilosophie auf und lässt ihn von der modernen Skeptikerin Johanna als esoterischen »Blödsinn« verspotten (vgl. S. 319).

30 Stephan Höppner diagnostiziert bei Johanna daher in Anlehnung an Georg Lukács eine »transzendentale Obdachlosigkeit«; Höppner, [Rez.] Thea Dorn, ›Die Unglückseligen‹ (Anm. 5), S. 129.

Die Fokussierung auf die zwei ungleichen faustischen Hauptstimmen Johann und Johanna ermöglicht es Dorn, spezifische Diskurslogiken unter einem narrativen Brennglas zu betrachten: Immer wieder sieht sich Johanna angesichts Ritters biologischer ›Unkenntnis‹ gezwungen, die internen Funktionsmechanismen des Gentechnik-Diskurses für ihn – und somit auch für den Leser – offen zu legen. Als Johanna dem Physiker in ihrem Labor in Dark Harbour Gewebeproben entnimmt (vgl. S. 155–172), erklärt sie ihrem Patienten sukzessive die Abläufe und technischen Hilfsmittel, die beim Präparieren des Gewebes zum Einsatz kommen. Auf diese Weise erfährt Ritter von der technischen Infrastruktur der Molekularbiologie, die von Mikroskopen über Cryostate bis hin zu digitaler Analysesoftware reicht:

> »Das hier ist ein Cryostat-Microtome«, hub diese […] an, ihn zu belehren. »Cryostat, weil es die gefrorenen Gewebeproben konstant auf niedriger Temperatur hält. Und das Microtome befindet sich im Innern. Im Prinzip funktioniert es wie eine ganz gewöhnliche Brot- oder Wurstschneidemaschine. Nur dass hier viel dünnere Scheiben geschnitten werden.« (S. 160)

Durch die interne Fokalisierung nimmt der Leser den Standpunkt Ritters ein und betrachtet das Instrumentarium der Genetik mit derselben Unbedarftheit wie der romantische Physiker.[31] Insofern dienen diese und ähnliche Passagen nicht allein dazu, der Wissenschaftsfiktion einen notwendigen Grad an Realismus zu verleihen, sie vermitteln vielmehr theoretische und praktische Informationen aus einem hermetischen Spezialdiskurs im Medium der Literatur.

Dafür spricht vor allem auch der Umstand, dass es sich bei den wissensvermittelnden Passagen um keine fragmentarischen Einblicke in Johannas Forschungsfeld handelt. Thea Dorn stellt vielmehr systematisch im Erzählverlauf den gesamten Prozess einer Genomanalyse dar. Wieder in Deutschland angekommen, lässt Johanna Ritters Genom auswerten, da sie in den Mutationen in seiner DNA den Schlüssel zur Un-

31 Ritter erschließt sich die unbekannten Maschinen und Utensilien dabei weitestgehend über assoziative Vergleiche mit dem Supermarkt, in dem er noch zu Beginn der Erzählung arbeitet: »Hätte er nicht im Vorbeihasten ein Chemiekabinett entdeckt, […] er hätte sich eher in den Lagerräumen des *supermarket* denn an einem Orte der Wissenschaft gewähnt.« (S. 160)

sterblichkeit vermutet. Anhand der Ergebnisse weist sie den Frühromantiker anschließend praxisnah in die Grundlagen der Genomanalyse ein und passt dabei ihre didaktische Strategie mehrfach an seinen Wissensstand und seine Aufnahmebereitschaft an (vgl. S. 305–316).[32]

Polyphonie und Dialogizität erfüllen in ›Die Unglückseligen‹ demnach eine bilaterale Sonderfunktion: Sie bestimmen einerseits in Gestalt von wechselnden Schriftbildern die Erzählung als formalästhetische Strukturprinzipien und dienen andererseits als Verfahren der Informationsvermittlung, das hochspezialisiertes, zugleich aber gesamtgesellschaftlich relevantes Wissen erzählerisch in den öffentlichen Diskurs einspeist. Für diese Art von Diskurskoppelung hat Michel Foucault in seiner ›Archäologie des Wissens‹ den Begriff der »interdiskursive[n] Konfiguration« geprägt.[33] Gemeint sind damit spezifische Ähnlichkeits- und Wechselwirkungsrelationen zwischen synchron existierenden Diskursen, die sich zwar mit unterschiedlichen Gegenständen befassen, dabei jedoch ähnliche Strukturen der Wissensproduktion und -anordnung ausbilden – Foucault nennt hier die Naturgeschichte, die Analyse der Reichtümer und die Allgemeine Grammatik des 18. Jahrhunderts.[34]

Während Foucaults Hauptinteresse den allgemeinen Mechanismen der Wissensproduktion gilt, hat insbesondere Jürgen Link den Interdiskurs-Begriff für die Literaturanalyse nutzbar gemacht. Link bestimmt die Interdiskursivität als Zentralcharakteristikum des literarischen Diskurses, der sich als »elaborierter Interdiskurs«[35] fortwährend mit anderen Diskursen verkoppele, um das in ihnen enthaltene Spezialwissen

32 Dorns Anspruch, Johanna als narratives ›Wissensvehikel‹ zu nutzen, schlägt sich sowohl in ihrer direkten als auch in ihrer erlebten Figurenrede nieder: »Ich will versuchen, es Ihnen zu erklären« (S. 308), sagt sie etwa eingangs an Ritter (und zugleich auch an den Leser) gewandt. Kurz darauf erwägt sie: »Sollte sie hinzufügen, dass jeder Buchstabe für eine bestimmte Art Abweichung stand? Zu kompliziert. Lieber sollte sie versuchen, ihm ein paar Basics zu erklären.« (S. 309)

33 Vgl. Michel Foucault, Archäologie des Wissens, Frankfurt am Main 1973, S. 225 f.

34 Vgl. ebd.

35 Jürgen Link, Literaturanalyse als Interdiskursanalyse, in: Diskurstheorien und Literaturwissenschaft, hrsg. von Jürgen Fohrmann, Frankfurt am Main 1988, S. 284–307, hier: S. 286. Andernorts nimmt Link gemeinsam mit Link-Heer eine Akzentverschiebung vor und bezeichnet Literatur als »institutionalisierten« Interdiskurs. Siehe hierzu Jürgen Link und Ursula Link-Heer, Diskurs/Interdiskurs und Literaturanalyse, in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 77 (1990), S. 88–99, hier: S. 93.

ästhetisch zu verarbeiten. Literatur leiste insofern eine »Re-Integration (bis hin zur ›Synthesis‹ und Totalisierung) des in den Spezialdiskursen sektoriell zerstreuten Wissens«.[36]

Dass Thea Dorn narrative Polyphonie in Links Sinne als interdiskursives Reintegrationsverfahren verwendet, lässt sich vor allem dann erkennen, wenn man die verschiedenen Repräsentationen des Gentechnik-Diskurses berücksichtigt, mit denen Johanna und Ritter im Laufe der Erzählung in Kontakt kommen. Denn Dorn lässt nicht nur ihre beiden Faustfiguren in einen Dialog über die moderne Gentechnik treten, sondern gruppiert quasi um sie herum die Äußerungen weiterer Akteure innerhalb des Gentechnik-Diskurses. Es handelt sich dabei um metonymische Figurationen von Interessengruppen und Institutionen, denen spezifische diskursinterne Kompetenzen und Funktionen zukommen und die somit Einfluss auf Johannas Forschung ausüben. Im Foucault'schen Sinne bilden diese Gruppierungen die spezifische »Formation der Äußerungsmodalitäten«[37] innerhalb des Gentechnik-Diskurses. Gemein ist ihnen allen, dass sie Johannas Unsterblichkeitsprojekt kritisch gegenüberstehen oder eine Gefahr für sein Gelingen darstellen: So verweigert eine deutsche Ethikkommission Johannas Antrag auf Verwendung von Stammzellen (vgl. S. 80) und ein Radio-Wissenschaftsmagazin provoziert sie mit seiner »politisch korrekten Fragerei« (S. 330) dazu, das Studio zu verlassen. Außerhalb der ›scientific community‹ bildet der Roman auch Gentechnik-Gegner als Teil der Diskurskonfiguration ab – durch Johannas Perspektive satirisch überspitzt als »Müsli-Publikum« (S. 277).

36 Link/Link-Heer, a.a.O., S. 93. Im theoretischen Umfeld Links und Link-Heers bewegt sich auch Gérard Raulet, der die methodologischen Chancen der Interdiskursivität für die Literaturwissenschaft vor allem in ihrem Potential sieht, spezifische, historisch bedingte Diskursformationen deskriptiv zu erfassen und miteinander vergleichbar machen zu können: »Die Interdiskursivität, und darin besteht nicht zuletzt ihr eigentlicher möglicher Beitrag zur Literatur- und Ideengeschichte, kann […] dazu dienen, das Verhältnis diskursiver Formationen zueinander und insbesondere die Wiederkehr von Diskursmomenten zu beleuchten, die der hermeneutischen Annahme einer epochenmäßigen Episteme entgehen […]« (Gérard Raulet, Interdiskursivität als Methode der Literaturwissenschaft und der Ideengeschichte, in: Dokumentation des Symposiums »Interkulturelle Deutschstudien. Methoden, Möglichkeiten und Modelle« in Takayama/Japan 1990, hrsg. von Kenichi Mishima und Hikaru Tsuji, München 1992, S. 135–155, hier: S. 136).

37 Foucault, Archäologie des Wissens (Anm. 33), S. 75–82.

Der Gentechnik-Diskurs bleibt allerdings nicht die einzige Wissensformation, die im Erzählverlauf vielstimmig erschlossen wird. Sichtbar wird der systematische Charakter von Thea Dorns (Inter-)Diskursöffnung dann, wenn man neben dem Gentechnik-Diskurs weitere Diskursfelder betrachtet, die in ›Die Unglückseligen‹ aufgegriffen und miteinander verknüpft werden. Als eine der zentralen Motivkonstanten des Romans bietet sich hier das existentielle Komplement zu Johannas Forschungsdesiderat der Unsterblichkeit an: Sei es als »verhasster Feind« (vgl. S. 205) oder als »Grundgegebenheit[ ] menschlicher Existenz« (S. 80) – der Tod bestimmt die fundamentale Erzählstruktur von ›Die Unglückseligen‹, angefangen beim Arrangement der Hauptfiguren: Hier stehen sich ein unfreiwillig unsterblicher Physiker und eine Biologin, die den Tod bezwingen will, als oppositionelle Existenzformen gegenüber.[38] Entsprechend vertreten Johanna Mawet und Johann Wilhelm Ritter diametral entgegengesetzte Todeskonzepte, die jeweils als ›gegenwärtig‹ und ›romantisch‹ markiert werden. Auf einer gemeinsamen Zugreise in den USA treffen diese kulturellen Vorprägungen schließlich in verdichteter Form aufeinander (vgl. S. 206–212).

Ritter geht in der Tradition des frühen 19. Jahrhunderts von einem religiös legitimierten Tod aus, der als natürlicher Endpunkt des irdischen Lebens zugleich auch die Perspektive eines metaphysischen Erlösungsprozesses eröffnet. Daher warnt er seine Kollegin Johanna unter Berufung auf das romantische Prinzip der All-Polarität[39] davor, ihr Unsterblichkeitsprojekt umzusetzen:

> Das Ewige muss eine Sehnsucht bleiben! Der Mensch braucht den unendlichen Horizont! Aber wehe, er berührt ihn! Wie sollen die

38 Vgl. Müller, Doch eins, Canaille, sag ich dir! (Anm. 2), S. 12: »Die Unsterblichkeit ist ein existenzieller Zustand (im Fall Ritters) oder ein wissenschaftliches Projekt (im Fall Johannas) […].«

39 Zur Bedeutung des Polaritätsprinzips in der Naturphilosophie der Romantik vgl. Jürgen Daiber, Die Suche nach der Urformel. Zur Verbindung von romantischer Naturforschung und Dichtung, in: Aurora 60 (2000), S. 75–103, hier: S. 78: »Die Romantiker machen das in Kants transzendentaler Naturphilosophie vorgefundene und bei Schelling später verabsolutierte Prinzip der Polarität zu ihrem Leitprinzip, dessen Struktur ihrer Auffassung nach allen Dingen der Natur eingeprägt ist, nicht nur dem Bereich der Mechanik. In dieser Struktur, im Dualismus zweier Erscheinungen, die auf einer höheren Ebene zur Übereinstimmung strebten, mußte sich die Urformel, in welcher die Einheit der Natur begründet lag, verborgen halten.«

> Säulen länger das Himmelsdach tragen, wenn alle Polarität ausgelöscht, alles in eins geschmolzen? So wie der Tag die Nacht braucht, das Positive das Negative, der Mann das Weib, so braucht die Unendlichkeit die Endlichkeit. Vernichte den einen Pol – und du hast das Ganze vernichtet! Lass endlich davon ab! (S. 209)

Für den Romantiker kommt Johannas Forschungsvorhaben einer Sinnkrise gleich: Die »unendliche Annäherung« an ein unerreichbares Absolutes, die Manfred Frank als zentrale Denkfigur der frühromantischen Philosophie bestimmt,[40] kann nicht länger stattfinden, wenn die Unendlichkeit künstlich herbeigeführt bzw. erzwungen wird. In einer faktisch unsterblichen Welt stellt Novalis' stilprägende Romantisierungsoperation, »dem Endlichen einen unendlichen Schein« zu verleihen,[41] ein unmögliches Unterfangen dar, da das Unendliche aus seinem per definitionem unerreichbaren Schwebezustand herausgelöst wird. Eine derartige Festlegung des Unendlichen muss daher aus romantischer Sicht notwendigerweise »in die Räume des Unsinns« führen.[42]

Johanna hingegen argumentiert stellvertretend für eine ›todesentfremdete‹ Gegenwart, die die romantische Todessehnsucht lange hinter sich gelassen hat:

> [D]ie Welt hat sich seither radikal verändert. Dass es auch heute noch so viele gibt, die sich an den Tod klammern, ist schiere Nostalgie. Wir sind als Menschheit an einem Punkt angelangt, an dem wir den letzten Schritt gehen können. Gehen werden. Und wüssten Sie mehr über die Welt, wie sie heute ist, würden Sie feststellen, dass wir den Tod insgeheim längst aus unserem Leben verbannt haben. (S. 211)

Es ist vielfach versucht worden, den Paradigmenwechsel in der kollektiven ›Sterbekultur‹ der Moderne, auf den sich Johanna bezieht, begrifflich zu fassen. Eine mittlerweile einschlägige Formulierung, die sich in den vergangenen Jahrzehnten im öffentlichen Diskurs etabliert hat, ist die ›Verdrängung des Todes‹. Diese – oft kultur- oder gesellschafts-

40 Vgl. Manfred Frank, »Unendliche Annäherung«. Die Anfänge der philosophischen Frühromantik, Frankfurt am Main 1997.

41 Novalis, Logologische Fragmente [II], in: ders., Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs, Bd. 2: Das philosophische Werk I, hrsg. von Richard Samuel und Paul Kluckhohn, 2. Aufl., Stuttgart [u.a.] 1960, S. 531–563, hier: S. 545.

42 Novalis, Philosophische Studien der Jahre 1795/96, ebd., S. 104–296, hier: S. 252.

kritisch konnotierte – Formulierung bezeichnet in der Regel Privatisierungs- und Vereinsamungstendenzen in der modernen Sterbepraxis, die einerseits durch den Verlust ganzheitlicher religiös-metaphysischer Sinnstrukturen sowie andererseits durch den medizinischen Fortschritt und die damit einhergehende höhere Durchschnittslebenserwartung erklärt werden.[43] Mehr noch als vorangegangene Epochen steht die Moderne demzufolge vor dem Problem, den weltanschaulich delegitimierten und individualisierten, aber faktisch unvermeidbaren Tod mit ihren Wertesystemen zu vereinbaren. Dieses Dilemma resultiere – so die kulturkritische Diagnose, die das Lemma der Todesverdrängung der Moderne ausstellt – in einer gesellschaftlichen Tabuisierung des Todes.[44]

Ähnlich wie im Falle der Naturwissenschaft macht also die Interaktion von Romantik und Gegenwart eine fundamentale Diskursentwicklung kenntlich. Im (Epochen-)Dialog treten die jeweils repräsentativ gestalteten kulturellen Vorprägungen von Ritter und Johanna zutage, die unterschiedlichen historischen Ausprägungen desselben Diskurssystems entspringen. Dabei eröffnet der Epochenkontakt im Raum der literarischen Fiktion gegenwartsbezogene Reflexionspotentiale. Ganz im Sinne von Lion Feuchtwangers Poetik des historischen Romans ermöglicht es die Romantik als weltanschauliche Spiegelfläche, aus der eigenen Zeit hinauszutreten und ihre Problemfelder ›von außen‹ zu betrachten. Es geht, mit Feuchtwanger gesprochen, »[…] darum, den Leser oder den Zuschauer das Merkwürdige, das Wesentliche der eigenen Zeit spürbar zu machen. Das kann er nur, wenn er aus dieser eigenen

43 Vgl. Armin Nassehi und Georg Weber, Verdrängung des Todes – Kulturkritisches Vorurteil oder Strukturmerkmal moderner Gesellschaften? Systemtheoretische und wissenssoziologische Überlegungen, in: Soziale Welt 39 (1988), H. 4, S. 377–396, hier: S. 378.

44 Dieser Gedanke findet sich besonders pointiert vertreten in Philippe Ariès' ›Geschichte des Todes‹, die nachweislich von Thea Dorn rezipiert wurde. In einem Artikel, der sich mit dem Tod in der Corona-Pandemie beschäftigt, führt sie die Studie des französischen Historikers als kritischen Kommentar zur Todeskultur der Moderne an. Vgl. Philippe Ariès, Geschichte des Todes, München und Wien 1980, S. 742. Vgl. Thea Dorn, Es gibt Schlimmeres als den Tod. Den elenden Tod, in: Zeit online vom 8.4.2020 (https://www.zeit.de/kultur/2020-04/sterben-coronavirus-krankheit-freiheit-triage/komplettansicht; Datum des Zugriffs: 9.5.2022).

Zeit heraustritt und sie als ein Fremdes betrachtet, wenn er einen geschichtlichen Standpunkt wählt.«[45]

*

Die bisherigen Überlegungen bewegten sich ausschließlich auf werkimmanenter Ebene. Anhand formalästhetischer und inhaltlich-struktureller Merkmale wurde versucht, polyphone Erzählstrukturen in ›Die Unglückseligen‹ als eine narrative Strategie der Informationsvermittlung zu identifizieren, die sich mit dem Begriffsregister der Literaturtheorie in der Nachfolge Foucaults als interdiskursives Verfahren beschreiben lässt. Da Interdiskursivität ihrer Natur gemäß ein medienübergreifendes, makrokulturelles Phänomen ist, wäre es allerdings zu kurz gegriffen, die Polyphonie in ›Die Unglückseligen‹ ausschließlich als singuläres Strukturmerkmal eines Einzeltextes einzustufen. Es erscheint deshalb ratsam, in einem nächsten Schritt den analytischen Fokus auszuweiten und zusätzlich das Werkensemble und die Poetik Thea Dorns in den Blick zu nehmen, um den polyphonen Faustroman zu kontextualisieren.

Als Akteurin im literarischen Diskurs zeichnet sich Thea Dorn in erster Linie durch ihre Omnipräsenz aus. Ihr Engagement umfasst Tätigkeiten als Schriftstellerin, Kritikerin, Essayistin und Moderatorin mit den Schwerpunktgebieten Literatur, Philosophie und Theater. Dementsprechend divers gestaltet sich ihr Werkkatalog, der neben Kriminalgeschichten und Briefromanen auch Kurzgeschichten, Dramen, Essays und Drehbücher beinhaltet. Dorns literarisches Spektrum greift damit weit aus und umspannt ›Unterhaltungsliteratur‹ ebenso wie ambitionierte kulturtheoretische Aufsätze. Dennoch wäre es verkehrt, aufgrund dieser Gattungsvielfalt zu folgern, dass die formal heterogenen Einzelwerke auch inhaltlich disparat seien.

So treten bei einer komparativen Auswahl-Lektüre von Dorns Texten rasch werkübergreifende Motiv- und Diskurskontinuitäten zutage: Dieselben Überlegungen zum Naturwissenschafts- und Todesdiskurs, die in ›Die Unglückseligen‹ vielstimmig vorgetragen werden, ziehen sich leitmotivisch durch ihre Werke aus den letzten zehn Jahren, ange-

45 Lion Feuchtwanger, Das Haus der Desdemona oder Größe und Grenzen der historischen Dichtung, Frankfurt am Main 1986, S. 147.

fangen bei der Aufsatzsammlung ›Die deutsche Seele‹ (2011). Das enzyklopädisch aufgebaute Werk, das Dorn gemeinsam mit dem Schriftsteller Richard Wagner verfasst hat, beleuchtet die Facetten deutscher Kultur in überwiegend essayistischen Kurztexten. Hier nimmt der Artikel zum Nationalstereotyp ›German Angst‹ unter anderem Bezug auf die moderne Todesverdrängung, die in ›Die Unglückseligen‹ von Johanna exemplarisch verkörpert und von dem Romantiker Ritter als transzendentale Verkümmerung verworfen wird. Dorn führt in ihrem Essay das gesteigerte Angstempfinden der Deutschen unter anderem auf das (Miss-)Verhältnis des spätmodernen Subjekts zum Tod zurück: »Der radikale Wechsel von Todesverachtung zu Todesverleugnung hat die deutsche Seele in eine weitere Schieflage gebracht.«[46]

In eine ähnliche Richtung zielt auch Dorns Kritik am Utopiedefizit der Gegenwart, die sie in ihrem Eichendorff-Aufsatz ›Der wache Träumer‹ entwickelt.[47] Der Essay bedient sich im wesentlichen derselben Gedankenoperation, die ›Die Unglückseligen‹ als narratives Verfahren prägt: Die Parallelisierung von Romantik und Gegenwart dient als Reflexionsfläche für zeitgenössische Problemkomplexe. Dorns Bezugnahme auf die Romantik lässt sich daher auch weniger als reaktionärer Nostalgie-Impuls, sondern vielmehr als gegenwartsbezogene Funktionalisierung bewerten. Innerhalb der Dorn'schen Poetik dient die Epoche ›Romantik‹ als kulturhistorischer Fundus, dessen Gedankengut in intellektuellen Krisensituationen zur Verfügung steht, um die eigene Gegenwart kritisch zu hinterfragen. Eben dieses Verfahren des diskursorientierten Zurückerinnerns wendet Dorn gegen Ende ihres Aufsatzes an, wenn sie der gegenwärtigen Endlichkeitsphobie die romantische Unendlichkeitssehnsucht als Alternativmodell gegenüberstellt:

> Würde es uns Diesseits-Versessenen, die wir uns immer ängstlicher an das bisschen Leben, das uns Menschen gegeben ist, klammern, nicht besser tun, diese romantische Melodie, die gleichzeitig eine große Heiterkeit und Gelassenheit offenbart, für uns neu zu ent-

46 Thea Dorn und Richard Wagner, Die deutsche Seele, München [7]2011, S. 202.

47 Vgl. Thea Dorn, Der wache Träumer. Über Joseph von Eichendorff, in: »Welch kleiner Teufel führt Ihre Hand?« Autoren der Gegenwart im Dialog mit Handschriften der Romantik, hrsg. von Konrad Heumann und Karoline Sinur, Wiesbaden 2017, S. 31–42, hier: S. 40: »In einer utopielosen, verkarsteten, geistig und künstlerisch ausgedorrten Gegenwart ist neues Leben womöglich nur noch im Verschütteten, Vergessenen zu finden.«

decken, anstatt nach immer engmaschigeren Vergewisserungen, Absicherungen und sonstigen Garantien zu rufen […]?[48]

Eine tragische Aktualität gewinnen Dorns Überlegungen während der Corona-Pandemie. Angesichts der omnipräsenten gesundheitlichen Bedrohung durch COVID-19 intensiviert sich die Beschäftigung der Autorin mit dem Tod in der Spätmoderne. Sie hinterfragt nun besonders die seelischen Bewältigungsmechanismen, die der ›transzendental obdachlosen‹ Gegenwart zur Verfügung stehen: »Woher sollen wir Todesmut oder auch bloß Todesgelassenheit nehmen, ohne auf die alten Schatzkisten metaphysischen Trosts zurückgreifen zu können, die uns Heutigen doch eher als Trickkisten erscheinen?«[49]

Eine literarische Form verleiht Dorn ihren Überlegungen in dem ›Postkartenroman‹ ›Trost. Briefe an Max‹ (2021). Johanna, eine Namensvetterin der ›Faustine‹ in ›Die Unglückseligen‹, verfasst darin Briefe an ihren ehemaligen Philosophie-Professor und Doktorvater Max, in denen sie den COVID-Tod ihrer Mutter zu verwinden versucht. Zu den »Schatzkisten des metaphysischen Trosts«, denen diese Johanna nachspürt, zählen dabei unter anderem Platon (S. 55 ff.), Seneca (S. 120 ff.), Elias Canetti (S. 38), Simone de Beauvoir (S. 38) – und nicht zuletzt auch die Romantik (S. 115): »Oder ist es gar der Todestrieb, der sich hinter unserer permanenten Katastrophengafferei verbirgt? Nur dass wir es uns – im Gegensatz zu den Romantikern – nicht mehr gestatten, der Nacht so todes- wie freudetrunken entgegenzutaumeln?«[50] So spannt Johannas Suche nach Trost einen epochenübergreifenden Bogen, der die Todesphilosophien des westlichen Kulturkanons abruft, um Lösungsstrategien für eine Krise der Gegenwart zu finden.

Die *Tour de force* durch Thea Dorns literarisches und publizistisches Schreiben zeigt deutlich, dass das schriftstellerische Interesse der Autorin weit über ›Die Unglückseligen‹ hinaus ein diskurs- und vor allem problemorientiertes ist. Denn so vielfältig sich Dorns Publikationsreihe auf den ersten Blick auch präsentieren mag, so sehr ähneln sich ihre Einzelwerke in ihrem Interesse an kritischen Diskurskonfigurationen. Im Fokus stehen jeweils gesamtgesellschaftlich relevante Themenge-

48 Ebd., S. 40.
49 Dorn, Es gibt Schlimmeres als den Tod (Anm. 44).
50 Thea Dorn, Trost. Briefe an Max, München ^{2}2021, S. 115.

biete, die aufgrund ihrer hermetischen Diskurslogik von der Öffentlichkeit unbeachtet bleiben, ethisch-moralisch hochpolarisierend wirken oder auf andere Art und Weise kommunikativ unbeleuchtet bleiben.[51] Im Medium der (Populär-)Literatur versucht Dorn solchen Diskrepanzen zwischen eigentlicher Aktualität und unangemessener Rezeption entgegenzuwirken. Speziell in Bezug auf ihre Kriminalromane beobachtet Ulrich Fischer die Tendenz zur systematischen Diskursöffnung:

> Mit ihrem Wunsch, Erkenntnisse, die nur einer kleinen Schicht bekannt sind, zu popularisieren, knüpft Thea Dorn an die Praxis von Autoren wie Lion Feuchtwanger an – wobei sie, anders als Feuchtwanger, statt des beliebten Genres des Historischen- das des Kriminalromans wählt. Gerade hier ist es möglich, in Anlehnung an Muster des *Film noir*, Gesellschaftskritik zu transportieren. Die Philosophiedozentin verlässt den Elfenbeinturm und versucht, den Kulturbetrieb wie die Medien für die eigenen Zwecke zu nutzen.[52]

Dass sie dabei über den Kriminalroman hinaus das literarische Gattungsspektrum nahezu vollumfänglich auslotet, erscheint vor diesem Hintergrund wie eine durchaus kalkulierte Korrespondenz von Autorinnenrolle und Schreibkonzept: Dorn nutzt ihre Erfahrung in unterschiedlichen Teilbereichen des kulturellen Betriebs, um sich mit wechselnden Ausdrucksregistern den Problemkomplexen der Gegenwart zu nähern. Ihre literarischen Diskurs-Narrativierungen versuchen insofern einen sprachlichen Gemeinschaftsraum zu schaffen, der einer möglichst breiten Leserschaft offen steht:[53]

> Ich glaube, dass Gesellschaften Erzählungen brauchen. Und in dem Maße, in dem Gesellschaften sich verändern und diverser werden,

51 Eine solche unangemessene, d.h. größtenteils ausbleibende, Rezeption stellt Dorn in Bezug auf die Entwicklung der Gentechnik im Bereich des *genome editing* fest (am Beispiel der neu entwickelten Genschere Crispr/Cas9). Der Essay, der scharf mit der Aufmerksamkeitsökonomie der spätmodernen Mediengesellschaft ins Gericht geht, trägt bereits den bezeichnenden Titel »Wo bleibt der Aufschrei?« (Die Zeit vom 23.6.2016, S. 39).

52 Ulrich Fischer, [Art.] Thea Dorn, in: Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur (http://www.munzinger.de/document/16000000690, Datum des Zugriffs: 9.5.2022).

53 Vgl. hierzu ebd.: »Sie propagiert und praktiziert […] eine Literatur für alle, lässt sich von Adornos Gesellschaftskritik indes inspirieren.«

> brauchen sie neue Erzählungen. Nur: Ich glaube, dass sie Erzählungen brauchen, die alle idealerweise berühren, in denen sich alle auf ihre Weise wiederfinden können […]. Man muss eine Sprache finden, die dieses Gemeinsame stiftet und nicht ein Nischenjargon ist.[54]

Thea Dorns heterogen erscheinender Werkkatalog ist damit nicht als diffuses Textgewirr zu verstehen, sondern er indiziert im Gegenteil ein Verständnis von Literatur als interdiskursiver Vermittlungsplattform. Deren Zugänglichkeit wird garantiert durch die programmatische Offenheit für eine Bandbreite an hoch- wie populärliterarischen Textgattungen. Anders gesagt: Die Polyphonie, die das Einzelwerk ›Die Unglückseligen‹ auszeichnet, wirkt auch auf der Makroebene des Gesamtwerks formgebend.

*

Nachdem ›Die Unglückseligen‹ in den Kontext von Thea Dorns Werkekatalog eingebettet wurde, erscheint das auf den ersten Blick ›verwilderte‹ Erzählgewebe des Faustromans in einem klareren Licht: Die formal und inhaltlich vielstimmige Erzählung repräsentiert *pars pro toto* Thea Dorns ›polyphone‹ Poetik; sie gleicht damit einem poetischen Mikrokosmos. So ist es auch nicht weiter verwunderlich, dass ›Die Unglückseligen‹ eine Vielfalt an literarischen Gattungsmustern mobilisiert. Die Trias der literarischen Großgattungen komplettieren diverse lyrische Einschübe (vgl. S. 19, 160, 265 f.) und der Drameneinschub »Der Siebente Weltkongress der Immortalisten« (S. 189–203). Darüber hinaus bleibt es allerdings nicht bei einer Gattungsmischung auf der Makroebene. Zu den Hauptgattungen des Erzählens gesellen sich im Romanverlauf sekundäre Formen wie Briefe (vgl. S. 407–427), Lieder (vgl. S. 120), Passagen im Stil eines Kinderbuchs (vgl. S. 469–479), Comics (vgl. S. 295 f.) sowie ein anderthalbseitiges makabres Märchen, das die Geschichte einiger amputierter Gliedmaßen während der Befreiungskriege erzählt (vgl. S. 57 f.).

54 René Aguigah, Was soll »deutsch« sein? Jagoda Marinić und Thea Dorn im Gespräch, Deutschlandfunk vom 11.11.2018, 00:48:37–00:49:46 (https://www.deutschlandfunkkultur.de/jagoda-marinic-und-thea-dorn-im-gespraech-was-soll-deutsch-100.html, Datum des Zugriffs: 29.3.2023).

Diese Genrevielfalt birgt abseits ihrer poetologischen Funktion eine literaturhistorische bzw. intertextuelle Relevanz. Denn angesichts der zahlreichen Bezugnahmen auf die Gedankenwelt der deutschen Romantik, die im Erzählverlauf angebracht werden, lässt sich das ästhetische Verfahren leicht als Verweis auf Friedrich Schlegels Programm einer ›progressiven Universalpoesie‹ lesen. Schlegels poetologisches Leitprinzip, dessen kohärenteste Darstellung sich im Athenäumsfragment 116 findet, untergliedert sich in mehrere ästhetische und gesellschaftliche Teilaspekte.[55] Für die Beurteilung der Gattungspoetik in ›Die Unglückseligen‹ reicht es allerdings aus, auf den wohl bekanntesten Aspekt der Schlegel'schen ›Universalpoesie‹, die »Vereinigung aller getrennten Gattungen der Poesie«,[56] zu verweisen. Im Rahmen des progressiven, d.h. potenziell unabschließbaren Dichtungsprozesses repräsentiert die Synthetisierung unterschiedlichster Gattungs- und Sprachregister das romantische Ideal einer Poesie, die dem Absoluten eine Form zu verleihen versucht und zugleich die damit einhergehenden Darstellungsaporien reflektiert. Aus diesem Grund führt Schlegel ein weites Spektrum an Gattungsmustern und Ausdrucksmodi ins Feld, um das Einfluss- bzw. Aufgabengebiet der romantischen Poesie zu illustrieren:

> Ihre Bestimmung ist nicht bloß, alle getrennte Gattungen der Poesie wieder zu vereinigen, und die Poesie mit der Philosophie und Rhetorik in Berührung zu setzen. Sie will, und soll auch Poesie und Prosa, Genialität und Kritik, Kunstpoesie und Naturpoesie bald mischen, bald verschmelzen, die Poesie lebendig und gesellig, und das Leben und die Gesellschaft poetisch machen, den Witz poetisieren, und die Formen der Kunst mit gediegnem Bildungsstoff jeder Art anfüllen und sättigen, und durch die Schwingungen des Humors beseelen.[57]

Als formale Realisierung von Schlegels poetologischem Leitbild erfüllt insbesondere der Roman das Ideal eines universalen Bindeglieds, da

55 Einen Überblick über die Teilfacetten von Schlegels Konzept der ›Universalpoesie‹ gibt Matthias Löwe, [Art.] Universalpoesie, in: Friedrich Schlegel-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, hrsg. von Johannes Endres, Stuttgart 2017, S. 331 ff.

56 Vgl. Friedrich Schlegel, Athenäumsfragmente, in: ders., Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, Bd. 2: Charakteristiken und Kritiken I (1796–1801), hrsg. von Hans Eichner, Paderborn [u.a.] 1967, S. 165–255, hier: S. 182.

57 Ebd.

formale und inhaltliche Offenheit in seiner Grundstruktur eingeschrieben sind.[58] In seiner Studie zur Prosa der Romantik betont Detlef Kremer daher, dass die Präferenz der Frühromantiker für den Roman nicht dem Versuch entspringe, eine Gattungshierarchie zu etablieren, sondern aus der charakteristischen Flexibilität dieser literarischen Form resultiere: »Nicht als einzelne Gattung empfiehlt sich der Roman, sondern als unendliche, offene poetische Summenbildung, die prinzipiell alle diskursiven und poetischen Formen integrieren kann.«[59] In bezug auf diese strukturelle Offenheit treffen sich die poetologischen Interessen der Romantiker und Thea Dorns: Während Schlegel und Novalis im Roman mit Hans Eichner gesprochen ein »vollkommene[s] Mischgedicht« erkennen,[60] das in der Lage ist, die Ideale der Universalität und Progression miteinander zu verbinden,[61] bietet der romantische Hybridroman für Dorn eine ideale Plattform, um Gegenwartsdiskurse narrativ zu bearbeiten. Seine Integrationsfähigkeit eröffnet der Autorin die Möglichkeit, diverse publizistische und schriftstellerische Schreibformen anzuwenden, um problematische Diskurskonfigurationen mehrstimmig abzubilden. Die Schlegel'sche ›Gattungsmischung‹ erfüllt in ›Die Unglückseligen‹ insofern eine Doppelfunktion sowohl als formalästhetischer Romantikverweis als auch als poetologisches Vehikel.

Kaum ein Textelement illustriert diese Dynamik so anschaulich wie »Der siebente Weltkongress der Immortalisten« (S. 189–203). Im Zentrum des Drameneinschubs gegen Ende des ersten Romanabschnitts steht eine Konferenz für transhumanistische Forschung, die Ritter und Johanna in den Vereinigten Staaten besuchen. Die hier versammelten

58 Im ›Gespräch über die Poesie‹ lässt Schlegel daher den Gesprächsteilnehmer Antonio bemerken, dass er sich einen Roman »kaum anders denken [könne], als gemischt aus Erzählung, Gesang und anderen Formen« (Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, Bd. 2, S. 284–351, hier: S. 336).

59 Detlef Kremer, Prosa der Romantik, Stuttgart 1997, S. 27.

60 Hans Eichner, Einleitung, in: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, Bd. 2, S. IX–CXX, hier: S. LVIII.

61 Vgl. Kremer, Prosa der Romantik (Anm. 59), S. 29: »Im Gegensatz dazu [gemeint sind Schellings und Hegels Hierarchisierungen der literarischen Gattungen, NI] laufen die Visionen des Gesamtkunstwerks der frühromantischen ›Universalpoesie‹ über die Form des Romans, deren relative Offenheit und Beweglichkeit am besten in der Lage ist, dem selbstgestellten Anspruch auf Progressivität gerecht zu werden.«

»Immortalisten« interessieren sich – ähnlich wie ihre realen Vorbilder im Feld des ›transhumanism‹[62] – vorwiegend für Zukunftstechnologien, die es dem Menschen ermöglichen sollen, die eigenen körperlichen und geistigen Limitierungen zu überschreiten. Daher bevölkert eine bunte Mischung aus KI-Forschern, Ernährungswissenschaftlern und Pharmazeuten den Kongress für Unsterblichkeitsforschung, der Ritter in seiner Skurrilität an die Jahrmärkte seiner Kindheit zurückdenken lässt:

> Je länger er das Treiben studierte, desto deutlicher erinnerte es ihn an jene Jahrmärkte, die er in seiner Kindheit erlebt; an all die Büttner, Kürschner, Drechsler […], die jedes Frühjahr nach Liegnitz und alle Schaltjahre sogar bis nach Haynau gekommen waren, um ihre Waren und Künste feilzubieten. (S. 185)

Dass Thea Dorns »Siebenter Weltkongress der Immortalisten« eher einem Jahrmarkt als einer seriösen wissenschaftlichen Konferenz gleicht, deutet auch dessen paratextuelle Rahmung voraus. Bereits die ungewöhnliche gattungstypologische Selbstbezeichnung als »utopisches Drama in einem Akt« lässt auf den satirischen Charakter des Kurzdramas schließen. Die in der Dramentheorie ungebräuchliche Kategorisierung der Handlung als ›utopisch‹ erscheint wie eine Gattungsneuschöpfung, die das ideologische Programm der Transhumanisten persifliert. In diesem Sinne vermittelt auch die unkonventionelle Beschränkung der Dramenhandlung auf einen einzigen Akt die ironische Simplizität von Figuren und Plot.

Tatsächlich erweisen sich die *dramatis personae* in Dorns ›utopischem Drama‹ nicht als emotional komplexe Persönlichkeiten, sondern als stark typisierte Figurenschablonen: Sie repräsentieren unterschiedliche transhumanistische Subströmungen, die auf mehr oder minder seriösem Wege Unsterblichkeit anstreben, und tragen anstelle von

62 Eines der realen Vorbilder für Dorns Immortalistenkongress könnte das jährlich in den USA stattfindende RAADfest (Revolution against Aging and Death) sein. Hier stellen zahlreiche Vertreter der Anti-Aging-Industrie Produkte und Dienstleistungen wie Nahrungsergänzungsmittel, Enzyminfusionen, Behandlungen mit elektrischen Strömen oder Kryogenik-Versicherungen vor. Siehe hierzu: Annalies Winny, Für immer jung. Ein Wochenende unter Menschen, die sich weigern zu sterben, in: Vice vom 7.2.2019 (https://www.vice.com/de/article/mbybpb/immortalisten-konferenz-raadfest-einwochenende-unter-menschen-die-sich-weigern-zu-sterben, Datum des Zugriffs: 9.5.2022).

Eigennamen bildreich-pathetische Ehrentitel. So beteiligen sich an der Podiumsdiskussion, die den Kern der Dramenhandlung bildet, neben der »Transgenialen« Johanna der »Zellingenieur« (Biotechnologie), der »Hirnschmied« (Neurowissenschaften/Künstliche Intelligenz), die »Eisfürstin« (Kryonik), die »Weiße Krähe« (Spiritualismus), der »Asketissimus« (Achtsamkeit), der »Pillenprediger« (Pharmazie) und nicht zuletzt der »König der Immortalisten«.

Entsprechend satirisch entfaltet sich auch die Handlung des Mikrodramas: Die anfangs noch einmütig um die Thematik der Todesbekämpfung kreisende Diskussion gerät zunehmend zu einem Ringen um die Gunst des Publikums, bei dem sich die selbsternannten Propheten der Unsterblichkeit in ihren Erlösungsversprechungen zu überbieten versuchen. Ihre rhetorischen Strategien zielen dabei größtenteils darauf ab, die Beiträge ihrer (vermeintlichen) Mitstreiter zu untergraben – so etwa, als sich der »Hirnschmied« herablassend an seinen »lieben Freund«, den »Zellingenieur«, wendet: »Gebannt habe ich dem gelauscht, was unser lieber Freund von den Zellen und dem Krieg gegen das Altern an der Körperfront zu berichten wusste. Aber lieber Freund, sei mir nicht böse: In meinen Ohren klingt dies alles antiquiert.« (S. 195) Den Erfolg oder Misserfolg der Selbstinszenierungsstrategie dokumentieren dabei fortlaufend die kursiv gedruckten Regiebemerkungen: »*Die Stimmung im Saal driftet auseinander. Die eine Hälfte applaudiert, die andere pfeift und buht.*« (S. 195) Dramentheoretisch gesprochen stellt sich schließlich die Katastrophe ein, als der Saal von einem »*Heer zorniger Christen*« (S. 202) gestürmt wird, die gewaltsam gegen die Unsterblichkeitsbemühungen der Immortalisten protestieren. Die Veranstaltung artet daraufhin in eine Schlägerei zwischen den beiden verfeindeten Diskursparteien aus, bei der Johanna – symbolisch überdeutlich – mit einem hölzernen Kreuz auf den Kopf geschlagen wird.

Warum vollzieht Thea Dorn nun den Wechsel zur Satire gerade in Bezug auf das Diskursfeld des Transhumanismus? Die bisherigen Beobachtungen zur Vielstimmigkeit von Thea Dorns Poetik haben gezeigt, dass Dorn die erzählerische Form ihrer Einzelbeiträge gezielt auf das zu erschließende Diskursfeld ausrichtet. Diesem Muster folgt auch der »Siebente Weltkongress der Immortalisten«. Der ›romantische‹ Gattungswechsel fungiert als Medium der Kritik an einem stark polarisierenden Diskurssektor, innerhalb dessen sich zwei auf den ersten Blick unversöhnliche Oppositionen gegenüberstehen: Die ›Immortalisten‹ plä-

dieren für die technologische Selbstentgrenzung des Menschen und lehnen religiöse Einwände als prärationale Dogmen ab. Umgekehrt sehen Gläubige in der transhumanistischen Unsterblichkeitsforschung eine blasphemische Hybris, die sich gegen die göttliche Schöpfung wendet.

Dorn wählt die Darstellungsform der Satire, um diese kommunikative Frontenbildung zu karikieren: Im Spiegel der dramatischen Inszenierung erscheinen die fortschrittsoptimistischen Versprechen der Transhumanisten weniger wie die wissenschaftlich fundierten Zukunftsprognosen, als die sie angepriesen werden, sondern als – in Johann Wilhelm Ritters Worten – »wundersame Spielereien«, »Windbeuteleien« und »süße Träume« (S. 205). Der Angriffspunkt der Transhumanismussatire ist insofern weniger der im Kern philanthropische Anspruch der ›Immortalisten‹, sondern vielmehr ihr verzerrtes rationalistisches Selbstverständnis. Während der »König der Immortalisten« die Kongressteilnehmer noch zu Beginn als »[d]ie kühnsten Wissenschaftler, die verwegensten Forscher, die mutigsten Erfinder aus allen Teilen der Welt« (S. 190) rühmt, wird schnell deutlich, dass die vermeintlichen Prometheus-Nachfolger in erster Linie an der eigenen Bereicherung interessiert sind. Ihre treuen Anhänger wiederum entpuppen sich in Relation zu den »zornigen Christen« als unreflektierte Wissenschaftsgläubige,[63] deren ideologische Verblendung sich von derjenigen ihrer fundamentalistisch-christlichen Diskursopposition ausschließlich in ihrem Referenzpunkt unterscheidet. Ein solcher Dogmatismus – religiös wie säkular – stellt aus Thea Dorns Sicht keine ernstzunehmende Zukunftsperspektive dar:

> Diese stupende Leistungskraft der Wissenschaft darf […] nicht zu dem Irrglauben führen, ihr komme deshalb auch gleich die Wundergabe der Zukunftsbeherrschung zu. Wer Wissenschaft als ein Instrument verkaufen will, mit dem der Mensch absolute Gewissheit und Kontrolle

63 Die Kongressteilnehmer werden im Dramenverlauf vornehmlich als eine depersonalisierte, leicht manipulierbare Masse dargestellt. Als etwa der »Pillenprediger« seine Nahrungsergänzungsmittel bewirbt, wiederholt das Publikum seine Weisungen in einem chorischen Sprechakt: »Not tut ein strikter Nahrungsergänzungsmittelplan. Acetyl-Glutathion! Alle: Acetyl-Glutathion! Pillenprediger: Acetyl-Carnitin! Alle: Acetyl-Carnitin! Pillenprediger: Alpha-Liponsäure! Alle: Alpha-Liponsäure!« (S. 193)

> über sein Schicksal gewinnen könne, verlässt den Boden seriöser Wissenschaft und macht sich zum Prediger von Verdammnis und Heil.[64]

Wie sich an der Inszenierung des »utopischen« Mikrodramas exemplarisch beobachten lässt, folgen die Romantikverweise in ›Die Unglückseligen‹ nicht der Maxime einer möglichst originalgetreuen Romantikrekonstruktion. Während zwar die äußere Form von ›Die Unglückseligen‹ den verwilderten Romanen der Romantik nachgebildet ist, erfüllen Gattungsmischung und Polyphonie in Thea Dorns Faustroman die Funktion erzählerischer Instrumente, die Diskurskonfigurationen – speziell problematische – darstellbar zu machen. Diese Art der freien, oft selektiven Aneignung romantischer Gestaltungskonzepte hat in der Forschung stellenweise zu dem Schluss geführt, dass Dorns vermeintlicher Versuch einer »Wiederbelebung der Romantik« gescheitert sei.[65] So charakterisiert Annika Bartsch die Romantikverweise in ›Die Unglückseligen‹ als »semantisch leer«,[66] da sie zwar auf formaler Ebene als Referenzen auf universalpoetische Darstellungsverfahren zu lesen seien, dabei aber genuin romantische Reflexionsprozesse vermissen ließen:

> [D]ie Integration verschiedener Gattungen in den Prosatext – historische Briefe, Lieder samt Notennotationen, Comics, Berichte und Tagebuchaufzeichnungen über die Experimente sowie das »Utopische[ ] Drama in einem Akt« mit dem Titel »Der siebente Weltkongress der Immortalisten« – scheinen als Umsetzung der Schlegel'schen universalpoetischen Forderung nach der Vereinigung verschiedener Gattungen und Wissenschaften gedacht. […] Hinter der Pluralität steht nicht die von Schlegel geforderte Totalität, es wird nicht die Denkfigur infiniter Bewegung angesichts der Evokation und des Widerrufs eines Absoluten entwickelt und damit findet in ›Die Unglückseligen‹ keine Reaktualisierung des Modells ›Romantik‹ statt.[67]

64 Thea Dorn, Nicht predigen sollt ihr, sondern forschen!, in: Die Zeit vom 4.6.2020, S. 9.

65 Bartsch, Romantik um 2000 (Anm. 7), S. 261.

66 Ebd.

67 Ebd. Mit ihrem Befund scheinen einzelne Urteile in den Literaturfeuilletons und in Fachzeitschriften zu korrespondieren, die die Variationen in der formalen Gestaltung des Romans teilweise als »unmotiviert« bemängeln. Vgl. hierzu Höppner, [Rez.] Thea Dorn, ›Die Unglückseligen‹ (Anm. 5), S. 133.

Einerseits ist Bartschs Beobachtung zutreffend: Die Gattungswechsel bei Dorn erfüllen tatsächlich keine im engeren Sinne ›romantische‹ Funktion, da sie keine reflexive »Kippfigur zwischen Ganzheits- und Partialitätsbewusstsein« transportieren.[68]

Die modelltheoretische Lesart vernachlässigt allerdings die darstellungslogische bzw. poetologische Komponente von Thea Dorns produktiver Romantikrezeption. So hat der obige stichprobenartige Überblick über Dorns Œuvre gezeigt, dass die Reproduktion romantischer Denkfiguren nicht das bestimmende Interesse der Autorin sein kann. Sie verfährt bei ihrer Romantik-Aneignung eher mit dem »Zauberstabe der Analogie«,[69] indem sie etwa Friedrich Schlegels »progressive Universalpoesie« auf formaler Ebene instrumentalisiert, um unbeleuchtete Problemkonstellationen der Gegenwart – schwerpunktmäßig die metaphysische Orientierungslosigkeit des spätmodernen Subjekts betreffend – mit einem vielstimmigen Sprachregister verhandeln zu können. Naheliegender wäre es demnach, Thea Dorns Romantikrezeption als ästhetischen Synkretismus zu klassifizieren, der gezielt auf Darstellungsformen der Romantik zurückgreift, sie modifiziert und in den Dienst von diskurs- und problemorientierten Versuchsanordnungen stellt.

Unter dem Gesichtspunkt des Aktualitätsbezuges wird ebenfalls ersichtlich, weshalb der polyphone Roman neben den ›klassischen‹ Textmustern wie Gedichten, Briefen und Liedern, die in den Hybridromanen der Romantik vorherrschen, auch moderne Kommunikationsformen wie Foreneinträge, Comicsprechblasen und Wikipedia-Artikel integriert: Dorn akzentuiert das ursprünglich romantische Konzept der Gattungsmischung auf wirkungsästhetischer Ebene dergestalt um, dass es in die zeitgenössische Medienlandschaft passt. Die Ergänzung des romantischen Gattungsfundus durch populäre und alltägliche Schreibformen der Gegenwart trägt auf diese Weise einer – gegenüber der Zeit um 1800 – verminderten Bedeutung der Literatur im öffentlichen Diskurs Rechnung. Zugleich kann sie als Ausdruck einer programmati-

68 Stefan Matuschek und Sandra Kerschbaumer, Romantik erkennen – Modelle finden. Zur Einführung, in: Romantik erkennen – Modelle finden, hrsg. von dens., Paderborn 2019, S. 1–14, hier: S. 6.

69 Novalis, Die Christenheit oder Europa, in: ders., Schriften. Bd. 3 (Anm. 26), S. 507–524, hier: S. 518.

schen Zuwendung der Autorin zu populärkulturellen Phänomenen aufgefasst werden, die mit dem Anspruch einhergeht, eine möglichst breite Leserschaft zu erreichen. Ist das nun eine zeitgemäße Form der Polyphonie? In jedem Fall wird der Roman ›Die Unglückseligen‹ im Spiegel narratologischer Betrachtungen erkennbar als ein mit großer Entschlossenheit gestaltetes erzählerisches Gebilde, in dessen komplexer Struktur sich Dorns Poetik wohl so klar wie in keinem anderen ihrer Texte manifestiert.

Freies Deutsches Hochstift

Aus den Sammlungen
Jahresbericht 2021

Inhalt

Aus den Sammlungen des Hauses

Jahresbericht 2021

Gustav Stresemann und das Freie Deutsche Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum

Von 2019 bis 2021 wurde im Rahmen eines vom Deutschen Zentrum Kulturgutverluste geförderten Forschungsprojektes die Herkunft der Kunstwerke im Freien Deutschen Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum untersucht. Gegenstand der Untersuchung waren Gemälde, Grafiken, Münzen und Plastiken, die in der Zeit des Nationalsozialismus erworben worden waren. Dabei lag der Schwerpunkt auf der Frage, ob sich eventuell Objekte in der Kunstsammlung des Hauses befinden könnten, die von verfolgten, meist jüdischen Sammlern stammen und von diesen unter dem Druck der nationalsozialistischen Verfolgung verkauft wurden.

Sofern sich der Verdacht bestätigt, dass es sich um eine unrechtmäßige Erwerbung handelt, wird ein Kontakt zu den Erben gesucht und zusammen nach einer Lösung gesucht. Solch eine Lösung kann verschiedene Formen annehmen: Neben der endgültigen Rückgabe an die Erben und dem damit verbundenen Verlust für die Sammlung ist auch die Umwandlung der Restitution in eine dauerhafte oder zeitlich befristete Leihgabe an das jeweilige Haus denkbar. Im hier geschilderten, in jeder Hinsicht überraschenden Fall entschieden sich die Erben zu einer Schenkung an das Deutsche Romantik Museum.

Das Gemälde mit dem Porträt des Großherzogs Carl August (Abb. 1) gehörte ursprünglich einem der bekanntesten Politiker der Weimarer Republik, Gustav Stresemann (1878–1929; Abb. 2).[1] Es ist seit 1925 in seiner Sammlung nachweisbar.[2] Nach seinem Tod 1929 verkaufte seine Witwe das Gemälde 1939 über den Berliner Kunsthändler Karl Ernst Henrici an das Freie Deutsche Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum für ein Drittel des ursprünglich geforderten Preises.

Im Gegensatz zu Gustav Stresemann war seine Witwe Käte Stresemann jüdischer Herkunft und erlebte die Zeit des Nationalsozialismus. Sie stammte aus einer Familie des assimilierten Judentums, die getauft war. Trotzdem be-

1 Petra Maisak und Gerhard Kölsch, Frankfurter Goethe-Museum. Die Gemälde. Bestandskatalog, Frankfurt am Main 2011, S. 120, Nr. 113.

2 Vgl. Hans Wahl, Die Bildnisse Carl Augusts von Weimar, Weimar 1925 (= Schriften der Goethe-Gesellschaft 38), S. 51, Nr. 102: Eigentümer Gustav Stresemann.

DOI https://doi.org/10.46500/83535279-008 | CC BY-NC-SA 4.0

trachteten die Nationalsozialisten sie aufgrund ihrer Herkunft als sogenannte »Volljüdin« und verlangten von ihr diskriminierende Abgaben und Steuern. Letztendlich zwangen sie sie zusammen mit ihrem Sohn Wolfgang zur Ausreise in die Schweiz und später in die USA. Kurz vor ihrer Emigration verkaufte sie dieses Gemälde. Da es sich um Verfolgte aus »rassischen« Gründen handelte, die zur Emigration gezwungen wurden und es – wie man der Korrespondenz mit Ernst Beutler entnehmen kann – eilig mit dem Verkauf hatten, sind alle Kriterien erfüllt, um diesen Ankauf als verfolgungsbedingten Verkauf zu bewerten und eine Restitution einzuleiten. Dies wurde auch von der Direktion des Hauses im August 2020 in Angriff genommen. Nach einem intensiven Gespräch im März 2021, das wegen der Covid-Epidemie virtuell stattfand, entschlossen sich die beiden Enkelkinder, dem Freien Deutschen Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum das Gemälde zu schenken und auf die ihnen angebotene Restitution zu verzichten. Seit März 2021 befindet sich dieses Gemälde damit rechtmäßig im Eigentum des Hauses. Darüber freuen wir uns alle sehr, denn das Gemälde ist jetzt Teil der neuen Ausstellung im Deutschen Romantik Museum. Das Porträt von Carl August ist auf den gemeinsamen Wunsch der Erben und des Hochstifts mit einer zusätzlichen Tafel versehen, die die Provenienz dieses Gemäldes erläutert.

Bisher war weder in der historisch-biographischen Forschung zu Gustav Stresemann noch in der mittlerweile stark professionalisierten Provenienzforschung bekannt, dass Gustav Stresemann Kunstwerke besessen hat bzw. dass seine Witwe verfolgungsbedingt Kunstwerke verkaufen musste. Insofern war die Erkenntnis, dass es sich hier um einen verfolgungsbedingten Verkauf gehandelt hat, eine echte Überraschung. Eine Kunstsammlung im engeren Sinne war es wohl nicht, sondern eine Sammlung von Objekten, die im Zusammenhang mit Stresemanns Beschäftigung mit Goethe und der Weimarer Klassik entstand.

Im Rahmen der Archivrecherchen wurde erstmals der Nachlass des Berliner Rechtsanwaltes und Notars Gerhard Alois Westrick (1889– 1957) ausgewertet, der von den Biographen Gustav Stresemanns bisher nicht beachtet wurde. Dies liegt vermutlich daran, dass Westrick erst 1938 von der Witwe Käte Stresemann mit der Verwaltung ihres Vermögens, den finanz- und steuerrechtlichen Fragen und vor allem mit dem geplanten Vermögenstransfer ins neutrale Ausland beauftragt wurde.[3] Damit geriet der Rechtsanwalt Westrick

3 Vgl. Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Westrick, N 1200/1210–1212. Die Akten spiegeln sehr präzise die Vermögenssituation der Witwe Stresemann wider. Westrick betreute auch die Vermögens- und Steuerangelegenheiten der beiden Söhne, bis er im Juni 1941 das Mandat für die Familie niederlegte. 1940 reiste Westrick als Spion der deutschen Regierung in die USA, um dort namhafte Industrielle im Sinne des Deutschen Reiches zu beeinflussen.



Abb. 1. Ferdinand Karl Christian Jagemann,
Herzog Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach, 1816
(FDH IV–01786; © David Hall).

aus dem Blick der Stresemann-Biographen. Dabei handelte es sich um eine äußerst interessante Person, die finanzstarke amerikanische Firmen im Deutschen Reich vertrat, wie z. B. Texas Oil, Kodak, Ford, General Motors und ITT.

Seine Klientin Käte Stresemann hatte – vermutlich nur zum Schein – im Juni 1938 den norwegischen Diplomaten Rasmus Skylstad (1893– 1972) geheiratet. Er war Sekretär im norwegischen Außenministerium in Oslo und Abteilungschef beim Völkerbund in Genf. Wie ihr Anwalt den deutschen Behörden mitteilte, ergaben sich daraus »steuerliche und Vermögenstransfer-Fragen, die angesichts der Wiederverheiratung von Frau Stresemann auch unter dem Gesichtspunkt des internationalen Rechts zu prüfen sind«. Durch diese zweite Ehe hatte sie die norwegische Staatsbürgerschaft erhalten; zu-

gleich änderte sich dadurch die gesetzliche Erbfolge in Bezug auf ihre Söhne. Als ehemalige Reichsdeutsche und Jüdin wurde ihr zwar die Reichsfluchtsteuer i.H. von 25 Prozent ihres Vermögens berechnet, jedoch die Judenvermögensabgabe nach dem Pogrom im November 1938 nicht, da sie nun als Devisenausländerin galt. Die Judenvermögensabgabe hätte weitere 25 Prozent ihres Vermögens verschlungen.[4]

Im Zuge der Recherchen tauchten Hinweise auf, dass Gustav Stresemann sich einerseits für das Werk Goethes interessierte, andererseits das Freie Deutsche Hochstift in der Weimarer Republik unterstützte. Verständlicherweise gehörte dies nicht zu den drängenden Fragen der Biographen, die sich vor allem für den (Außen-)Politiker Stresemann interessierten. Bei meinen Recherchen zur Geschichte dieses Bildes versuchte ich daher herauszufinden, in welcher Beziehung Gustav Stresemann zum Freien Deutschen Hochstift stand. Gehörte er zum engeren Kreis der Förderer des Hauses? Handelte er als Privatmann oder als Politiker?

Gustav Stresemann war 1919 Mitglied der Deutschen Nationalversammlung in Weimar, bei der die Verfassung der Weimarer Republik ausgearbeitet und verabschiedet wurde. 1919 gründete er die nationalliberale Partei Deutsche Volkspartei (DVP) und wurde 1920 ihr Fraktionsvorsitzender. 1923 war er Reichskanzler und von 1923 bis 1929 Reichsaußenminister der Weimarer Republik. Wie bekannt, war die Weimarer Republik geprägt von heftigen politischen Kämpfen, die sich u.a. in ständigen Kabinettsumbildungen – an denen Stresemann immer beteiligt war – manifestierten.[5]

Trotzdem beschäftigte sich Gustav Stresemann in seiner Freizeit gerne mit dem Werk Goethes, zitierte ihn häufig in seinen politischen Reden und hielt mehrere Vorträge zu Goethe, die auch postum veröffentlicht wurden.[6] Goethe in politischen Reden zu zitieren, ist natürlich zum Teil dem Zeitgeist geschuldet, aber Stresemanns Aufsätze zeigen, dass ihn ein ganz bestimmter Aspekt an Goethe beschäftigte. Wenig überraschend: Ihn interessierte vor allem Goethe als politischer Mensch. Seine Aufsätze beleuchten Goethes Verhältnis zu Napoleon und zu den Freiheitskriegen sowie dessen Nationalverständnis, an dem er sich offensichtlich rieb. Für Stresemann gab es einen weiteren

4 Vgl. Bundesarchiv Koblenz, Nachlass Gerhard Westrick, N 1200, Nr. 1210–1212.

5 Zur Biographie Gustav Stresemanns gibt es zahlreiche Publikationen. Vgl. z.B. Eberhard Kolb, Gustav Stresemann, München 2003; Jonathan Wright, Gustav Stresemann 1878–1929. Weimars größter Staatsmann, München 2006; Kurt Koszyk, Gustav Stresemann. Der kaisertreue Demokrat, Köln 1989; Karl Heinrich Pohl, Gustav Stresemann. Biografie eines Grenzgängers, Göttingen 2015.

6 Vgl. dazu Lieselotte E. Kurth-Voigt, Gustav Stresemanns Beitrag zur Goethe-Forschung, in: Jahrb. FDH 1975, S. 362–380.



Abb. 2. Gustav Stresemann
(Bild: Bundesarchiv, Bild 146-1989-040-27; CC-BY-SA 3.0).

Anknüpfungspunkt: Er war seit 1923 Mitglied einer Freimaurerloge und hielt einen Vortrag über das freimaurerische Gedankengut im ›Wilhelm Meister‹, der postum veröffentlicht wurde. Seine Aufsätze und Reden über Goethe wurden 1975 analysiert und als eher laienhaft bezeichnet.[7] Ausgeblendet wurde dabei sein praktisches und politisches Handeln, z.B. sein Netzwerk mit anderen (Goethe-)Sammlern, seine Mitgliedschaft im Förderverein des Goethe-Hauses in Weimar oder seine Förderung des Freien Deutschen Hochstifts – Frankfurter Goethe-Museums in Frankfurt. So war er von 1910 bis zu seinem Lebensende Mitglied in der »Vereinigung der Freunde des Goethe-Hauses zu

7 Ebd.

Weimar«, seit 1921 wurde er dort als lebenslanges Mitglied geführt.[8] 1926 versuchte er Geldgeber zu vermitteln für den Ankauf des Nachlasses der Freifrau von Stein für das Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar.[9]

In der »Vereinigung der Freunde des Goethe-Hauses zu Weimar« war auch sein Freund und Parteikollege Leon Nathansohn (1874–1944) Mitglied, wenn auch als *jüdischer* Goethe-Sammler nicht ganz so gern gesehen vom Vorsitzenden der Freunde des Goethe-Hauses, dem Direktor des Goethe-Nationalmuseums Prof. Hans Wahl (1885–1949). Nathansohn besaß – nach dem Verleger Anton Kippenberg – die größte private Goethe-Sammlung seiner Zeit und war an der Organisation der Goethe-Ausstellung 1932 in Dresden maßgeblich beteiligt.

Stresemann war nicht nur mit Nathansohn befreundet, sondern auch persönlich bekannt mit Ulla Haniel von Rauch. Sie war die Großnichte von Friederike Unzelmann (1785–1855), der bekannten Schauspielerin am Weimarer Hoftheater unter der Leitung Goethes. Ulla Haniel von Rauch erbte von ihrer Großtante mehrere Erinnerungsstücke, die sie zu Weihnachten 1925 Gustav Stresemann schenkte.

Stresemann bedankte sich für dieses Geschenk am 29. Dezember 1925 mit einem anspielungsreichen Brief, der postum veröffentlicht wurde:

> Sie konnten mir keinen schöneren Weihnachtsgruß senden als die Andenken aus dem Nachlass Ihrer Großtante Ulrike von Levetzow. Seien Sie überzeugt, dass ich diese wertvollen Andenken gut bewahren und in Ehren halten werde. […] Einigermaßen schwer fällt es mir aufs Herz, daß ich diese Zeilen nicht selbst schreibe, sondern sie, entsprechend der poesielosen Zeit der Gegenwart, in Maschinenschrift widergebe. Dafür ist die Gegenwart verantwortlich. Daß ich mich überhaupt des Diktats bediene, dafür bitte ich im Hinblick auf die klassische Goethezeit um Entschuldigung. Ich hätte es nicht gewagt, wenn ich nicht aus dem Leben Goethes wüßte, daß er selbst Briefe an Frau von Stein diktierte. Damit hoffe ich, mir auch selbst Absolution bei Ihnen zu sichern.[10]

8 Goethe- und Schillerarchiv, GSA 150/201.

9 Goethe- und Schillerarchiv, GSA 150/A 702. Er warb z.B. für den Ankauf bei Hjalmar Schacht, dem damaligen Reichsbankpräsidenten. Die Vorgänge seines Engagements für Weimar sind noch nicht erforscht und nicht Gegenstand dieses Artikels.

10 Gustav Stresemann, Vermächtnis. Der Nachlaß in drei Bänden, hrsg. von Henry Bernhard, Berlin 1932–1933, Bd. 2, S. 322–323. Diese Erinnerungsstücke erbte die Witwe Stresemann ebenfalls und schenkte sie 1960 dem Frankfurter Goethe-Museum. Es handelt sich um ein Paar Halbhandschuhe, zwei Briefsiegel sowie ein Taschentuch (Inv. Nr. IV–1960–012/1–3).

Die Weimarer Republik war geprägt von zahlreichen Kabinettsumbildungen. Dies betraf auch Gustav Stresemann: er bildete 1923 ein Kabinett (genannt Stresemann I) mit einer Großen Koalition der Sozialdemokratie und der DVP. Am 13. Augst 1923 wurde er zum Reichskanzler ernannt. Zwei Monate später bildete er ein weiteres Kabinett (genannt Stresemann II), wurde aber am 23. November 1923 als Reichskanzler abgesetzt. Insgesamt blieb er nur 100 Tage in diesem Amt. Als Reichskanzler überwies Stresemann der 1919 gegründeten »Gesellschaft der Freunde des Frankfurter Goethe-Hauses« 30 Milliarden Mark zur Unterstützung des Goethe-Museums. Das Dankschreiben der Gesellschaft der Freunde, unterschrieben von ihrem Vorsitzenden, Justizrat Julius Burghold, ist vom 25. Oktober 1923 datiert.[11] Zu welchem Zweck dieses Geld überwiesen wurde, geht aus dem Dankschreiben nicht hervor. Ohnehin schrumpfte dieser gewaltig wirkende Betrag täglich im Wert; durch die Hyperinflation 1923 wurde diese Stiftung innerhalb weniger Wochen praktisch wertlos. Am 15. November 1923 wurde die Rentenmark eingeführt; die bisher gültige Mark wurde zum Wechselkurs von 1 Billion zu 1 RM umgewechselt. D.h. für die 30 Milliarden Mark konnte man im Dezember 1923 nicht mal mehr eine Fahrkarte für die Straßenbahn lösen. Ob der Förderverein schnell genug war, etwas Sinnvolles mit dem Geld anzufangen, ist nicht belegt.[12]

Erfolgreicher war Stresemann als Reichsaußenminister von 1923 bis 1929 – auch in Bezug auf das Frankfurter Goethe-Museum. Es gelang ihm in zwei Fällen, Kulturgüter, die in Italien und Frankreich nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges als »Deutsches Feindvermögen« beschlagnahmt worden waren, in inoffiziellen Verhandlungen frei zu bekommen.

Die Ahnenbilder der Textors

Im ersten Fall handelte es sich um die Familienporträts der Familie Textor. Sie lassen sich bis auf Johann Jost Textor (1739–1792), den Onkel Goethes, zurückführen und befanden sich immer im Besitz der Familie. Der letzte Nachfahre, Otto Andreas Textor (1839–1914), zog sich 1884 auf seinen Landsitz in Pallanza am Lago Maggiore zurück und verstarb dort 1916. Sein Vermögen wurde als deutsches Feindvermögen beschlagnahmt. Das Landgut schenkte die Stadt dem General Luigi Cadorna (1850–1928), Chef des Generalstabs in Italien während des Ersten Weltkrieges, der aus Pallanza stammte. Die Gemälde wurden in das Museo del Verbana in Pallanza überführt, dort aber nicht aus-

11 Vgl. Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, Nachlass Gustav Stresemann, Bd. 3, 306_003_0176.

12 Es sind keine Akten des Fördervereins überliefert.





Abb. 3. J.A. Scheppelin, Johann Wolfgang Textor, entstanden 1763, (FDH Inv.-Nr. IV–00470).

Abb. 4. Anonym, Anna Margaretha Justina Textor, geb. Lindheimer, (FDH Inv.-Nr. IV–00471).

gestellt, sondern nur deponiert. Das Goethe-Museum wollte diese Gemälde gerne erwerben, durfte sie aber nicht aus Italien ausführen.

Wir besitzen keine Dokumente im Archiv des Hauses zu diesen Vorgängen, jedoch einen Bericht Ernst Beutlers aus der Nachkriegszeit. Demnach bat Ernst Beutler Gustav Stresemann um Vermittlung in dieser Angelegenheit. Nachdem Stresemann 1926 seinen Osterurlaub in Pallanza verbracht[13] und wohl informell dort vorgefühlt hatte, gab Mussolini offiziell die Ausfuhr der Ahnenbilder frei. Dazu gehörten als wichtigste Werke das Porträt Johann Wolfgang Textors von J.A. Scheppelin sowie das anonyme Porträt seiner Frau, Anna Margarethe Justina Textor, geborene Lindheimer (Abb. 3–4). Insgesamt handelte es sich um 9 Porträts der Familie Textor und ein Familienwappen.

13 Vgl. Schreiben Reichskanzler von Bülow an Gustav Stresemann, 17.4.1926, Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, Nachlass Gustav Stresemann, Bd. 37, 306_037_0045–0047.

Ernst Beutler holte die Bilder persönlich in Pallanza ab, worüber er in seiner »Hochstiftsplauderei« 1946 recht amüsant berichtet hat:

> Nun sollte ich nach Pallanza fahren, sie heim zu holen. Ich war nicht ohne Sorge. Ein Museumsdirektor mißtraut leicht dem anderen. Wenn man die Bilder in Pallanza nicht herausgeben wollte, sie versteckt hielt? So firm war ich in der fremden Sprache nicht, um schwierige Verhandlungen zu bestehen. Ich hatte also vorher an das Mailänder Generalkonsulat geschrieben und um Hilfe gebeten.
>
> Am fraglichen Tage saß ich beim Frühstück vor dem Hotel am Ufer und wartete den Morgendampfer ab, der vom Südende des Sees heraufkam. Aus dem Gedränge der Passagiere, die über den Landungssteg gingen, ragte ein Herr um Haupteslänge hervor, eine Aktenmappe in der Rechten. Das war das Konsulat. Ich teilte Herrn Schmitz – nennen wir den Herrn so – meine Sorgen mit. Er hatte keine. Ich schlug vor, gleich das Museum aufzusuchen. Er widerriet. »Gehen wir in die Wohnung des Direktors. Als Beamter sage ich Ihnen, der private Weg ist immer besser als der dienstliche.« Es war ein hübsches, von Clematis umranktes Häuschen, in das wir eintraten. Es gab eine formale Begrüßung. Ich konnte dem Dialog nicht folgen, der zusehends schnell herzlicher wurde. Plötzlich lagen beide, der direttore und Herr Schmitz, einander in den Armen. Bis gegen Mittag unterhielten sie sich, cito parlando. Dann wurde ich aufgeklärt, Herr Schmitz war Hannoveraner. Der Großvater des direttore war auch aus Hannover. Irgendwie waren sie Verwandte. Als ich schließlich schüchtern auf die Bilder hinwies, wurde ein Besuch des Museums eingeräumt. Schnell ging dort alles vor sich und ohne Formalitäten. Die Gemälde wurden herbeigeschafft, die Aufschriften auf der rückwärtigen Leinwand verlesen, und daß der Großvater Textor, wie geschrieben stand, mit sieben Kutschen begraben worden war, war der Clou des Tages. »Con sette carozze! Con sette carozze!« Darüber konnte man sich nicht genug freuen und wundern. Es war alles so viel leichter und so anders gegangen, als ich mir nach der diplomatischen Einleitung vom Außenministerium bis zum Duce diesen Staatsakt vorgestellte hatte.[14]

Aus einem zeitgenössischen Zeitungsbericht in ›La Gazzetta‹ geht hervor, dass es sich bei dem anonymen Mitarbeiter der Botschaft um den Konsul Wilhelm von Falkenhagen handelte.[15]

14 Ernst Beutler, Hochstiftsplauderei. Sonderdruck aus dem Gedenkbuch zu Georg Hartmanns 75. Geburtstag am 13. Juli 1945, Frankfurt am Main 1946. S. 104 f.

15 N. N., Concessione d'opera d'arte alla Germania, in: La Gazzetta. Giornale de Piemonte vom 29.6.1927. Ich danke dem Museo del Verbana für die Zusendung dieses Artikels.

Noch heute sind die betreffenden Gemälde leicht erkennbar, da sie auf der Rückseite einen Aufkleber des Museums in Pallanza tragen, der sie als Depositum ausweist.[16] Das Museum hatte diese Kunstwerke also nicht als sein Eigentum betrachtet, sondern treuhänderisch verwaltet.

So amüsant der Bericht Ernst Beutlers ist, beschreibt er den Vorfall nur aus der Perspektive des Museumsleiters und damit gewissermaßen von unten. Stresemann hatte bereits in einem größeren politischen Rahmen im Vorfeld dieser Aktion darauf hingearbeitet, dass die Beschlagnahme deutschen Eigentums in Italien generell aufgehoben wurde.

Nach dem Versailler Vertrag war Italien eine der Siegermächte und damit durchaus berechtigt, deutsche Vermögenswerte zu beschlagnahmen. Italien war jedoch politisch und finanziell zugleich die schwächste Siegermacht. Daher hatte Italien großes Interesse an einem separaten Handelsvertrag mit Deutschland. Seit 1922 bemühten sich beide Seiten, einen Handelsvertrag abzuschließen; eine Vorbedingung auf deutscher Seite war die Aufhebung der Beschlagnahme deutscher Vermögenswerte.[17]

1925 wurden die Verträge von Locarno in der Schweiz verhandelt und unterzeichnet. Bei den Verhandlungen war vor allem Gustav Stresemann federführend. Sein Ziel war die Räumung des besetzten Rheinlandes, der Eintritt in den Völkerbund sowie die Garantie der im Versailler Vertrag festgesetzten Grenzen im Westen. Im selben Zeitraum wurde auch ein separates Handelsabkommen mit Italien geschlossen. Im Vorfeld der Gespräche zu diesem Handelsabkommen protestierte die deutsche Seite aus taktischen Gründen gegen die Beschlagnahme deutschen Eigentums in Italien. Italien verzichtete daraufhin auf sein Recht der Beschlagnahme. Damit war der Weg frei für den Handelsvertrag, der zum 15. Dezember 1925 in Kraft trat.

Nun bedurfte es nur noch eines inoffiziellen Besuches von Gustav Stresemann in Pallanza und eines Winks von Benito Mussolini, um die Herausgabe der Textorschen Ahnenbilder im folgenden Jahr tatsächlich in Gang zu setzen. Im Juni 1927 erwarb das Frankfurter Goethe-Museum das Konvolut für 22.200 RM.

16 Der Aufkleber trägt den Vermerk »Museu civico, deposito Nr. 037«.

17 Zu den Handelsverträgen mit Italien, die hier nicht näher ausgeführt werden können, vgl. Vera Torunsky, Entente der Revisionisten? Mussolini und Stresemann 1922–1929, Köln 1986, sowie Markus Dreist, Die deutsch-italienischen Beziehungen im Spannungsfeld der europäischen Politik 1918–1934, Frankfurt am Main 2000.

Städte-Ausstellung in Lyon

In dem zweiten Fall handelte es sich um Kulturgüter aus dem Frankfurter Goethe-Museum, die 1914, wenige Wochen vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges, für eine Ausstellung nach Lyon geschickt worden waren.

Der Bürgermeister der Stadt Lyon, Eduard Herriot, warb seit 1913 für eine Städte-Ausstellung in Lyon.[18] Gegenstand dieser Ausstellung waren Themen wie Straßenbau, Transportwesen, Gesundheitswesen, Wasser und Abfallwirtschaft, Schlachthäuser, Alkoholismus, Tuberkulose und weitere Themen der Stadtentwicklung, die mit Hilfe von Plänen und Modellen dargestellt werden sollten. Kulturelle Themen spielten dabei eine untergeordnete Rolle.

Die Reichsregierung, der Deutsche Städtetag und viele Städte erteilten Herriot eine Absage. Es beteiligten sich aber neben Frankfurt weitere Städte sowie wegen der Themen Sozialfürsorge, Wohlfahrt und Hygiene verschiedene hygienische Institute, darunter aus Frankfurt das Institut für experimentelle Therapie unter der Leitung von Paul Ehrlich und das Institut für Gewerbehygiene, eine Gründung des Instituts für Gemeinwohl unter der Leitung von Richard Merton. Federführend für die Organisation war Dr. August Busch,[19] Leiter des Städtischen Statistischen Amtes in Frankfurt, der nicht nur für die Stadt Frankfurt zuständig war, sondern zentral für alle beteiligten deutschen Städte und Institutionen die organisatorischen Fragen abwickelte. Auch Österreich und Ungarn beteiligten sich an der Städteausstellung und bedienten sich bei der Abwicklung des Frankfurter Büros.

Für die Koordination der verschiedenen deutschen Städte wurde ein Comité eingerichtet, das vor allem von Honoratioren aus Berlin geprägt wurde. Vorsitzender war der Geheime Kommerzienrat und Jurist Alexander Lucas (1857–1920), Berlin. Mitglieder aus Frankfurt in diesem Komitee waren u.a. der Bakteriologe Paul Ehrlich, die ehrenamtlichen Stadträte Heinrich Flinsch (1839–1921) und Fritz Rössler (1870–1939) sowie der Bankier Ernst Wertheimber (1852–?). Das Comité verfolgte den Zweck, Teilnehmer aus Wissenschaft, Industrie und Technik für die Ausstellung zu gewinnen.

Alexander Speyl (Lebensdaten unbekannt), Mitglied der französischen Delegation, brachte am 7. März 1914 gegenüber Dr. Busch die Bitte vor, ob man nicht ein »Goethezimmer« in Lyon einrichten könne. Herriot sei Goetheforscher und werde demnächst ein Buch über Goethe veröffentlichen. Im französischen Ausstellungsteil seien historische Zimmer mit Bezug zu Napoleon und Victor Hugo geplant, dem könne man Goethe als Deutschlands Beitrag zur Mensch-

18 Zur Städteausstellung in Lyon vgl. Institut für Stadtgeschichte Frankfurt, Magistratsakten S 2.503, Bd. 1–5.

19 Dr. August Busch (Lebensdaten unbekannt) war Leiter des Städtischen Statistischen Amtes in Frankfurt von 1907–1933.

heitsgeschichte gut gegenüberstellen. Eine Woche später richtete er diese Bitte an das Freie Deutsche Hochstift. Otto Heuer, der damalige Leiter des Hochstifts, sagte zu und kümmerte sich persönlich vor Ort um die Ausstellung.[20]

In Lyon wurde nach den Plänen des Frankfurter Architekten Fritz Voggenberger (1884–1924) ein Goethe-Tempel mit einer Kuppel errichtet.[21] Die Kuppel trug als Inschrift ein Zitat aus Goethes ›Natürlicher Tochter‹ auf französisch: Il n'est pas étranger, celui qui sait compatir – »Der ist nicht fremd, wer teil zu nehmen weiß« (v. 2119).

Der Pavillon war ein auf 8 Säulen ruhender lorbeerbekränzter Rundtempel. In der Mitte des Pavillons befand sich die Büste Goethes von Alexander Trippel (1789), umgeben von 8 Büsten von Schiller, Herder, Wieland u.a. Jeder Pfeiler trug lebensgroße Porträts Goethes und seiner Verwandten. An einer Wand befand sich die Weimarer Sophienausgabe der Werke Goethes sowie Faksimiles und französische Prachtausgaben. Die Sophienausgabe wurde vom Großherzog von Weimar zur Verfügung gestellt und in eigens dafür angefertigten Glasvitrinen untergebracht.[22] Otto Heuer war im Juni persönlich vor Ort und betreute die Ausstellungsvorbereitung im Goethe-Tempel.

Die Internationale Städte-Ausstellung in Lyon sollte vom 1. Mai bis zum 1. November 1914 stattfinden, wurde aber wegen verschiedener Streiks in Frankreich erst am 21. Juni 1914 eröffnet. Die Ausstellungsfläche umfasste 10.000 m²; es wurde eine eigene Ausstellungszeitung produziert. Frankreich richtete zusätzlich eine französische Kolonialausstellung aus: Ein Dorf aus dem Senegal wurde aufgebaut; einheimische Senegalesen mussten in dieser »Völkerschau« als lebende Ausstellungsobjekte herhalten.

Unter den Objekten aus der Sammlung des Goethe-Hauses befand sich das bekannte Altersporträt Goethes von Heinrich Kolbe[23] sowie die beiden Porträts seiner Eltern, Catharina Elisabeth Goethe und Johann Caspar Goethe, die von Hermann Junker (1838–1899) im Auftrag des Freien Deutschen Hochstifts 1891 erstellt worden waren.[24] Ausgestellt wurden auch ein Modell des

20 Vgl. Institut für Stadtgeschichte Frankfurt, Magistratsakten S 2.503, Bd. 1.

21 Zu Fritz Voggenberger vgl. auch Sabine Hock, Fritz Voggenberger, in: Frankfurter Personenlexikon (Onlineausgabe), https://frankfurter-personenlexikon.de/node/4840.

22 Fotos der Inneneinrichtung des Pavillons befinden sich in einem Bericht des Berliner Journalisten Ludwig Sternaux, Goethe in Lyon, in: Die Woche, Nr. 43 vom 28.10.1922, S. 1027–1028. Vgl. Freies Deutsches Hochstift, Sammelmappe Zeitungsausschnitte 1922–1927.

23 Heinrich Kolbe (1771–1836), Porträt J.W. von Goethe, FDH Inv.-Nr. IV–00460.

24 Die beiden Pastelle mit den Inventarnummern IV–00362 und IV–00362 wurden 1891 erworben und im Zweiten Weltkrieg zerstört. Bei dem Porträt der Catharina Elisabeth Goethe handelte es sich um eine Kopie. 1938 konnte aus der Sammlung von Robert Heuser, München, das Original von May sowie eine eigenhändige

Frankfurter Goethe-Denkmals von 1844, ein Bronzeguss der Frau Rat Goethe, dem jungen Goethe Märchen erzählend, mehrere Faksimiledrucke von Manuskripten Goethes, eine Miniaturausgabe von Goethes ›Werther‹ aus dem Jahr 1880, mehrere Ausgaben des ›Faust‹ mit Illustrationen von Eugène Delacroix und Paul Konewka, außerdem die Hand Goethes in Marmor (Abb. 5),[25] eine Bronzeplaquette mit dem Porträt Goethes von David d'Angers von 1829 (?), 3 Alben mit Silhouetten von Maria Rhesener zu Goethes ›Iphigenie‹, Goethes Gesichtsmaske von Schadow von 1829, sowie ein Porträt des Grafen Thoranc. Otto Heuer wies im Jahresbericht 1914/15 ausdrücklich darauf hin, dass die Ausstellung in Lyon »ohne Zuhilfenahme unersetzlicher Originale« durchgeführt werden konnte.[26]

Nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges, wenige Wochen nach der Eröffnung, wurde die Ausstellung geschlossen und die Modelle, Pläne und sonstigen Ausstellungsstücke unter Sequester gestellt. Bald brodelte die Gerüchteküche; eine Zeitungsnotiz vom 18. Oktober 1914 berichtete, dass Herriot die deutschen und österreichischen Pavillons beschlagnahmen ließ. Tatsächlich hatte die Stadt Lyon die Französische Flagge auf dem Ausstellungsgelände gehisst; ob zum Schutz der Objekte oder als Akt der Vereinnahmung, war Interpretationssache.

Otto Heuer wandte sich durch Vermittlung deutscher Professoren in der Schweiz an den Bürgermeister Herriot und später auch an den Präsidenten der Republik, Alexandre Millerand (1859–1943). Er erhielt 1921 von Millerand die Antwort, dass die Beschlagnahme staatlicherseits aufgehoben sei, jedoch von der Spedition Lachat Aufbewahrungskosten i. H. von 500.000 Francs gefordert wurden. Am 28. Oktober 1922 sollte alles versteigert werden, um die Ansprüche der Spedition zu befriedigen.[27]

1923 war es zu einem Brand in den Ausstellungshallen gekommen, worüber in den deutschen Zeitungen auch berichtet wurde. Dabei wurde auch der Goethe-Pavillon vernichtet.[28] Natürlich befürchtete man in Frankfurt, dass

Kopie des Künstlers seines Porträts von Johann Caspar erworben werden, so dass die gleichen (nicht dieselben!) Porträts heute im Elternhaus Goethes zu sehen sind.

25 Die Hand Goethes wurde 1878 vom Freien Deutschen Hochstift beim Künstler Adam Weissenbach in Auftrag gegeben. Sie wurde nach einer zu Goethes Lebzeiten hergestellten Gipsabformung seiner Hand angefertigt.

26 Vgl. Freies Deutsches Hochstift, Jahresbericht, Jahrb. FDH 1914/15, S. 266–269, bes. S. 268.

27 Institut für Stadtgeschichte Frankfurt, Magistratsakten S 2.503 Bd. 5.

28 Vgl. Otto Heuer, Die Goethereliquien in Frankreich, in: Deutsche Allgemeine Zeitung vom 8.8.1924. Vgl. Freies Deutsches Hochstift, Sammelmappe Zeitungsausschnitte 1922–1927.

auch die Leihgaben aus dem Goethe-Museum davon betroffen seien. Wie sich später herausstellte, waren gerade diese Objekte zuvor in den Kellerräumen der Stadtbibliothek Lyon sicher und trocken aufbewahrt und nicht beschädigt worden.

Im Zuge der deutsch-französischen Auseinandersetzungen wurden die Presseberichte zunehmend schärfer: Die Frankfurter Nachrichten berichteten am 1922 über den Fall unter der Schlagzeile: »Die Goethereliquien in Lyon. Die Vergewaltigung deutscher Kulturgüter in Lyon findet auch jenseits des Ozeans immer schärfere Verurteilung«.[29] Es folgte ein Leserbrief aus den USA.

Otto Heuer selbst veröffentlichte in der Frankfurter Zeitung einen gemäßigteren Artikel unter dem Titel »Ein französischer Raub. Das Schicksal des Goethe-Pavillons in Lyon«.[30] In einem weiteren Artikel von 1924 wurde in einem »Appell an Herriot« von den »unersetzlichen Reliquien« gesprochen, obwohl es sich bei näherer Betrachtung doch meist um Kopien oder Reproduktionen aus der Sammlung des Goethe-Hauses handelte und weniger um Unikate.[31]

Auch in der französischen Presse, vor allem in der Zeitschrift ›Le Temps‹ und in der amerikanischen Presse kam es zu scharfen Kommentaren. Thomas Mann und Max Reinhardt boten ihre Unterstützung beim Kampf um die Rückgabe an. Thomas Mann ermutigte Otto Heuer, angesichts »der bevorstehenden skandalösen Versteigerung in Lyon« öffentlich und international Druck zu machen.[32]

In den zahlreichen deutschen Zeitungsartikeln wurden die Leihgaben nur sehr oberflächlich beschrieben, offensichtlich in dem Bestreben, die Mär von den unersetzlichen Reliquien in Lyon nicht durch die Information zu zerstören, dass es sich meist um Bücher, Faksimiles von Autographen, Kopien von bekannten Ahnenporträts o.ä. gehandelt hat – oder um eine Abformung der Hand Goethes in Marmor nach einem älteren Gipsabdruck.

Als Reichsaußenminister war Stresemann an den Verhandlungen mit Frankreich beteiligt, wenn auch eher im Hintergrund. Gespräche des Büros der

29 O.A., Die Goethereliquien in Lyon. Die Vergewaltigung deutscher Kulturgüter in Lyon findet auch jenseits des Ozeans immer schärfere Verurteilung, in: Frankfurter Nachrichten vom 8.12.1922. Vgl. Freies Deutsches Hochstift, Sammelmappe Zeitungsausschnitte 1922–1927.

30 Vgl. Otto Heuer, Ein französischer Raub. Das Schicksal des Goethe-Pavillons in Lyon, in: Frankfurter Zeitung vom 16.9.1922. Vgl. Freies Deutsches Hochstift, Sammelmappe Zeitungsausschnitte 1922–1927.

31 Vgl. N.N., Ein Frankfurter Appell an Herriot, in: Generalanzeiger vom 22.8.1924. Vgl. Freies Deutsches Hochstift, Sammelmappe Zeitungsausschnitte 1922–1927. Herriot war 1924 Premier der Republik Frankreich geworden.

32 Vgl. Thomas Mann an Otto Heuer, 1. März 1922, Freies Deutsches Hochstift, Hs–12918.



Abb. 5. Goethes Hand, rechts.
1878 *erstellt von Adam Weissenbach*
nach einer Abformung aus dem Jahr 1820
(FDH Inv.-Nr. IV–00595, 6 × 14 cm).

Reichskanzlei mit Herriot, der von 1926–1928 Bildungsminister von Frankreich war, sind belegt.[33]

Am 5. Februar 1927 wandte sich Ernst Beutler, der neue Direktor des Goethe-Hauses, an Dr. Busch vom Statistischen Amt in Frankfurt und kündigte an, dass er einen Gesprächstermin mit dem Privatsekretär von Gustav Stresemann im April 1927 habe, bei dem er um die Beschleunigung der Verhandlungen bitten wolle.[34]

Den letzten Anstoß zur endgültigen Rückgabe dieser Objekte gab die Stadt Bonn. Eduard Herriot plante 1927 eine große Ausstellung zum 100. Todestag Ludwig van Beethovens in Paris und bat deshalb die Stadt Bonn, Leihgaben und einen Vertreter nach Paris zu entsenden. Der Bürgermeister der Stadt Bonn verweigerte dies mit Hinweis auf das Schicksal der »Goethe-Reliquien« aus Frankfurt und informierte das Frankfurter Goethe-Haus, das wiederum

33 Vgl. Bundesarchiv Berlin, Akten der Reichskanzlei, Geheimer Bericht über Verhandlungen mit Herriot vom 24.5.1927, Signatur R 43 I/66, p. 407–419. Reichskanzler war zu dem Zeitpunkt der Zentrumspolitiker Wilhelm Marx (1863–1946).

34 Vgl. Institut für Stadtgeschichte Frankfurt, Magistratsakten S 2.503, Bd. 5. Korrespondenz Ernst Beutler mit Busch, 5.2.1927–10.2.1927.

eine Kopie der Korrespondenz mit Bonn an die Stadt Frankfurt weiterleitete. Herriot versprach daraufhin, sich um die endgültige Klärung dieser Angelegenheit zu bemühen.[35] Tatsächlich wurden die Goethe-Reliquien im selben Jahr an Frankfurt zurückgegeben. Die Rückgabe sämtlicher Ausstellungsobjekte aus allen Städten lief wiederum zentral über Frankfurt. Wie sich herausstellte, waren alle anderen Modelle und Pläne entweder durch falsche Lagerung oder den Brand beschädigt worden oder durch den zeitlichen Abstand mittlerweile veraltet und damit wertlos. Der Verlag Böhlau teilte der Stadt Frankfurt mit, dass man von den 160 Bänden der Sophienausgabe 150 Bände habe wegwerfen müssen.[36] Nur das Goethe-Haus hatte das Glück, die meisten Leihgaben unversehrt zurückzubekommen.[37] Die Speditionskosten i. H. von 1,5 Mio ffrs. waren aus dem Verkauf anderer deutscher Vermögenswerte beglichen worden.[38]

Ein Bericht in der Frankfurter Zeitung kommentierte die Rückkehr der Kunstwerke am 7. Mai 1927 mit pathetischen Worten:

> Nur einundzwanzig Kisten kehrten nach Hause zurück, aus einer weiten, fremden Stadt, einundzwanzig »kriegsgefangene« Kisten mit kostbaren Gegenständen, die mit »seinem« Leben in Beziehung standen.[39]

Dagegen begleitete Herriot die feierliche Rückgabe der Objekte mit den Worten: »Man kann Goethe nicht als Gefangenen zurückhalten.«[40] Diesen Topos der »Gefangenschaft« hatte bereits Otto Heuer in einem Artikel verwendet und die Gegenstände mit Goethe gleichgesetzt; der Begriff der Reliquie bedeutet ja ursprünglich, dass es sich um einen Körperteil eines Heiligen handelt:

> Wie wird es nun möglich sein, Goethe endlich aus seiner Gefangenschaft zu befreien? Zum Loskauf fehlen dem Museum die Mittel, und davon abgesehen, darf es diesen schmählichen Weg in Rücksicht auf Goethes tiefes Gefühl für nationale Würde niemals einschlagen …[41]

35 Vgl. Institut für Stadtgeschichte Frankfurt, Magistratsakten S 2.503.
36 Institut für Stadtgeschichte Frankfurt, Magistratsakten S 2.503, Bd. 5. Schreiben des Verlages Böhlau am 17.6.1927.
37 Eine Liste der an das Freie Deutsche Hochstift zurückgegebenen Objekte befindet sich im Institut für Stadtgeschichte Frankfurt, Magistratsakten S 2.503, Bd. 5.
38 Freies Deutsches Hochstift, Bibliothek, Zeitungsmeldung vom 28.3.1927, Signatur II S/h 66. Vgl. auch den Bericht über die Rückgabe von Ernst Beutler im Jahresbericht des Freien Deutschen Hochstifts/Frankfurter Goethe-Museums, Jahrb. FDH 1927, S. 393 f.
39 Stadtblatt Frankfurter Zeitung vom 7.5.1927.
40 Frankfurter Zeitung vom 7.3.1927
41 Otto Heuer, Die Goethereliquien in Frankreich, in: Deutsche Allgemeine Zeitung vom 8.8.1924.

Stresemann hatte die Ereignisse in Lyon bereits vor seiner Ernennung zum Außenminister verfolgt und als einfaches Mitglied des Reichstages die Initiative ergriffen. So schrieb er am 25.4.1921 an das Freie Deutsche Hochstift:

> Für den Fall, dass im Verfolg der »Sanktionen« Frankfurt durch die Franzosen besetzt wird, möchte ich angesichts der Erfahrungen mit der Ausstellung in Lyon empfehlen, die wertvollsten Gegenstände des Goethehauses rechtzeitig in Sicherheit zu bringen.[42]

D.h. er befürchtete 1921, dass die Franzosen über den Rhein setzen würden und weitere Gebiete, vor allem Frankfurt, gewaltsam besetzen und die Sammlungen beschlagnahmen würden. Am 4.10.1922 wandte er sich an den Französischen Botschafter in Berlin, Prof. Oswald Hesnard, mit der Bitte, sich für die Rückgabe der Leihgaben aus Lyon einzusetzen. Auch Stresemann sprach in diesem Brief von der »Vergewaltigung dieser Goethe-Reliquien«.[43]

Zusammenfassend kann man festhalten, dass sich Gustav Stresemann als Politiker für die Belange des Freien Deutschen Hochstifts zwischen 1921 und 1927 eingesetzt hat – zunächst als Mitglied des Reichstags, dann als Reichskanzler und schließlich als Reichsaußenminister. Durch sein Eingreifen gelang es, die Textorschen Ahnenbilder aus Pallanza nach Frankfurt zu überführen und die Leihgaben aus Lyon zurückzuerhalten. Auf der Höhe der Saarlandkrise 1921 sorgte er sich um die Sicherheit der Bestände des Goethe-Hauses. Dieses Engagement für das Hochstift resultierte wohl weniger aus engeren persönlichen Bindungen an die Direktoren des Hochstifts, Otto Heuer und Ernst Beutler, sondern vielmehr aus seiner Wertschätzung für Leben und Werk Goethes heraus.

Anja Heuß

42 Vgl. Freies Deutsches Hochstift, Hs–9058.

43 Vgl. http://bernard.hesnard.free.fr/Hesnard/Oswald/oHesnard1.html. Der Brief Stresemanns an Hesnard wurde von der Familie Bernard-Hesnard am 4.8.2004 dem Freien Deutschen Hochstift übergeben.

Jahresbericht 2021

Bildung und Vermittlung

Museum

Im Mittelpunkt der Aktivitäten des Jahres 2021 standen die Fertigstellung und die Eröffnung des Deutschen Romantik-Museums (Abb. 1 und 2). Am 14. September 2021 konnte der auf dem Nachbargelände errichtete Neubau mit der Goethe-Galerie und einer Dauerausstellung zur Epoche der deutschen Romantik sowie neuen Räumlichkeiten für die Vermittlungsarbeit und für die Wechselausstellungen des Hochstifts eröffnet werden. Auch das pandemiebedingt lange geschlossene Goethe-Haus und die beiden kleinen Gärten stehen nun wieder der Öffentlichkeit zur Verfügung: Während die Arbeiten im Goethe-Garten auf eine möglichst getreue Wiederherstellung der vertrauten Anlage zielte, wurde das zweite Gärtchen als Romantik-Garten neu gestaltet. Hier fand auch die Marmorskulptur ›Faust und Gretchen‹ von Antonio Tantardini einen neuen Standort. Die Gemäldesammlung des Hochstifts kommt im ersten Stockwerk des Gebäudes neu zur Geltung, und die multimediale Inszenierung ausgewählter Exponate aus den Sammlungsbeständen des Hochstifts im zweiten und dritten Stockwerk lädt ein breites und heterogenes Publikum ein zur interaktiven Erkundung der auratischen Originale (Manuskripte, Bücher, Objekte, Bildende Kunst). Das neue Angebot eines interdisziplinären Einblicks in eine der wirkmächtigsten und facettenreichsten Epochen deutscher und europäischer Kulturgeschichte wurde in den Monaten nach der Eröffnung sehr gut angenommen; zur umfangreichen und durchweg positiven Resonanz in der Presse kamen ausgezeichnete Besucherzahlen, die leider im Winter von der wieder aufflammenden Pandemie noch einmal beeinträchtigt wurden.

Von Beginn des Jahres an bis Ende Mai hatten die pandemiebedingten Einschränkungen zur fortgesetzten Schließung der Dauerausstellung im Goethe-Haus und der Gemäldegalerie geführt. Allein an den beiden letzten Wochenenden im März konnten wir mit Beschränkungen der Besucherzahlen, Anmeldungen, Zeit-Slots, Hygienekonzept und ohne Führungen öffnen. Die Gemäldegalerie konnte vor dem Umzug in das neue Gebäude nicht mehr für Besucher geöffnet werden. Seit dem 28. Mai wurde die Dauerausstellung im Goethe-Haus schrittweise wieder geöffnet, zunächst nur Freitag bis Sonntag von 11 bis 17 Uhr für höchstens 40 angemeldete Besucher. Führungen fanden erst gar nicht, später in reduzierter Form statt. Ab dem 23. Juli war das Haus an sechs Tagen in der Woche von 11 bis 17 Uhr geöffnet. Schließtag blieb der Dienstag. Mit der Eröffnung des Deutschen Romantik-Museums Mitte Sep-

DOI https://doi.org/10.46500/83535279-009 | CC BY-NC-SA 4.0

tember änderten sich die Öffnungszeiten der Dauerausstellung im Museum und Goethe-Haus noch einmal. Geschlossen ist jetzt der Montag, von Dienstag bis Donnerstag ist von 10 bis 18 Uhr, donnerstags bis 21 Uhr geöffnet.

Ausstellungen

Zur Feier der 70-jährigen Wiederkehr der Eröffnung des rekonstruierten Goethe-Hauses am 10. Mai 1951 erarbeiteten Dr. Joachim Seng und Dr. Nina Sonntag eine Ausstellung, die im Arkadensaal gezeigt werden sollte. Da das Haus zu diesem Zeitpunkt für Besucher geschlossen war, wurde die Ausstellung ins Netz gestellt. Sie ist unter dem Titel »Von der Zerstörung zum Wiederaufbau des Frankfurter Goethe-Hauses 1944–1951« seit dem 10. Mai auf der Website des Freien Deutschen Hochstifts zu besuchen. In acht Kapiteln geben Objekte aus dem Hausarchiv, den Kunstsammlungen und der Bibliothek einen umfassenden und anschaulichen Eindruck von der Geschichte des Goethe-Hauses in den Jahren zwischen der Zerstörung und der Einweihungsfeier nach dem Wiederaufbau. Anhand von Briefen, Zeichnungen, Notizen, Photographien, Alben, Zeitungsartikeln usw. werden die Zerstörung des Goethe-Hauses, Ernst Beutlers Vorkehrungen für diesen Fall, die Wiederaufbaupläne, die kontrovers geführte, hochpolitische Diskussion zu Pro und Kontra des Wiederaufbaus, die Entscheidung, der Aufbau selbst und die Wiedereröffnung vorgestellt. Einige der Objekte haben inzwischen nahezu ikonischen Wert, so die Photographie Ernst Beutlers mit seinem Sohn Christian in den Trümmern des Goethe-Hauses. Andere wurden bisher noch nie gezeigt und spiegeln etwa die leidenschaftlich geführte Debatte oder die persönliche Aufnahme der Geschehnisse in der Bevölkerung wider.

Mit der Eröffnung des Deutschen Romantik-Museums im September wurde auch der neue Wechselausstellungsbereich im Untergeschoss des Gebäudes zugänglich, der nach einem der größten Förderer des neuen Museums »Ernst Max von Grunelius-Saal« heißt. Im noch leeren Raum wurde zur Eröffnung eine interaktive Medieninstallation zur europäischen Romantik gezeigt, die vom 14. September 2021 bis zum 1. Mai 2022 zugänglich war (Dreaming Romantic Europe. Das digitale Museum RÊVE). Auf einer raumgroßen begehbaren Europakarte konnten die Besucher hier verschiedene Romantik-Gedenkorte aufsuchen, deren Schätze sie mithilfe von Smartphones auswählen und an die Wände projizieren konnten. Basis der Installation war eine virtuelle Ausstellung der europäischen Kooperation »European Romanticisms in Association«.[1]

Anne Bohnenkamp

1 http://www.euromanticism.org/virtual-exhibition/.





Abb. 1. Carl-L. von Boehm Bezing spricht anlässlich des Festaktes zur Eröffnung des Deutschen Romantik-Museums am 13. September 2022 (Foto: Alexander Paul Englert).

Abb. 2. Anne Bohnenkamp-Renken begrüßt am 14. September 2022 den ersten Besucher des Deutschen Romantik-Museums (Foto: Alexander Paul Englert).

Veranstaltungen

Am Abend des 13. September 2021 wurde die Fertigstellung des Deutschen Romantik-Museums mit einem Festakt begangen. Zum Festakt am Vorabend der Eröffnung im Cantate-Saal kamen hochrangige Vertreterinnen aller drei Zuwendungsgeber und viele wichtige Geldgeber. Es sprachen Herr von Boehm-Bezing, Ministerin Grütters, Ministerin Dorn, Kulturdezernentin Hartwig und die Direktorin. Eröffnet wurde die Veranstaltung mit einem von Daniel Kehlmann eigens für diesen Zweck geschriebenen Streitgespräch zur Romantik, zum Schluss brachten Julian Prégardien und Christopher Brandt romantische Lieder zu Gehör. Rund um die Eröffnungstage wurde auf der Fassade des neuen Gebäudes die eigens für das Museum geschaffene Lichtprojektion ›Obsidian‹ von Robert Seidel gezeigt. Vorausgegangen war am 11. September eine Feier im Kreis aller am Bau beteiligten Personen und Firmen in den Goethe-Höfen.

Während im Jahr 2020 unser Veranstaltungsprogramm noch einerseits Themen »Rund um Goethe« und andererseits den »Aufbruch in die Romantik« spiegelte, konnten wir im Jahr 2021 diese unsere Hauptthemenkreise zusammenführen und das Veranstaltungsangebot durch eine größere Anzahl neuer Reihen erweitern. Leider wurde jedoch das Veranstaltungsjahr 2021 durch die zeitweiligen Schließungen des Hauses und anschließend durch die Maßnahmen zur Eindämmung der Pandemie stark eingeschränkt. Erst ab Juni konnten mit besonderen Vorsichtsmaßnahmen wieder Präsenzveranstaltungen stattfinden. Zu den 15 angesetzten und nachgeholten Abendveranstaltungen bis zum 1. Dezember kamen insgesamt 500 Gäste, im Durchschnitt 33.

Feiern zu Goethes Geburtstag

Unter besonderen Vorzeichen standen die Feierlichkeiten zu Goethes Geburtstag am 27. und 28. August: Die Mitglieder des Freien Deutschen Hochstifts wurden an diesen Tagen zu einer Voreröffnung des Deutschen Romantik-Museums eingeladen. Dabei erläuterten die Kuratoren in der neuen Dauerausstellung zahlreiche Stationen. Um möglichst viele Gäste pandemiegerecht empfangen zu können, begannen die Feierlichkeiten in den Goethe-Höfen, wo das Café Utopia Sitzgelegenheiten und Verpflegung bot. Das Grußwort der Direktorin, umrahmt von Paganini-Variationen, die Puschan Malvani Mousavi auf der Violine spielte, wurde im Cantate-Saal gesprochen und akustisch in den Hof und ins Foyer des Deutschen Romanik-Museums übertragen. Die Gärten, die in diesem Jahr nach der langen Bauphase erstmals wieder zugänglich waren, wurden durch eine Harfenspielerin belebt. Auf dem Flügel im Arkadensaal gab Puschan Malvani Mousavi zwei Beethoven-Konzerte: Auf dem

Programm standen die Pathétique und die Hammerklaviersonate. An beiden Abenden verteilten sich jeweils etwa 200 Gäste auf dem Gelände.

Rund um Goethe und die Romantik

Der für den 3. Februar vorgesehene erste Abend des Jahres zum Thema »›Das Romantische ist täuschend wie die Bilder einer Zauberlaterne‹ – Goethe und die Romantik« mit Dr. Joachim Seng und Michael Quast wurde in Kooperation mit der Frankfurter Volksbühne als Podcast aufgenommen und über Youtube ins Netz gestellt. Bis Januar 2022 wurden damit über 1100 Hörer erreicht. Mittelfristig wird es auf der Homepage des Hochstifts eine Medienseite geben, auf der alle Podcasts und digitalen Produktionen gesammelt abrufbar sein sollen.

Am 23. März folgte die Buchvorstellung ›Pollaks Arm‹ von und mit Hans von Trotha über den Entdecker des Laokoon-Arms Ludwig Pollak per Zoom, das Gespräch wurde moderiert von Prof. Dr. Anne Bohnenkamp.

Am 21. April wurde das Gespräch von Frau Bohnenkamp mit Prof. Dr. Stefan Matuschek (Jena) über die Romantik als zweiten Impuls der europäischen Moderne per Zoom abgehalten.

Die für den 5. Februar geplante Führung von Dr. Anja Heuß zur besonderen Provenienz des Bildes ›Grabmal der Plautier‹ von Jacob Philipp Hackert wurde am 28. April über Zoom nachgeholt.

Am 10. Mai fand, leider nicht an Ort und Stelle, doch zumindest online, eine besondere Veranstaltung zum Jubiläum der Wiedereröffnung des Goethe-Hauses vor 70 Jahren statt. Nach einem Grußwort der Kulturdezernentin Dr. Ina Hartwig hielt der Architekt Dr. Ing. habil. Wolfgang Voigt (Frankfurt) den Festvortrag. Eingeleitet wurde er von Dr. Nina Sonntag, die gemeinsam mit Dr. Joachim Seng auch die anschließende Diskussion leitete. Das Angebot fand regen Zuspruch. Bemerkenswert war das internationale Publikum, das sich zu diesem Festvortrag mit über 140 Gästen zusammengefunden hatte. Die literarische Spurensuche zum Goethe-Haus »Entstehung, Vernichtung und Auferstehung« wurde mit Katharina Schaaf aufgezeichnet und steht dem Hochstift als Podcast zum Thema zur Verfügung. Begleitet wurden Vortrag und Podcast von einer digitalen Ausstellung auf der Homepage zur Zerstörung und zum Wiederaufbau des Frankfurter Goethe-Hauses im und nach dem Krieg.

Die für den 18. Mai zum 250. Geburtstag in Kooperation mit dem Jüdischen Museum geplante Veranstaltung zu Rahel Varnhagen mit Dr. Nikolaus Gatter (Köln) und Dr. Heide Volkening (Greifswald) konnte nicht stattfinden und wurde am 7. Mai für einen Podcast aufgenommen. Dr. Tilman Spreckelsen moderierte die Aufnahme und setzte den Podcast auch auf die Seite der F.A.Z., wo er sehr großen Zuspruch gefunden hat.

Ebenso wurde unser für den 26. Mai angekündigter Beitrag in der Reihe der Frankfurter Hausgespräche, die 2021 unter dem Titel »Zusammenkommen – Alte Sehnsucht neu entdeckt« standen, zum Thema »Salons zwischen Aufklärung und Romantik und ihr Nachleben« aufgezeichnet und im Audioformat digital zugänglich gemacht. Es sprachen Prof. Dr. Günter Oesterle (Gießen) und Dr. Petra Dollinger, moderiert von Prof. Dr. Anne Bohnenkamp. Eine ausführliche Besprechung erschien in der F.A.Z.

Am 1. Juni fand in der Reihe »Romantik lesen« die Veranstaltung zu »Teufeln und Handarbeiten« mit Prof. Dr. Günter Oesterle (Gießen) und Dr. Christiane Holm (Halle) unter der Leitung von Prof. Dr. Roland Borgards per Zoom statt. Der bekannte Schauspieler Stefan Wilkening konnte als Sprecher der romantischen Texte gewonnen werden, und es konnten 100 Teilnehmer begrüßt werden.

Am 15. Juni folgte ebenfalls per Zoom mit 30 Teilnehmern ein Abend in der Reihe »Weltliteratur in Übersetzungen« zur Neuübersetzung von Flauberts ›Éducation sentimentale‹ mit der Übersetzerin Elisabeth Edl und dem Romanisten Prof. Dr. Niklas Bender (Hamburg). Der nächste Termin in dieser Reihe am 22. Juni konnte dann wieder live stattfinden mit dem Übersetzer Burkhard Kroeber und der Journalistin Maike Albath zu Giuseppe Tomasi di Lampedusas Roman ›Der Leopard‹.

Schon am 30. Mai hatte im Rahmen des vom Hessischen Rundfunk initiierten »Tages für die Literatur und die Musik« Reinhard Pabst unter dem Titel »Atelier Bernhard« Thomas Bernhards Bruder Dr. Peter Fabjan interviewt. Das Video ist auf der Seite der Internationalen Thomas Bernhard-Gesellschaft (ITBG) eingestellt. Am 20. Juni konnte Reinhard Pabst dann seinen Frankfurt-Spaziergang auf den Spuren von Marcel Proust leibhaftig unter großem Zuspruch durchführen.

Neu ins Zoom-Programm aufgenommen wurde am 6. Juli ein Abend zu einem Beethoven-Medaillon des Hochstifts, das Bettine von Arnim angeblich von Beethoven persönlich erhalten hatte, mit Dr. Anja Heuß und Prof. Dr. Wolfgang Bunzel. Anja Heuß konnte nachweisen, dass der Typus der Darstellung auf eine Münze zurückgeht, die erst nach Beethovens Tod entstanden ist. Der Vortrag wurde auch in das Jahrbuch 2021 aufgenommen.

Die im Juni pandemiebedingt verschobene Mitgliederversammlung wurde am 20. September abgehalten, anschließend erhielten die Teilnehmer eine Führung durch das Deutsche Romantik-Museum. Am Tag darauf fanden die vom 30. März verschobenen Goethe-Annalen 1821 mit Prof. Dr. Ernst Osterkamp, Dr. Gustav Seibt und Prof. Dr. Anne Bohnenkamp statt.

In Kooperation mit dem Kuratorium Kulturelles Frankfurt hielt am 5. Oktober Prof. Dr. Marianne Rodenstein (Frankfurt) einen Vortrag zu den gesellschaftlichen Umwertungen der Romantik seit 1945. Der Vortrag stieß auf großes Interesse und wurde auf die Homepage des Hochstifts gestellt.

Die erste Live-Veranstaltung in der schon ins zweite Jahr gehenden Reihe »Romantik lesen« konnte am 27. Oktober stattfinden zum Thema »Stadt und Horror«. Moderiert von Prof. Dr. Roland Borgards sprachen Dr. Christiane Holm (die kurzfristig für Prof. Dr. Dagmar von Wietersheim eingesprungen ist) und Prof. Dr. Hans Richard Brittnacher (Berlin), es las Stefan Wilkening.

Am zweiten Tag nach der Eröffnung des Romantik-Museums fand am 15. September ein vielbeachteter Abend mit Prof. Dr. Dirk von Petersdorff (Jena) als »Einführung in die Romantik« statt.

Anlässlich der Museumseröffnung wurde für den 28. September eine weitere Lesung mit Vortrag neu ins Programm genommen: Unter dem Titel »Wir werfen uns dem Holländer-Michel in die Arme« gaben Christian Brückner und Tilman Spreckelsen einen Abend zu dem romantischen Autor Wilhelm Hauff. Seit dem 31. Oktober war die Aufnahme über den Bücher-Podcast der F.A.Z. abrufbar und hatte bis zum 18. November schon über 6.500 Abrufe zu verzeichnen.

Am 2. November hielt Dr. Anja Heuß einen provenienzgeschichtlichen Vortrag zu Gustav Stresemann als Förderer des Freien Deutschen Hochstifts. Ausgangspunkt war die Geschichte eines Porträts Carl Augusts von Sachsen-Weimar von Ferdinand Jagemann, das Anja Heuß als Restitutionsfall identifiziert hatte. Das Gemälde stammt aus dem Erbe Gustav Stresemanns, bzw. dem Besitz seiner Frau, die als Jüdin in die USA emigrierte. Nach der Kontaktaufnahme mit den Enkeln Stresemanns und deren freundlicher Schenkung des Bildes an das Hochstift war beim Vortrag die Enkeltochter Christina Stresemann persönlich zu Gast.

Den letzten Vortrag des Jahres hielt Dr. Gerhard Kölsch (Wiesbaden) am 25. November anlässlich des 550. Geburtstags von Albrecht Dürer zu Henrich Sebastian Hüsgens' Verzeichnis der Dürer-Stiche von 1778. Kölsch war auf ein verschollen geglaubtes, annotiertes Exemplar des Kunstschriftstellers gestoßen, in dem dieser die zweite – nie erschienene – Ausgabe des Werks vorbereitete, die einen gänzlich anderen Charakter haben sollte. Bei den Forschungen an diesem Material wurde Gerhard Kölsch in Anbindung an das Hochstift von der Adolf und Luisa Haeuser-Stiftung unterstützt.

Lied & Lyrik

Am 30. Juni fand das erste Konzert des Jahres in der Reihe Lied & Lyrik statt. Unter der Leitung von und am Klavier mit Dr. Burkhard Bastuck ging es um den ›Freischütz‹ von Carl Maria von Weber, der seine Uraufführung am 18. Juni 1821 erlebt hatte. Es sangen Jana Baumeister, Sopran, und David Pichlmaier, Bariton.

Am 29. September wurde der ursprünglich für den 4. Mai geplante Abend zu »Goethes ›Faust‹ in der Musik« nachgeholt mit Kelsey Lauritano, Mezzosopran, Gabriel Rollinson, Bassbariton, und Takeshi Moriuchie am Klavier.

Am 10. November folgte ein Abend zu ›Des Knaben Wunderhorn‹ mit Carmen Artaza, Mezzosopran, Thilo Dahlmann, Bassbariton, und Hedayet Jonas Djeddikar, Klavier.

Und schließlich bildete am 1. Dezember das noch von Prof. Hedwig Fassbender konzipierte und immer wieder notgedrungen verschobene Konzert zu Ludwig van Beethovens 250. Geburtstag den Abschluss der Abendveranstaltungen. Es sangen und spielten: Martha Jordan, Mezzosopran, Georg Poplutz, Tenor, und Hilko Dumno, Klavier.

Paul Celan

Im Jahr 2020 hatte Paul Celan 100. Geburtstag. Der ihm gewidmete Abend in der Reihe Lied & Lyrik wurde auf den 10. Februar 2021 verschoben, musste aber erneut entfallen. Er ist nun für den 29. Juni 2022 angesetzt. Da auch das Gespräch von Prof. Dr. Klaus Reichert mit Dr. Joachim Seng über »Paul Celan – Erinnerungen und Briefe« nicht live stattfinden konnte, wurde es für den 10. März 2021 aufgezeichnet, und einige der Musikstücke von Wolfgang Rihm, Friedhelm Döhl und Erwin Schulhoff (mit Sofia Pavone, Mezzosopran, Theodore Browne, Tenor, und Hedayet Djeddikar am Klavier), die für den Lied & Lyrik-Abend vorgesehen waren, wurden in die Aufnahme des Gespräches eingebunden. Die Aufzeichnung wurde bei Youtube online gestellt und hatte bis Januar 2022 schon 540 Aufrufe.

Der Vortrag von Prof. Dr. Barbara Wiedemann (Tübingen) »›Dein Goldenes Haar Margarete‹ – Werke der deutschen Literatur um 1800 in Paul Celans Gedichten«, der 2020 zweimal erfolglos verschoben worden war, fand am 10. März 2021 als Zoom-Übertragung statt.

Weitere Absagen und Verschiebungen auf 2022

Die für den 17. Februar angesetzte Vorstellung des neuen romantischen Periodikums ›Serapion‹ mit Dr. Kaltërina Latifi und Prof. Dr. Silvio Vietta (Göttingen) wurde auf den 16. März 2022 verschoben. Die für den 5. Mai nach 2020 zum zweiten Mal angesetzte Exkursion »Die Brüder Grimm, Steinau und die Romantik« nach Steinau an der Straße wurde ebenfalls auf das Jahr 2022 verschoben. Die lange im Voraus geplante Nacht der Museen am 12. Juni musste wieder ausfallen – ebenso wie das für den 7. Juli geplante Gesprächskonzert »Beethoven und die Familie Brentano« mit Dr. Ulrike Kienzle und Sylvia

Ackermann. Aus logistischen Gründen wurde schon im Sommer der für den 30. Oktober geplante musikalisch-literarische »Ost-westliche Diwan« zu Niẓāmī Ganǧawīs 880. Geburtstag mit Künstlern aus Aserbaidschan abgesagt.

Vom Zwackelmann zur Tigertatze: Vorlesereihe für Kinder

Im Herbst des Jahres wurde eine neue Veranstaltungsreihe ins Leben gerufen, die ab 2022 unter dem Titel »Vom Zwackelmann zur Tigertatze« regelmäßig stattfinden soll: eine Vorlesestunde für Kinder zwischen 5 und 9 Jahren. Vorgelesen werden »Kinderbuchklassiker« und neuere Bücher, die Klassikerqualitäten haben. Es liest und interagiert mit Pirkko Cremer eine pädagogisch erfahrene Schauspielerin von der Volksbühne oder der jeweilige Autor oder Autorin. Durch das Vorlesen witziger, spannender und vielschichtiger Geschichten kann man bei Kindern Neugier auf Literatur und auf das Selberlesen wecken. Bis heute bieten sich dazu viele der berühmten Kinderbuchklassiker an. In der Flut von Neuerscheinungen ist es jedoch nicht leicht, aktuelle Bücher mit ähnlichen Qualitäten für junge Zuhörer zu finden. Die Journalistin und Autorin Anne Böhme hat zusammen mit Dr. Jasmin Behrouzi-Rühl als Grundlage für die Reihe Kinderbuch Vorleselisten erarbeitet. Als abendliche Auftaktveranstaltung fand am 7. Oktober ein Podiumsgespräch mit Impulsvorträgen von Prof. Dr. Bettina Kümmerling-Meibauer (Tübingen) und Anne Böhme (Frankfurt), moderiert von Dr. Jasmin Behrouzi-Rühl, statt zur Frage »Was sind Kinderbuchklassiker?« und »Welche Qualitäten suchen wir bei aktuellen Kinderbüchern?«. Pirkko Cremer las die Textbeispiele. Am Samstag, dem 6. November, fand dann die erste Lesung für Kinder im Gartensaal statt, ebenfalls mit Pirkko Cremer, die für zwölf Kinder (teils erst 5 Jahre alt) und ihre erwachsenen Begleitpersonen aus ›Die kleine Hexe‹ von Otfried Preußler las. Die Buchhandlung Weltenleser hatte einen Preußler-Büchertisch aufgebaut. Leider wurde aus Sorge angesichts der aktuellen Entwicklungen die Kinderbuchlesung aus ›Eddi Error‹ von und mit Anne Böhme am 20. November abgesagt und verschoben. Die Lesung zu ›Dornröschen‹, einen Besuch in der Grimm-Station inklusive, fand hingegen am 4. Dezember statt. Wegen polizeilichen Straßensperrungen in der Stadt aufgrund einer Demonstration fanden leider nur zwei von zehn angemeldeten Teilnehmern den Weg ins Museum. Die Vorlesereihe für Kinder wird von der Marga Coing-Stiftung gefördert.

Freitags um vier im Gartensaal

Am 29. Oktober eröffnete Prof. Dr. Anne Bohnenkamp mit einer Lektüre des Anfangs von Goethes ›Faust‹ die neue Reihe »Freitags um vier im Gartensaal«. In dieser Reihe werden Freitagnachmittags in kleinerem Kreis u.a. Themen »aus der Literatur« und »aus den Sammlungen« aufgegriffen. Das zahlreich erschienene Publikum nahm lebhaften Anteil und bestand ganz überwiegend aus neuen Interessenten. Am 12. November stellte Dr. Joachim Seng in dieser Reihe die Shakespeare-Rezeption Goethes vor und zeigte in zwei Vitrinen eine größere Anzahl von Neuerwerbungen. Prof. Dr. Wolfgang Bunzel widmete sich am 26. November anlässlich des 200. Geburtstages von Armgard von Arnim ihrem Märchen ›Das Heimelchen‹. Den Abschluss der Reihe 2021 bildete am 10. Dezember eine Lesung mit Interpretation von Edgar Allan Poes Erzählung ›Der Untergang des Hauses Usher‹ durch Dr. Jasmin Behrouzi-Rühl.

Verweile doch!

Die neue Reihe »Verweile doch!«, in der an den langen Donnerstagen Stationen des Deutschen Romantik-Museums vertieft werden, begann am 4. November mit der Vorstellung der Station »Empfindungen vor Friedrichs Seelandschaft« durch Dr. Mareike Hennig und Dr. Konrad Heumann. An diesem Abend stand die Doppelhandschrift von Clemens Brentano und Achim von Arnim zu Caspar David Friedrichs Gemälde auf dem Programm.

Eine besondere Veranstaltung in dieser Reihe war Dr. Ulrike Kienzles Vortrag »Beethoven und die Erfindung der Romantik« am Sonntag, dem 14. November. Auf Anregung des neuen Intendanten der Alten Oper Frankfurt, Dr. Markus Fein, wurde hier in Kooperation mit dem Hochstift ein »Kulturpaket Musik Plus« angeboten, in dem Frau Dr. Kienzle die Hoffmann-Beethoven-Station »Purpurschimmer der Romantik« vorstellte: Konzertbesucher konnten den Vortrag und Eintritt ins Deutsche Romantik-Museum zusammen mit ihrem Ticket bei der Alten Oper buchen. Die Nachfrage konnte bei weitem nicht befriedigt werden, denn es konnten nur 60 Besucher aufgenommen werden.

Am 25. November kam Prof. Dr. Olaf Müller (Berlin) in der Reihe »Verweile doch!« zur Erläuterung der »Ritter-Station« ins Haus und stellte auch sein neues Buch ›Ultraviolett!‹ vor. Wegen des großen Interesses und der notwendigen Anreise des Referenten aus Berlin wurde das Format aufgeteilt in einen einführenden Vortrag im Arkadensaal und einen Besuch der Ritter-Station in kleinen Gruppen.

Zu Gast im Freien Deutschen Hochstift / Das Hochstift zu Gast

Die von 2020 verschobene Tagung der Thomas Mann-Gesellschaft »Das Exil als geistige Lebensform«, die teilweise im Hochstift stattfinden sollte, wurde virtuell ausgerichtet. Prof. Dr. Wolfgang Bunzel stellte dort am 22. September das Hochstift und das neue Museum vor.

Im Format Open Books, begleitend zur Frankfurter Buchmesse, stellte das Kulturamt der Stadt Frankfurt im Freien Deutschen Hochstift zwischen dem 20. und 23. Oktober sieben Neuerscheinungen vor, unter anderem mit Florian Illies und Uwe Wittstock.

Im Rahmen einer weiteren Kooperation hielt am 9. November Prof. Dr. Wolfgang Bunzel in der Volkshochschule Frankfurt im Kurs des Studium Generale, der mit Blick auf das neue Museum im Herbst 2021 das Thema Romantik behandelt hat, einen Vortrag über die Epoche der Romantik. Am 16. November folgte ein Vortrag von Dr. Jasmin Behrouzi-Rühl über zwei literarische romantische Texte und am 30. November einer von Dr. Mareike Hennig über die Malerei der Romantik. Am 20. November kam der Kurs im Rahmen seiner Exkursion in das Deutsche Romantik-Museum. Die Kooperation soll am 24. Juni 2022 in einen gemeinsamen Aktionstag »Zauberwort und blaue Blume« im Museum münden.

Jasmin Behrouzi-Rühl

Zeichenschule

Nachdem die Zeichenschule, die nach dem ersten Termin hatte fortgesetzt werden sollen, pandemiebedingt mehrfach abgesagt werden musste, konnte sie am 10. Oktober glücklicherweise erneut stattfinden. In kleiner Runde und mit viel Raum für alle Beteiligten war die Zeichenschule wieder ein besonderes Ereignis. Durchgeführt wurde sie von Dr. Neela Struck in Verbindung mit der Abteilung Bildung und Vermittlung. Laien wurde hier die Gelegenheit gegeben, sich aus nächster Nähe und ohne trennende Glasscheiben mit der technischen Finesse originaler Handzeichnungen vertraut zu machen, um im Anschluss selbst verschiedene Zeichenmittel erproben zu dürfen. Im Gartensaal erhielten die Besucher zunächst einen Einblick in unsere Zeichnungssammlung, wobei Neela Struck den Besuchern anhand herausragender Blätter unterschiedliche Techniken, Papiere oder Themengebiete der Zeichenkunst im 18. und 19. Jahrhundert erläuterte. Unter Anleitung von Cristina Szilly konnten sich die Besucher anschließend selbst mit verschiedenen Zeichenmaterialien entweder am Kopieren der Kunstwerke oder an Motiven im Garten versuchen (Abb. 3–4). Das Format ist Bestandteil des Erschließungsprojektes »Zeichnen im Zeitalter Goethes«. Es wird fortgesetzt werden und soll auch während der Sonderausstellung eine wichtige Rolle spielen.

Neela Struck





Abb. 3–4. Zeichenschule im Deutschen Romantik-Museum.

Museumspädagogik

Das Jahr 2021 war in weiten Teilen, so wie das Vorjahr, von Einschränkungen bestimmt. Ab dem 28. Mai konnte das Goethe-Haus von Freitag bis Sonntag öffnen, ab dem 23. Juni war an sechs Tagen (außer Dienstag) von 11–17 Uhr der Besuch möglich. Öffentliche Führungen fanden mit reduzierter Personenzahl statt. Schulklassen, die besonders vor dem Ferienbeginn am 19. Juli verstärkt erschienen, erhielten eine kurze Einführung, um das Haus dann mit dem Goethe-erleben-Heft selbst zu erkunden.

Die besucherfreie Zeit wurde zur Einarbeitung in die Themen des Romantik-Museums genutzt. Dr. Doris Schumacher erstellte für den Medien-Guide Stationen-Führungstexte fürs breite Publikum, die auch als Vorlage für die Übertragung in Einfache Sprache (A 2) dienen sollten. Babett Frank aktualisierte und erweiterte den Schulverteiler, er enthält nun z.B. alle weiterführenden Schulen in Hessen sowie die Gymnasien der meisten an Hessen grenzenden Bundesländer.

Durch die Pandemie ist die Bedeutung digitaler Vermittlungsarbeit verstärkt in den Blick gerückt worden. Doris Schumacher nahm online an verschiedenen Weiterbildungen teil, z.B. am Angebot »Analog? Digital« der Bayrischen Museumsakademie (25. Februar) und an der Museum and the Internet-Tagung des Landschaftsverbands Rheinland mit dem Titel »Online-Vermittlung – aus der Krise in den Kanon« (26. Mai). Unter dem Motto »Doing Digital« etablierten die Frankfurter Museumspädagoginnen und -pädagogen einen regelmäßigen Austausch, bei dem Doris Schumacher das Hochstift vertrat. Daraus hervorgegangen ist ein Actionbound-Projekt, d.h. eine digitale, interaktive »Museums-Stadt-Rallye« für Familien als Satourday-Ersatz. Die beiden kostenlosen Angebote mit Informationen und Rätseln trugen die Titel »Vor der Tür« und »Die Stadt – Das alltägliche Museum«. Die Museen wurden mit ihrer Außenseite zum Schauobjekt oder sie wurden Teil eines Stadtrundgangs; vom Goethe-Haus ging es zur Katharinenkirche und zur Gedenktafel für Catharina Elisabeth Goethes Alterswohnsitz am Roßmarkt.

Pirkko Cremer erstellte mit Unterstützung von Doris Schumacher im Februar ein filmisches Satourday-Angebot, das anschließend temporär auf unserem Youtube-Kanal eingestellt wurde. Angemeldete Teilnehmerinnen und Teilnehmer erhielten einen Link, mit dem sie bei einem Goethe-Haus-Rundgang unter dem Motto »Reich und arm« Einblick erhielten in den Wohlstand der Familie Goethe und das Leben zahlreicher weniger begüterter Personen. Zum Internationalen Museumstag am 16. Mai gab es als Ersatz für das abgesagte Schattenspiel ›Der Wolf und die sieben Geißlein‹ einen Zoom-Einblick in das Schaffen des Schauspielers und Scherenschnittkünstlers Friedrich Raad.

Die Frankfurter Studientage für Lehrkräfte mit Dr. Paul Kahl zum Thema »Goethe als Dramatiker des Sturm und Drang. Faust. Frühe Fassung. Götz von

Berlichingen« fanden am 25. und 26. Juni ebenfalls als Online-Veranstaltung statt. Ergänzend zu den Vorträgen und Gesprächen des Dozenten trug Doris Schumacher einen digitalen Goethe-Haus-Rundgang anhand einer kommentierten Power Point-Präsentation bei.

Zentral war ab dem Sommer die Weiterbildung der Gästeführerinnen und Gästeführer im Hinblick auf die Übernahme von Führungen im Deutschen Romantik-Museum. Dazu wurden von Doris Schumacher diejenigen Stationen, die hinreichend Platz für 15 Personen bieten, per Präsentation mit Erläuterungen vorgestellt. Mehrere einstündige Muster-Führungen ergänzten das Angebot, ebenso Schwerpunkt-Führungen durch die Kuratorinnen und Kuratoren.

Das von der Marga Coing-Stiftung finanzierte, speziell fürs Deutsche Romantik-Museum konzipierte Theaterstück ›Die blaue Stunde‹ mit Pirkko Cremer konnte in diesem Jahr noch nicht aufgeführt werden. Fortgeführt wurden jedoch verschiedene Kooperationen, so mit dem Kulturamt Frankfurt (»Places to see«), dem Amt für multikulturelle Angelegenheiten und dem Lionsclub.

Weitere Termine im Überblick:

22. August	Ferien-Werkstatt »Romantischer Blütenzauber«
18./19. sowie 25./26. September	Offenes Kreativ-Angebot im Regenbogen-Raum mit ehrenamtlicher Unterstützung
10. Oktober	Kreativ-Angebot »Die Zeichenschule«
17. Oktober	Offenes Kaminzimmer mit ehrenamtlicher Unterstützung
27. Oktober	Satourday: »Jeder Baum, jede Hecke ist ein Strauß von Blumen« mit Pirkko Cremer
19. November	Bundesweiter Vorlesetag zum Thema »Münchhausens Geschichten« mit Pirkko Cremer (Corona-bedingt in der Gartenstadtschule Rodgau)
18. Dezember	»Weihnachtszeit bei Familie Goethe« mit Doris Schumacher

Die Eröffnung des Romantik-Museums am 14. September brachte eine hohe Nachfrage nach Vermittlungsangeboten mit sich. Ergänzend zur einstündigen Führung »Einblicke in die Romantik« entwickelte Doris Schumacher abgestimmt auf den Deutsch-Unterricht in der Oberstufe das Angebot »Romantik entdecken«. Hierbei erkunden die Schülerinnen und Schüler ausgewählte Stationen, so dass sie den anschließenden Rundgang mit eigenen Präsentationen mit bestreiten können. Das Angebot eignet sich für Grund- und Leistungskurse bis 15 Teilnehmer. Ebenso führte sie Themen-Führungen zu

Goethes ›Faust‹ sowie zur »Schwarzen Romantik« durch. Einzelne Schulen buchten für ihre Lehrkräfte Fortbildungen, die sich aus einem eineinhalbstündigen Rundgang mit anschließendem Weiterbildungsteil und Gespräch zusammensetzten. Dieser Austausch trug auch dazu bei, die Bedürfnisse der Lehrkräfte näher kennenzulernen. Sehr positiv wurden die Dauerausstellung und das digital zur Verfügung gestellte Material aufgenommen (Stationen-Liste, Biographie-Postkarten, Epilog-Postkarten). Der mit moderner Technik ausgestattete Regenbogen-Raum mit seinen mobilen Dreieckstischen und den Stühlen in den sechs Farben von Goethes Farbenkreis erfüllte sehr gut seinen Zweck als variabler Vermittlungsraum.

Der Ausbau der Vermittlungsarbeit im Hinblick auf die Bildende Kunst profitierte ebenfalls von der verbesserten Raumsituation. Das Grundschul-Angebot »Goethe und die Farben interaktiv« wurde ergänzt um »Goethe und die Farben der Romantik«, ein Rundgang mit Kreativ-Teil. Auf das Kinder-Quiz »Wie gut kennst du dich im Frankfurter Goethe-Haus aus?« folgte das Quiz »Wie gut kennst du dich im Deutschen Romantik-Museum aus?« für Jugendliche.

Die Statistik für das Jahr 2021 weist aufgrund der pandemiebedingten Schließungen niedrige Zahlen auf. 8885 Besucherinnen und Besucher meldeten sich für einen Museumsbesuch an, davon 3843 zu einer Führung. Im Deutschen Romantik-Museum wurden 161 Führungen durchgeführt, neben den Kuratorinnen und Kuratoren vor allem durch Stefanie Spalke, Silke Weber und Doris Schumacher. Ab 2022 wird das Team der Gästeführerinnen und Gästeführer den Großteil der Führungen übernehmen können.

Doris Schumacher

Brentano-Haus Oestrich-Winkel

Als einer der beiden Geschäftsführer der vom Freien Deutschen Hochstift gemeinsam mit der Stadt Oestrich-Winkel gebildeten Trägergesellschaft Brentano-Haus gemeinnützige GmbH begleitet Prof. Dr. Wolfgang Bunzel den Fortgang der Sanierungsarbeiten und kümmert sich um alle Belange, die Bezug zum Anwesen haben. Regelmäßig nimmt er an den Sitzungen der Baukommission teil. Nachdem sich die laufenden Sanierungsmaßnahmen bis Ende 2020 auf die sog. restauratorischen Voruntersuchungen konzentriert haben, steht im Zentrum des für die Jahre 2021 und 2022 vorgesehenen 6. Bauabschnitts die Restaurierung der Schauräume in der westlichen Haushälfte; sie umfassen den großen Salon und die drei von ihm abgehenden Kabinettzimmer. Entsprechende Förderanträge wurden beim Bund über das Denkmalschutz-Sonderprogramm, beim Landesamt für Denkmalpflege Hessen und bei der Deutschen Stiftung Denkmalschutz gestellt.

Im Zuge der Arbeiten im Brentano-Haus wurden auch die bis zum Dezember 2014 von den damaligen Eigentümern zu Wohnzwecken genutzten Räume ohne historisches Mobiliar ertüchtigt, so dass mittlerweile fast die gesamte Ostseite des Hauses auch im Inneren saniert ist. Seit dem Jahr 2021 erfolgt der Eingang zum Brentano-Haus nicht mehr über die gartenseitige Haupttür, sondern über die rechts davon gelegene Nebentür. Sie führt in die ehemalige Küche, deren Nutzung durch einen großen Spülstein und einen massiven Einbauschrank noch erkennbar ist. Dieser Bereich bildet nunmehr den Warte- und Aufenthaltsbereich für Einzelpersonen und Gruppen. In einem ebenfalls neu hergerichteten kleinen Nebenraum befinden sich ein großer historischer, aufgearbeiteter Garderobenschrank und Schließfächer. Im Erdgeschoss des Ostflügels wurden die Eingangstür erneuert, die barocken Zimmertüren aufgearbeitet, ein Bankheizkörper installiert, Bestuhlung für den Innen- und Außenbereich angeschafft und ein Deckenmonitor installiert.

Prof. Dr. Bunzel ist nach wie vor dabei, die Konzeption für die neu hinzukommenden Schauräume im Brentano-Haus zu verfeinern und eine Aufwand- und Kostenkalkulation für die museale Gestaltung dieser Bereiche vorzubereiten. So wurde ein Konzept für die Ausräumung der historischen Schauräume und die Neugestaltung des Rundgangs entwickelt und in die Praxis umgesetzt. Es entstand ein neuer Parcours für Führungen, die nach Ende der pandemiebedingten Museumsschließungen wieder aufgenommen wurden. Die wegen laufender Restaurierungsmaßnahmen vorläufig noch zwischengelagerten Möbel und Einrichtungsgegenstände sind in einer Slide-Show auf dem Deckenmonitor des neuen Besucher-Empfangsraums zu sehen.

Treffen der Baukommission fanden am 18. Januar, 17. Februar, 16. März, 27. April, 5. Juli, 16. September und 10. November 2021 statt. Gesellschafterversammlungen fanden am 20. Januar und am 7. Oktober statt, jeweils in digitaler Form.

Wolfgang Bunzel

Forschung und Erschließung

Editionen und Forschungsprojekte

Historisch-kritische Ausgabe sämtlicher Werke und Briefe Clemens Brentanos (Frankfurter Brentano-Ausgabe)

Clemens Brentano, Sämtliche Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift, hrsg. von Anne Bohnenkamp, Ulrich Breuer, Wolfgang Bunzel, Ulrike Landfester, Christof Wingertszahn. Stuttgart: Kohlhammer Verlag 1975 ff.

Zu Anfang 2022 lagen insgesamt 57 Bände der Ausgabe vor:

1 Gedichte 1784–1801, Text, Lesarten und Erläuterungen, unter Mitarbeit von Michael Grus hrsg. von Bernhard Gajek (2007)
2,1 Gedichte 1801–1806, Text, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Bernhard Gajek und Michael Grus (2012)
2,2 Gedichte 1807–1813, Text, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Michael Grus (2019)
3,1 Gedichte 1816/1817, Text, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Michael Grus und Kristina Hasenpflug (1999)
3,2 Gedichte 1818/1819, Text, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Michael Grus, Kristina Hasenpflug und Hartwig Schultz (2001)
3,3 Gedichte 1820–1826, Text, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Michael Grus (2002)
4,1 Gedichte 1826–1827, Text, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Holger Schwinn und Renate Moering (2020)
5,1 Gedichtbearbeitungen I, Text, Lesarten und Erläuterungen, unter Mitarbeit von Silke Franziska Weber hrsg. von Sabine Gruber (2011)
5,2 Gedichtbearbeitungen II, Trutz Nachtigal, Text, Lesarten und Erläuterungen, unter Mitarbeit von Holger Schwinn hrsg. von Sabine Gruber (2009)
6 Des Knaben Wunderhorn, Teil I, Text, hrsg. von Heinz Rölleke (1975)
7 Des Knaben Wunderhorn, Teil II, Text, hrsg. von Heinz Rölleke (1976)
8 Des Knaben Wunderhorn, Teil III, Text, hrsg. von Heinz Rölleke (1977)
9,1 Des Knaben Wunderhorn, Teil I, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Heinz Rölleke (1975)
9,2 Des Knaben Wunderhorn, Teil II, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Heinz Rölleke (1977)

9,3 Des Knaben Wunderhorn, Teil III, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Heinz Rölleke (1978)
10 Romanzen vom Rosenkranz, Text und Lesarten, unter Mitarbeit von Michael Grus und Hartwig Schultz hrsg. von Clemens Rauschenberg (1994)
11,1 Romanzen vom Rosenkranz, Lesarten, Entstehung und Überlieferung, hrsg. von Dietmar Pravida (2006)
11,2 Romanzen vom Rosenkranz, Erläuterungen, hrsg. von Dietmar Pravida (2008)
12 Dramen I, Text, hrsg. von Hartwig Schultz (1982)
13,1 Dramen II,1, Aloys und Imelde, Text, unter Mitarbeit von Michael Grus und Simone Leidinger hrsg. von Christian Sinn (2010)
13,2 Dramen II,2, Dramen und Dramenfragmente; Prosa zu den Dramen, Text, hrsg. von Christina Sauer (2013)
13,3 Dramen II,3, Wiener Festspiele, Prosa zu den Dramen, Text, unter Mitarbeit von Dietmar Pravida und Christina Sauer hrsg. von Caroline Pross (2007)
14 Dramen III, Die Gründung Prags, Text, hrsg. von Gerhard Mayer und Walter Schmitz (1980)
15,2 Dramen II,1, Aloys und Imelde, Lesarten und Erläuterungen, unter Mitarbeit von Holger Schwinn hrsg. von Christian Sinn (2011)
15,3 Dramen II,2, Dramen und Dramenfragmente; Prosa zu den Dramen, Lesarten und Erläuterungen, unter Mitarbeit von Cornelia Ilbrig und Christina Sauer hrsg. von Jutta Heinz (2014)
15,4 Dramen II,3, Lesarten und Erläuterungen, unter Mitarbeit von Simone Leidinger, Dietmar Pravida und Christina Sauer hrsg. von Caroline Pross (2008)
15,5 Dramen III, Die Gründung Prags, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Ulrike Landfester (2020)
16 Prosa I, Godwi, Text, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Werner Bellmann (1978)
17 Prosa II, Die Mährchen vom Rhein, Text, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Brigitte Schillbach (1983)
18,1 Prosa III,1, Italienische Märchen I, Text, hrsg. von Wolfgang Bunzel (2021)
18,3 Prosa III,2, Italienische Märchen II, Text, hrsg. von Ulrike Landfester (2014)
18,4 Prosa III,2, Italienische Märchen II, Lesarten und Erläuterungen, unter Mitarbeit von Judith Michelmann hrsg. von Ulrike Landfester (2018)
19 Prosa IV, Erzählungen, Text, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Gerhard Kluge (1987)
21,1 Prosa VI,1, Satiren und Kleine Prosa, Text, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Maximilian Bergengruen, Wolfgang Bunzel, Renate Moering, Stefan Nienhaus, Christina Sauer und Hartwig Schultz (2013)

21,2 Kleine Prosa VI,2, Text, hrsg. von Michael Grus und Armin Schlechter (2021)
22,1 Religiöse Werke I,1, Die Barmherzigen Schwestern; Kleine religiöse Prosa, Text, hrsg. von Renate Moering (1985)
22,2 Religiöse Werke I,2, Die Barmherzigen Schwestern; Kleine religiöse Prosa, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Renate Moering (1990)
23,1 Religiöse Werke II,1, Leben Mariä, Text, hrsg. von Johannes Barth (2016)
24,1 Religiöse Werke III,1, Lehrjahre Jesu, Teil I, Text, hrsg. von Jürg Mathes (1983)
24,2 Religiöse Werke III,2, Lehrjahre Jesu, Teil II, Text, hrsg. von Jürg Mathes (1985)
26 Religiöse Werke V,1, Das bittere Leiden unsers Herrn Jesu Christi, Text, hrsg. von Bernhard Gajek (1980)
27,1 Religiöse Werke II,3, Leben Mariä, Erläuterungen, unter Mitarbeit von Konrad Feilchenfeldt hrsg. von Marianne Sammer (2017)
27,2 Religiöse Werke V,2, Das bittere Leiden unsers Herrn Jesu Christi, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Bernhard Gajek und Irmengard Schmidbauer (1995)
28,1 Materialien zu nicht ausgeführten religiösen Werken (Anna Katharina Emmerick-Biographie), Text, hrsg. von Jürg Mathes (1981)
28,2 Materialien zu nicht ausgeführten religiösen Werken (Anna Katharina Emmerick-Biographie), Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Jürg Mathes (1982)
29 Briefe I (1792–1802), nach Vorarbeiten von Jürgen Behrens und Walter Schmitz hrsg. von Lieselotte Kinskofer (1988)
30 Briefe II (Clemens Brentanos Frühlingskranz), hrsg. von Lieselotte Kinskofer (1990)
31 Briefe III (1803–1807), hrsg. von Lieselotte Kinskofer (1991)
32 Briefe IV (1808–1812), hrsg. von Sabine Oehring (1996)
33 Briefe V (1813–1818), hrsg. von Sabine Oehring (2000)
34 Briefe VI (1819–1823), hrsg. von Sabine Oehring (2005)
35 Briefe VII (1824–1829), hrsg. von Sabine Oehring (2012)
36 Briefe VIII (1830–1835), hrsg. von Sabine Oehring (2015)
37,1 Briefe IX (1836–1839), hrsg. von Sabine Oehring (2016)
37,2 Briefe X (1840–1842), hrsg. von Sabine Oehring (2017)
38,1 Erläuterung zu den Briefen 1792–1802, hrsg. von Ulrike Landfester (2003)
38,3 Erläuterungen zu den Briefen 1803–1807, hrsg. von Lieselotte Kinskofer (2004)

Auch im Jahr 2021 haben die Arbeiten an der Frankfurter Brentano-Ausgabe wegen der Pandemie zu einem großen Teil im Home Office stattgefunden. Möglich geworden ist diese flexible und für die Mitarbeiter gesundheitlich sicherste Lösung durch die sukzessive Digitalisierung von Handschriftenmaterial. Immerhin konnte Dr. Grus zwischenzeitlich sogar wieder eine Archivreise ins Ausland (Biblioteka Jagiellońska, Kraków) durchführen.

Ende 2020 endete die erste, zweieinhalb Jahre umfassende Phase der Förderung der Frankfurter Brentano-Ausgabe aus Mitteln des vom Land Hessen finanzierten Innovations- und Strukturentwicklungsbudgets. Der Antrag auf Fortsetzung der Zuwendung wurde positiv beschieden, und zwar in der Weise, dass die Förderung nun sogar für einen Zeitraum von insgesamt fünf Jahren bewilligt wurde. Diese sehr erfreuliche Nachricht ging aber einher mit einer Deckelung des Gesamtbudgets. Damit der Fortgang der Frankfurter Brentano-Ausgabe nicht gefährdet ist, hat das Freie Deutsche Hochstift den dadurch bedingten Wegfall der Stelle einer wissenschaftlichen Hilfskraft zumindest über einen Zeitraum von sechs Monaten aus eigenen Mitteln finanziert. Unterstützt werden die beiden Projektmitarbeiter, die institutionell der Professur für Neuere deutsche Literatur zu geordnet sind, die Prof. Dr. Roland Borgards an der Goethe-Universität Frankfurt am Main innehat, nach wie vor von zwei studentischen Hilfskräften, die ebenfalls aus Hochstift-Mitteln finanziert werden. Prof. Dr. Wolfgang Bunzel als vom Hochstift fest angestellter Abteilungsleiter führt seine Funktion als Koordinator und Verantwortlicher für die Edition weiterhin fort.

Auch im Jahr 2021 konnten wieder – wie geplant – zwei Bände fertiggestellt und in Druck gegeben werden. Es handelt sich dabei um den Band 21, Teilband 2 mit dem Text der »Kleinen Prosa«, herausgegeben von Michael Grus und Armin Schlechter, sowie um Band 18, Teilband 1 mit dem Text der »Italienischen Märchen I«, herausgegeben von Wolfgang Bunzel.

Am 15. März und am 25. Oktober 2021 fanden – jeweils per Videokonferenz – Besprechungen der Hauptherausgeber statt, ergänzt wurden sie am 20. Juli durch eine zusätzliche Zwischenabstimmung. Vom 20. Oktober bis zum 18. Dezember absolvierte Nico Imhof M.A. ein zweimonatiges Praktikum in der Abteilung Romantik-Forschung und unterstützte die Mitarbeiter der Frankfurter Brentano-Ausgabe bei ihren Aufgaben.

Mitwirkende an der Frankfurter Brentano-Ausgabe:

Hauptherausgeber:

Prof. Dr. Anne Bohnenkamp (zugleich Projektleiterin, Frankfurt am Main), Prof. Dr. Ulrich Breuer (Mainz), Prof. Dr. Wolfgang Bunzel (Frankfurt am Main), Prof. Dr. Ulrike Landfester (St. Gallen), Prof. Dr. Christof Wingertszahn (Düsseldorf)

Mitarbeiter der Brentano-Redaktion:

Redaktionsleiter: Prof. Dr. Wolfgang Bunzel
Redakteure: Dr. Michael Grus, Dr. Holger Schwinn
wissenschafliche Hilfskraft: Niklas Horlebein
studentische Hilfskräfte: Celina Müller-Probst, Tristan Logiewa

Bandherausgeber:

PD Dr. Johannes Barth (Wuppertal), Prof. Dr. Wolfgang Bunzel (Frankfurt am Main), PD Dr. Daniel Cuonz (St. Gallen), Dr. Michael Grus (Wiesbaden), PD Dr. Jutta Heinz (Notzingen/Jena), Dr. Cornelia Ilbrig (Frankfurt am Main), Prof. Dr. Ulrike Landfester (St. Gallen), Dr. Renate Moering (Wiesbaden), Dr. Armin Schlechter (Speyer/Koblenz), Dr. Holger Schwinn (Offenbach).

Wolfgang Bunzel

Kritische Ausgabe sämtlicher Werke Hugo von Hofmannsthals

Von der auf 42 Bände angelegten Kritischen Werkausgabe Hugo von Hofmannsthals im S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main, liegen Ende 2021 41 Bände vor:

I Gedichte 1, hrsg. von Eugene Weber (1984)
II Gedichte 2 (aus dem Nachlaß), hrsg. von Andreas Thomasberger und Eugene Weber (†) (1988)
III Dramen 1 (Kleine Dramen), hrsg. von Götz-Eberhard Hübner, Christoph Michel und Klaus-Gerhard Pott (1982)
IV Dramen 2 (Das gerettete Venedig), hrsg. von Michael Müller (1984)
V Dramen 3 (Die Hochzeit der Sobeide / Der Abenteurer und die Sängerin), hrsg. von Manfred Hoppe (†) (1992)
VI Dramen 4 (Das Bergwerk zu Falun / Semiramis / Die beiden Götter), hrsg. von Hans-Georg Dewitz (1995)
VII Dramen 5 (Alkestis / Elektra), hrsg. von Klaus E. Bohnenkamp und Mathias Mayer (1997)
VIII Dramen 6 (Ödipus und die Sphinx / König Ödipus), hrsg. von Wolfgang Nehring und Klaus E. Bohnenkamp (1983)
IX Dramen 7 (Jedermann), hrsg. von Heinz Rölleke (1990)
X Dramen 8 (Das Salzburger Große Welttheater / Pantomimen zum Großen Welttheater), hrsg. von Hans-Harro Lendner und Hans-Georg Dewitz (1977)
XI Dramen 9 (Florindos Werk / Cristinas Heimreise), hrsg. von Mathias Mayer (1992)

XII Dramen 10 (Der Schwierige), hrsg. von Martin Stern in Zusammenarbeit mit Ingeborg Haase und Roland Haltmeier (1993)
XIII Dramen 11 (Der Unbestechliche), hrsg. von Roland Haltmeier (1986)
XIV Dramen 12 (Timon der Redner), hrsg. von Jürgen Fackert (1975)
XV Dramen 13 (Das Leben ein Traum / Dame Kobold), hrsg. von Christoph Michel und Michael Müller (1989)
XVI/I Dramen 14/1 (Der Turm: 1. Fassung), hrsg. von Werner Bellmann (1990)
XVI/II Dramen 14/2 (Der Turm: 2. und 3. Fassung), hrsg. von Werner Bellmann in Zusammenarbeit mit Ingeborg Beyer-Ahlert (2000)
XVII Dramen 15 (Die Heirat wider Willen / Die Lästigen / Vorspiel für ein Puppentheater u.a.), hrsg. von Gudrun Kotheimer und Ingeborg Beyer-Ahlert (2006)
XVIII Dramen 16 (Fragmente aus dem Nachlaß 1), hrsg. von Ellen Ritter (1987)
XIX Dramen 17 (Fragmente aus dem Nachlaß 2), hrsg. von Ellen Ritter (1994)
XX Dramen 18 (Silvia im »Stern«), hrsg. von Hans-Georg Dewitz (1987)
XXI Dramen 19 (Lustspiele aus dem Nachlaß 1), hrsg. von Mathias Mayer (1993)
XXII Dramen 20 (Lustspiele aus dem Nachlaß 2), hrsg. von Mathias Mayer (1994)
XXIII Operndichtungen 1 (Der Rosenkavalier), hrsg. von Dirk O. Hoffmann und Willi Schuh (1986)
XXIV Operndichtungen 2 (Ariadne auf Naxos / Die Ruinen von Athen), hrsg. von Manfred Hoppe (1985)
XXV/I Operndichtungen 3/1 (Die Frau ohne Schatten / Danae oder die Vernunftheirat), hrsg. von Hans-Albrecht Koch (1998)
XXV/II Operndichtungen 3/2 (Die ägyptische Helena / Opern- und Singspielpläne), hrsg. von Ingeborg Beyer-Ahlert (2001)
XXVI Operndichtungen 4 (Arabella / Lucidor / Der Fiaker als Graf), hrsg. von Hans-Albrecht Koch (1976)
XXVII Ballette – Pantomimen – Filmszenarien, hrsg. von Gisela Bärbel Schmid und Klaus-Dieter Krabiel (2006)
XXVIII Erzählungen 1, hrsg. von Ellen Ritter (1975)
XXIX Erzählungen 2 (aus dem Nachlaß), hrsg. von Ellen Ritter (1978)
XXX Roman / Biographie (Andreas / Der Herzog von Reichstadt / Philipp II. und Don Juan d'Austria; aus dem Nachlaß), hrsg. von Manfred Pape (1982)
XXXI Erfundene Gespräche und Briefe, hrsg. von Ellen Ritter (1991)
XXXII Reden und Aufsätze 1 (1890–1902), hrsg. von Hans-Georg Dewitz, Olivia Varwig, Mathias Mayer, Ursula Renner und Johannes Barth (2015)

XXXIII Reden und Aufsätze 2 (1901–1909), hrsg. von Konrad Heumann und Ellen Ritter (2009)
XXXIV Reden und Aufsätze 3 (1910–1919), hrsg. von Klaus E. Bohnenkamp, Katja Kaluga und Klaus-Dieter Krabiel (2011)
XXXV Reden und Aufsätze 4 (1920–1929), hrsg. von Jutta Rißmann und Mathias Mayer in Zusammenarbeit mit Ellen Ritter (†) und Katja Kaluga (2022)
XXXVI Herausgebertätigkeit, hrsg. von Donata Miehe, Catherine Schlaud, Ellen Ritter (†) und Katja Kaluga (2017)
XXXVII Aphoristisches – Autobiographisches – Frühe Romanpläne, hrsg. von Ellen Ritter (†) (2015)
XXXVIII Aufzeichnungen (Text), hrsg. von Rudolf Hirsch (†) und Ellen Ritter (†) in Zusammenarbeit mit Konrad Heumann und Peter Michael Braunwarth (2013)
XXXIX Aufzeichnungen (Erläuterungen), hrsg. von Rudolf Hirsch (†) und Ellen Ritter (†) in Zusammenarbeit mit Konrad Heumann und Peter Michael Braunwarth (2013)
XL Bibliothek, hrsg. von Ellen Ritter (†) in Zusammenarbeit mit Dalia Bukauskaitė und Konrad Heumann (2011)

Band SW XXXV Reden und Aufsätze 4 (1920–1929, hrsg. von Jutta Rißmann und Mathias Mayer in Zusammenarbeit mit Ellen Ritter (†) und Katja Kaluga) geht im Dezember in Druck und wird zu Ende Februar 2022 ausgeliefert.

1966/67 wurde die Kritische Ausgabe Sämtlicher Werke Hugo von Hofmannsthals begründet und eine zentrale Redaktion im Freien Deutschen Hochstift eingerichtet, die 1975 den ersten Band vorlegte. Bis 2008 förderte die DFG maßgeblich die Arbeit an der Ausgabe, deren Weiterführung seit 2009 das Freie Deutsche Hochstift aus eigenen Mitteln gemeinsam mit dem Deutschen Literaturfonds e.V. (Darmstadt) und der S. Fischer Stiftung sowie weiteren Fördern unternahm. Die S. Fischer Stiftung unterstützt auch die Fertigstellung des letzten Bandes, SW XXXV. Allen Förderern sei nochmals herzlichst gedankt.

Als Mitwirkende an der Ausgabe waren im Jahr 2021 tätig:

Hauptherausgeber:

Dr. Rudolf Hirsch (†), Prof. Dr. Anne Bohnenkamp (Frankfurt am Main), Prof. Dr. Mathias Mayer (Augsburg), Prof. Dr. Christoph Perels (Frankfurt am Main), Prof. Dr. Edward Reichel (Berlin), Prof. Dr. Heinz Rölleke (Wuppertal; zugleich Projektleiter)

Redaktion:

Dr. Katja Kaluga

Nebenamtliche Mitarbeiter (Editoren):

Dr. Katja Kaluga (Frankfurt am Main), Prof. Dr. Mathias Mayer (Augsburg), Dr. Jutta Rißmann (Hilden)

Heinz Rölleke

Chronotopos Romantik

Das von der Art Mentor Foundation Lucerne geförderte und über einen Zeitraum von insgesamt drei Jahren laufende Projekt Chronotopos Romantik, das zum 1. April 2017 seine Arbeit aufgenommen hat, konnte im Lauf des Jahres 2021 erfolgreich abgeschlossen werden. Im Rahmen des Vorhabens ist ein gewaltiger Datenpool entstanden, der die Aufenthaltsorte und das Reiseverhalten der zentralen Vertreter der romantischen Bewegung monatsgenau verzeichnet. Auf diese Weise konnten die raumzeitlichen Koordinaten von 46 Personen (inkl. Goethe) erfasst werden. Die ermittelten Aufenthaltsorte wurden dabei mit genormten Geodaten (Geonames-URI) verknüpft, so dass ein festes raumzeitliches Raster vorliegt. Zusätzlich zu den Aufenthaltsorten wurden auch Personenporträts, Stadtpläne und Ansichten von Wohngebäuden gesammelt, welche die Visualisierung unterstützen und die topographischen Einzelsituationen konkretisieren.

In anschauliche Form gebracht wurden die genannten Daten auf zweierlei Art und Weise: einmal ortsgebunden auf einer großen Medieninstallation im Deutschen Romantik-Museums, das andere Mal als im Internet zugängliches Recherchetool, das gegenüber der ortsgebundenen Version erweiterte Abfragemöglichkeiten bietet.[2] Parallel dazu wurde eine Publikation vorbereitet, die unter dem Titel »Schatzhäuser der Romantik«[3] einen Gesamtüberblick über sämtliche Museen, Gedenkstätten und Erinnerungsorte zu Personen der romantischen Bewegung gibt. Dieses reich bebilderte Handbuch soll als Vademecum dienen, um Besucherinnen und Besucher des Deutschen Romantik-Museums und allgemein an der Kulturepoche der Romantik Interessierte darüber zu informieren, wo im deutschsprachigen Raum sich Gedenkorte befinden und was diese für ihre Gäste bereithalten. Der vom Reclam-Verlag verlegte Band erschien Mitte August 2021.

Wolfgang Bunzel

2 https://chronotopos-romantik.freies-deutsches-hochstift.de/.

3 Schatzhäuser der Romantik. Ein Wegweiser zu Museen, Wohnhäusern und Gedenkstätten, hrsg. von Anne Bohnenkamp-Renken, Wolfgang Bunzel und Cornelia Ilbrig, Stuttgart 2021.

Zeichnen im Zeitalter Goethes

Seit Mai 2019 läuft das von der Art Mentor Foundation Lucerne geförderte umfangreiche Projekt zur Erschließung und Vermittlung unseres Bestandes an unikalen Graphiken. Ziel ist die vollständige Erfassung und Bearbeitung aller Handzeichnungen und ihre Veröffentlichung sowohl online als auch in einem Katalog. Hinzu kommt die Vermittlung dieser speziellen Werke an ein größeres Museumspublikum. Die Leitung und Durchführung des Projektes liegt in den Händen von Dr. Neela Struck. Nachdem die Digitalisierung und die Autopsie der Blätter im Großen und Ganzen seit Mai 2021 als abgeschlossen gelten kann, sind seit Juni 2021 zwei neue große Aufgabengebiete in den Fokus gerückt, die beide den Projektzielen Vermittlung und Sichtbarmachung des Bestandes dienen: Zum einen gehört hierzu der seit Juni 2021 durch das Einspeisen der Datensätze vorbereitete Export der Daten in die Museumsdatenbank Museum digital. Hierfür war im Vorfeld bereits das Export Sheet in Zusammenarbeit mit Joshua Enslin (Mitarbeiter im Bereich Digital Humanities) und Esther Woldemariam von der Bildstelle vorbereitet worden. Die exportierfähigen Metadaten werden ihrerseits eine der Grundlagen für den Katalog werden. Des weiteren wurden Vorarbeiten zu der geplanten Ausstellung »Zeichnen im Zeitalter Goethes« im Wechselausstellungsbereich des Deutschen Romantik-Museums betrieben: die Auswahl der Exponate, Gliederung und Exposé der Ausstellung, Struktur und Inhalt des Ausstellungskatalogs etc.

Nach dem Abschluss von Digitalisierung und Autopsie der Zeichnungen bis Mai 2021 ist die Gesamtzahl der ausführlichen Datensätze in der Datenbank nur noch geringfügig von 2396 auf 2430 angewachsen. Neuzugänge, gerahmte Großformate sowie erst im Laufe der Bearbeitung aufgefundene Zeichnungen gehören zu diesen neu aufgenommenen Werken. Da Alben und Skizzenbücher teilweise im Konvolut erfasst wurden – hier also ein Datensatz für 20, 30, mitunter auch 70 einzelne Blätter steht – muss davon ausgegangen werden, dass sich hinter der Zahl von 2430 Datensätzen eine Anzahl von 3122 Zeichnungen verbirgt. Von diesen konnten bis November bereits 1688 Zeichnungen abschließend für den Datenexport überarbeitet werden. Inzwischen liegen die besagten 1688 Zeichnungen in einer Form vor, die jederzeit die Publikation im Internet möglich macht. Entsprechendes ist für die verbleibenden 1434 Zeichnungen bis März 2022 anvisiert.

Die finale Ausarbeitung der Datensätze bildet zugleich die wichtigste Grundlage für die geplante Publikation des Katalogs. Dies gilt sowohl für die erstmalige oder neue Identifizierung dargestellter Orte, Personen oder Sujets, die (Neu-)Zuschreibungen der Blätter, die Bestimmung der Funktion der einzelnen Zeichnungen, ggf. Repliken, Vorlagen etc. In der Regel erhält jede Zeichnung einen beschreibenden Text, der diese Ergebnisse bündelt und – sofern es



Abb. 5. Fußboden im Dichterzimmer des Goethe-Hauses.

der Umfang des Buches erlaubt – auch für den Katalog Verwendung finden soll. Die in der Sammlung besonders prominent vertretenen Künstler – etwa Carl Ludwig Kaaz, Adam Friedrich Oeser u.a. – aber auch dilettierende Zeichnerinnen und Zeichner wie Bettine von Arnim oder Herman Grimm werden mit kurzen biographischen Abrissen versehen, die einen Schwerpunkt auf die jeweilige Person als Zeichner und über die im Bestand vorhandenen Beispiele und deren Sammlungsgeschichte legen. Wichtige Meilensteine des Sammelns wurden erfasst und werden derzeit zu einem Essay über die Sammlungsgeschichte ausgearbeitet.

Neela Struck

Restaurierungen und Sicherungsmaßnahmen

Wegen der pandemiebedingten Schließung des Hauses konnte die Ende 2020 in der Blauen Stube im Erdgeschoss begonnene Sanierung der Fußböden durch den Holz- und Möbelrestaurator Christoph Dettmering weiterbetrieben werden, ohne Einschränkungen für das Publikum mit sich zu bringen. Begonnen wurde im Januar mit der Aufarbeitung der besonders stark abgetretenen und verschmutzten Böden des Dichterzimmers und des Puppentheaterzimmers im dritten Obergeschoss (Abb. 5). Die Schließung des Hauses ermöglichte es, die langwierigen Prozesse der sorgfältigen Trocken- und Nassreinigung, der gründlichen Trocknung und mehrfachen Ölung in der dafür benötigten Zeit durchzuführen. Auch hier wurden die Böden nicht auf ein homogenes Niveau abgeschliffen, sondern abgesplitterte und ausgetretene Partien lediglich angeschliffen, um den Boden so mit sichtbaren Altersspuren und dennoch heil und gepflegt zu präsentieren.



Abb. 6. Restaurierungsarbeiten in den Räumen der nun ehemaligen Gemäldegalerie.

Im Anschluss an die Arbeiten an den Böden begannen die Vorbereitungen zur fach- und denkmalgerechten Restaurierung der maroden Dachgauben im Goethe-Haus, die ebenfalls von Christoph Dettmering und seiner Werkstatt vorgenommen wurde. Die Gauben wurden im Zuge des Wiederaufbaus vor 70 Jahren auf traditionelle handwerkliche Weise und z. T. auch mit traditionell hergestellten Materialien (mundgeblasene Scheiben) erstellt. Dies Prinzip wurde beim Wiederaufbau durchgehend befolgt und lässt das Goethe-Haus heute als vorbildlichen Wiederaufbau gelten. Es war daher notwendig, die Fenster und Gauben zu sanieren und nicht zu ersetzen. Mitte Februar wurde der Antrag beim Denkmalamt eingereicht und bewilligt. Christoph Dettmering baute die Fenster nach und nach aus, um sie in seiner Werkstatt zu sanieren, die Arbeiten an den Gauben und Gesimsen fanden an Ort und Stelle statt, die Gauben wurden solange mit Brettern verschlossen. Im Dezember waren die Arbeiten vollendet.

Vor dem Umzug der Gemäldegalerie in das erste Obergeschoß des Neubaus fand eine Prüfung aller Gemälde in Hinblick auf ihren Zustand statt. Zusammen mit der Restauratorin Waltraut Grabe wurde zudem festgestellt, welche Gemälde eine Verglasung erfordern. Die neuen Gläser sind entspiegelt, klar und bruchsicher, werden also die Betrachtung nicht beeinträchtigen und das Objekt bestens sichern.

Dr. Mareike Hennig sichtete zudem die Rahmen aller Gemälde, die auf den drei Stockwerken im Romantik-Museum ausgestellt sein werden. Diese waren häufig beschädigt, teilweise sogar so stark, dass sie nicht mehr sicher waren, zudem oft verschmutzt oder verzogen. Die Frankfurter Rahmenrestauratorin Cristina Vadala führte die Restaurierungsarbeiten in den Räumen der nun ehemaligen Gemäldegalerie durch (Abb. 6). Bei einigen großformatigen Ge-

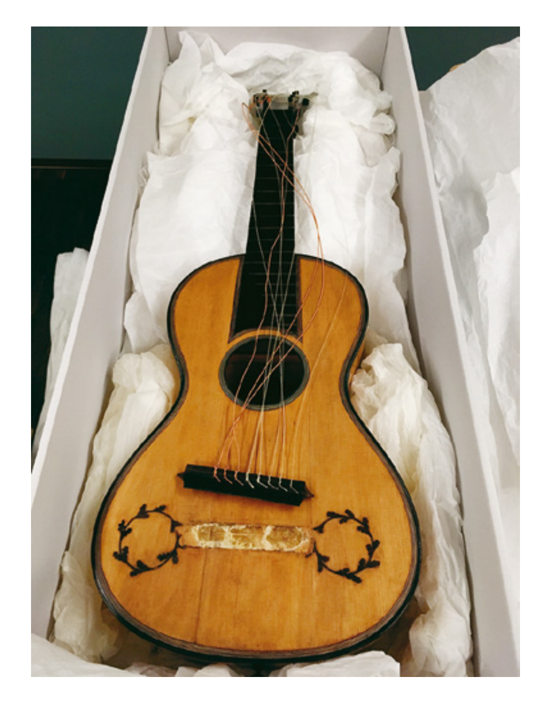


Abb. 7. Gitarre Marianne Willemers.

mälden wie Bennerts Kopie von ›Goethe in der Campagna‹ oder Tischbeins ›Die Töchter des Künstlers im türkischen Kostüm‹ waren Verstärkungen an den Rahmenleisten und in den Winkeln notwendig. Auch mussten die Vorrichtungen zur Befestigung der Bilder im Rahmen erneuert werden. Kostbare und besonders schöne Schnitzrahmen wie der goldgefasste Ovalrahmen zu Georg Melchior Kraus' »Je suis C« oder der blumengeschmückte Schnitzrahmen des ›Heinrich Prinz von Preußen‹ von Anton Graff wurden ergänzt, gereinigt und partiell neu vergoldet. Auch wenn es nicht möglich war, jeden Rahmen zu behandeln, wurden auf diese Weise zumindest die stark beschädigten, optisch auffälligen und besonders kostbaren Rahmen für die Neuhängung sowohl in der Gemäldegalerie als auch in den Stationen des Romantik-Museums restauriert.

Beim Auspacken der Gitarre Marianne Willemers, die in einer eigenen Vitrine in der neuen Gemäldegalerie präsentiert wird, zeigte sich, dass sich der Steg vom Korpus gelöst hatte (Abb. 7). Glücklicherweise war das Holz nicht beschädigt. Die Musikinstrumenten-Restauratorin Sabina Kerkhoff konnte die Gitarre restaurieren. Der Schaden war leicht zu beheben, und die Gitarre konnte nach dem Austrocknen der Verleimung in die Vitrine im Italien-Saal der Galerie eingebracht werden.

Provenienzprüfung des Gemäldebestandes

Die Forschungen zur Provenienz des zwischen 1933 und 1945 ins Haus gelangten Gemäldebestandes durch Dr. Anja Heuß ergaben, dass es sich bei Ferdinand Jagemanns Porträt Carls Augusts von Sachsen-Weimar-Eisenach um einen Restitutionsfall handelt. Das Bild stammt aus der Sammlung Gustav Stresemanns und gehörte nach dessen Tod seiner jüdischen Frau Käte. Als diese nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten in die USA emigrierte, verkaufte sie das Bild an das Hochstift. Anja Heuß konnte die Erben des Gemäldes, eine Enkelin und einen Enkel Stresemanns, ermitteln. Mit ihnen fand am 16. März ein Gespräch per Zoom statt. Bei diesem Treffen berichteten Anne Bohnenkamp, Mareike Hennig und Anja Heuß den Erben sowohl von der Beziehung zwischen Gustav Stresemann und dem Hochstift, als auch ausführlich von der Provenienzgeschichte und der kunsthistorischen und kontextuellen Einordnung des Gemäldes in die Sammlung. Das Gespräch verlief für alle Beteiligten erfreulich und interessant. Bald darauf erklärten die Geschwister, dass sie das Gemälde im Hochstift verbleiben lassen und es dem Haus sogar schenken möchten. Die Kunstsammlung ist für dieses großherzige Geschenk sehr dankbar. Das Bild erhielt in der Neuhängung der Gemäldegalerie ein gesondertes Schild, das seine Geschichte erläutert.

Mareike Hennig

Provenienzprüfung des Handschriftenbestandes

Das neue Projekt begann im Oktober 2021 und wird vom Deutschen Zentrum Kulturgutverluste kofinanziert. Die Laufzeit beträgt zweieinhalb Jahre. Es handelt sich dabei um 331 Erwerbungsvorgänge mit 731 Autographen, Briefen und Manuskripten, die zwischen 1933 und 1945 erworben wurden. Zwei Drittel dieser Erwerbungsvorgänge stammen aus dem Autographenhandel, d.h. aus Auktionen oder freihändigen Verkäufen durch Antiquariate. Die meisten, hoch spezialisierten Antiquariate hatten ihren Sitz in Berlin (J.A. Stargardt, Henrici, Helmuth Meyer & Ernst, Liepmannssohn).

Von Bettina Zimmermann wurden sämtliche Handschriftenmappen des Konvoluts durchgesehen und eventuelle Anlagen in den Handschriftenmappen in die Inventaranlagen umsortiert. Die Bildstelle hat damit begonnen, die originalen Handschriften zu digitalisieren. Eine studentische Hilfskraft hat im letzten Quartal 2021 angefangen, die Daten für Museum digital aufzubereiten.

Bisher wurden neun Autographen als problematische Provenienz eingestuft. Dazu gehört ein eigenhändiger Brief Goethes an Ladislaus Pyrker von Oberwart vom 3. Oktober 1827, den ein Herr Sossenheimer, leitender Angestellter der Degussa und zwecks Erkundung von Expansionsmöglichkeiten dieser Firma in Kiew 1943 unterwegs, im selben Jahr an das Freie Deutsche

Hochstift verkaufte. Es wurde bereits Kontakt mit dem Rechtsnachfolger der Degussa aufgenommen. Obwohl die Leiterin des Archivs sehr zuvorkommend war, gibt es keine Unterlagen zu diesem Vorgang.

Eine Besonderheit bei den Handschriften ist die Tatsache, dass manche Sammler ihre Autographen in Mappen gelegt haben, die zum Teil beim Ankauf durch das Hochstift mit übernommen wurden. Sie tragen als Aufdruck den Namen des ursprünglichen Eigentümers. Es handelt sich um drei Sammler. Bei der Durchsicht von Ankaufsunterlagen ergaben sich zudem Hinweise auf einen besonders bekannten jüdischen Autographensammler, Gotthilf Weisstein (1852–1907), Journalist, Schriftsteller, Bibliophiler, Goetheforscher. Die Bibliothek und die Autographensammlung erbte seine Schwägerin Margarete Weisstein (1874–1942). Sie wurde 1942 nach Theresienstadt deportiert und ermordet. Auch ihr Sohn Walter Wolfgang Weisstein und dessen Frau wurden wegen ihrer jüdischen Herkunft verfolgt, nach Ausschwitz deportiert und ermordet. Es gibt neun Erwerbungen aus der Sammlung dieses bedeutenden Autographensammlers, darunter das Fragment »Urtöne meiner Empfindung« von Novalis und ein Gedicht der Neuberin.

Konrad Heumann

Lehre und Vorträge

Die Direktorin hielt am 14. April auf Einladung der Universität Paderborn per Videoschaltung einen Vortrag zum Konzept des Deutschen Romantik-Museums. Vom 14. bis 16. Oktober nahm sie an einer Tagung des Istituto di studi germanici in Rom zum Thema »Verwandlung der Worte. Textuelle Metamorphosen in Goethes Schriften« teil und sprach dort über die Darstellung von Textgenese in der elektronischen Faustedition. Am 26. Oktober hielt sie auf Einladung der Goethe-Gesellschaft Nürnberg einen Vortrag über Goethe und die Romantik im Deutschen Romantik-Museum.

In Vorbereitung der Evaluierung des Akademien-Projekts Propyläen, die am 24. September in Weimar stattfand, nahm die Direktorin als Projektpartnerin und Mitglied der Steuerungsgruppe am 8. Februar und am 17. Mai an Sitzungen teil. Die bisher im Hochstift ansässige IT-Arbeitsgruppe dieses Projekts bereitet einen Umzug nach Weimar vor; in Zukunft soll eine kleine Forschungseinheit zur methodischen Weiterentwicklung von Werkzeugen und Verfahren digitaler Editionsplattformen und ihrer Verbindung mit Sammlungsbeständen neu im Hochstift angesiedelt werden.

Auch 2021 wurden zahlreiche Gremientreffen in Folge der Pandemie als Videokonferenzen durchgeführt. Frau Bohnenkamp nahm teil an den Sitzungen des Entwicklungsrats der digitalen Forschungsinfrastruktur für die Geisteswissenschaften CLARIAH (10. März), an den Sitzungen des Präsidiums der

internationalen Novalis-Gesellschaft, die u.a. das Jubiläumsjahr 2022 vorbereiteten (20. Februar, 2., 8. und 31. Mai) sowie an den Sitzungen des Vorstands der Goethe-Gesellschaft Weimar, des Stiftungsrats der Stiftung Polytechnische Gesellschaft (24. Februar und 28. April) und des Vorstands und Kuratoriums der S. Fischer-Stiftung (18. März und 22./23. September).

Im Mai und im November nahm die Direktorin an der Frühjahrs- und der Herbsttagung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung teil und leitete jeweils die Sitzungen der Zuwahlkommission. Am 21. Mai tagte die Jury des Hölderlin-Preises der Stadt Homburg. Am 13. Oktober nahm sie an der Beiratssitzung der Casa di Goethe in Rom teil, am 28. Oktober an einer Sitzung des Fachbeirats für das in Planung befindliche Forum Deutsche Sprache in Mannheim.

Im Wintersemester 2020/21 und im Sommersemester 2021 leitete Prof. Dr. Bohnenkamp gemeinsam mit Prof. Dr. Wolfgang Bunzel ein Oberseminar für Examenskandidaten und Doktoranden, im Wintersemester 2021/22 veranstaltete sie außerdem ein Seminar zum Thema »250 Jahre Friedrich von Hardenberg (Novalis) & Friedrich Schlegel«.

Wolfgang Bunzel, der Leiter der Abteilung Romantik-Forschung, stellte am 11. Januar 2021 im Rahmen der germanistischen Epochenringvorlesung an der Goethe-Universität die Diskursformation des Naturalismus vor, pandemiebedingt in digitaler Form. Am 30. November referierte er bei der Ringvorlesung »Frauen schreiben« über Bettine von Arnim und ihre Stellung zwischen Romantik und Vormärz. Im Wintersemester 2020/21 hielt er ein digitales Seminar zum Thema »Goethe als Figur in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur«, im Sommersemester 2021 ein digitales Seminar zum Thema »Peter Schlemihl und seine Brüder. Der verlorene Schatten als Diskurselement in der deutschen Literatur« und im Wintersemester 2021/22 ein Präsenzseminar zum Thema »Zwischen Vision und Phantasma – ›Europa‹ in der Romantik«. Am 26. Mai fand auf Einladung der Gründungsbeauftragten der Kulturstiftung Schloss Wiepersdorf, Annette Rupp, ein virtuelles Podiumsgespräch über den Maler Achim von Arnim-Bärwalde statt. Am 13. Juni hielt Prof. Bunzel im zum Brentano-Haus Oestrich gehörigen Badehaus einen Vortrag über die poetische Landschaftstopographie in Clemens Brentanos Erzählzyklus »Märchen vom Rhein«. Im Stadttheater Aschaffenburg wohnte er am 25. Juni einer Kuratoriumssitzung der Brentano-Akademie bei. Am 1. und 2. September nahm er an einer Beiratssitzung der Arbeitsstelle Lessing-Rezeption in Kamenz teil. Am 22. September folgte im Rahmen der Jahrestagung der Thomas-Mann-Gesellschaft Lübeck ein digitaler Abendvortrag mit dem Titel »Zauberwort und Blaue Blume – das Deutsche Romantik-Museum«. Am 9. November gab er im Rahmen des Studium Generale der Volkshochschule Frankfurt eine Einführung in die Literatur der Romantik. Im Rahmen des 23. Klassik-Seminars der Goethe-Gesellschaft Hamburg (12./13. November)

hielt er einen Vortrag zur Figur der Mignon in Goethes Roman ›Wilhelm Meisters Lehrjahre‹ und ihrer Rezeption. Am 16. November nahm er in der Bad Homburger Villa Wertheimber an einer vom Bund der Vertriebenen initiierten Podiumsdiskussion zum Thema »Eichendorff – Aufbruch in die Moderne?« teil.

Publikationen

Publikationen des Freien Deutschen Hochstifts

Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 2021, hrsg. von Anne Bohnenkamp, Göttingen: Wallstein [2022 erschienen]. (385 Seiten, mit Beiträgen von Anne Bohnenkamp, Anke Bosse, Héctor Canal, Bernhard Fischer, Christoph König, Charlotte Kurbjuhn, Mathias Mayer, Andrea Polaschegg, Dietmar Pravida, Joachim Seng, Stefanie Spalke.)

Bilder einer Baustelle. Das Deutsche Romantik-Museum 2015–2020. Fotografien von Alexander Paul Englert, Begleittext von Christoph Mäckler, hrsg. von Anne Bohnenkamp, Frankfurt am Main: Freies Deutsches Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum 2021. (91 Seiten.)

Schatzhäuser der Romantik. Ein Wegweiser zu Museen, Wohnhäusern und Gedenkstätten, hrsg. von Anne Bohnenkamp-Renken, Wolfgang Bunzel und Cornelia Ilbrig, Stuttgart: Reclam. (400 Seiten.)

Clemens Brentano, Sämtliche Werke und Briefe, Bd. 18,1: Prosa III,1, Italienische Märchen I, Text, hrsg. von Wolfgang Bunzel, [Redaktion: Holger Schwinn, Michael Grus], Stuttgart: Kohlhammer. (439 Seiten.)

Clemens Brentano, Sämtliche Werke und Briefe, Bd. 21,2: Kleine Prosa VI,2, Text, hrsg. von Michael Grus und Armin Schlechter, [Redaktion: Michael Grus], Stuttgart: Kohlhammer. (500 Seiten.)

Jochen Bär, »Romantisch einsame Plätze«. Geschichte und Bedeutung von »romantisch« und »Romantik«, Frankfurt am Main: Freies Deutsches Hochstift. (24 Seiten.)

Roland Borgards, Es war ein Floh, und doch kein Floh. E.T.A. Hoffmanns letztes Märchen-Abenteuer, Frankfurt am Main: Freies Deutsches Hochstift. (24 Seiten.)

Wolfgang Bunzel und Cornelia Ilbrig, Publizistische »Verbrüderung«. Friedrich und August Wilhelm Schlegels Zeitschrift ›Athenaeum‹, Frankfurt am Main: Freies Deutsches Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum. (24 Seiten.)

Heinrich Detering, Romantik als Zauber und Schrecken. Ludwig Tiecks Erzählung ›Der blonde Eckbert‹, Frankfurt am Main: Freies Deutsches Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum. (24 Seiten.)

Mareike Hennig und Roland Borgards, Klosterbruderfiktionen, Künstlerbilder und der »göttliche Raphael«, Frankfurt am Main: Freies Deutsches Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum. (23 Seiten.)

Heinz Rölleke, So leben sie noch heute. Jacob und Wilhelm Grimm sammeln Kinder- und Hausmärchen, Frankfurt am Main: Freies Deutsches Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum. (24 Seiten.)

Joachim Seng, Die Geister, die ich rief … Mythen der Moderne aus dem Geist der Romantik, Frankfurt am Main: Freies Deutsches Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum. (24 Seiten.)

Jutta Weber, »Und was ist denn der Schatten?« Adelbert von Chamisso erzählt ›Peter Schlemihls wundersame Geschichte‹, Frankfurt am Main: Freies Deutsches Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum. (24 Seiten.)

Barbara Yelin, Aus Wassers Kühle trink' ich Glut. Clemens Brentano und Achim von Arnim am Rhein, Frankfurt am Main: Freies Deutsches Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum. (Comic, 16 Seiten.)

Bettina Zimmermann, Aufruhr im Feenreich. Der preußische König Friedrich Wilhelm IV. zwischen Ideal und Wirklichkeit, Frankfurt am Main: Freies Deutsches Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum. (24 Seiten.)

Weitere Veröffentlichungen (Auswahl)

Das Bild der Natur in der Romantik. Kunst als Philosophie und Wissenschaft, hrsg. von Nina Amstutz, Anne Bohnenkamp, Mareike Hennig, Gregor Wedekind, Paderborn: Brill – Wilhelm Fink (= Schriften der Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des 19. Jahrhunderts 4).

Reclams Goethe-Kalender 2022, hrsg. von Joachim Seng, Stuttgart: Reclam (= Universal-Bibliothek 11337).

Wolfgang Bunzel, Kalter Krieg der Archive. Zur Rezeption Bettine von Arnims in der Frühzeit der DDR, in: Internationales Jahrbuch der Bettina-von-Arnim-Gesellschaft 30/31/32 (2018/19/20), S. 245–267.

Wolfgang Bunzel, Vorwort, in: Walter Scharwies, Lulu Brentano – eine »curiose« Lebensgeschichte erzählt in Briefen, Wiesbaden: Waldemar Kramer, S. 7–9.

Dietmar Pravida, Beiträge zur Varnhagen-Bibliographie. I. »Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik«, 1827–1841. – II. »Mitternachtzeitung für gebildete Stände«, 1836/37. – III. »Zeitung für die elegante Welt«, 1835–1844, in: Internationales Jahrbuch der Bettina-von-Arnim-Gesellschaft 30/31/32 (2018/19/20), S. 179–225.

Dietmar Pravida, Gedrängte Tagebücher. Clemens Brentanos Kontoauszüge, in: Pässe, Reisekoffer und andere »Asservate«. Archivalische Erinnerungen ans Leben, hrsg. von Volker Kaukoreit, Tanja Gausterer, Arnhilt Inguglia-

Höfle, Marcel Atze, Wien: Praesens (= Sichtungen. Archiv – Bibliothek – Literaturwissenschaft 18/19), S. 76–90.
Dietmar Pravida, Leopold Ranke und seine Editoren. Zum ersten Band seines Briefwechsels und zu den Arbeiten von Günter Johannes Henz, in: Internationales Jahrbuch der Bettina-von-Arnim-Gesellschaft 30/31/32 (2018/19/20), S. 269–308.
Dietmar Pravida, [Rezension:] Philipp Otto Runge, Briefe und Schriften, Bd. 1–4, hrsg. von York-Gothart Mix unter Mitarbeit von Naemi Bremecker, Paderborn 2021, in: Arbitrium 39, H. 3, S. 351–357.
Holger Schwinn, Familie Brentano, in: Lebensbilder Rödelheimer Persönlichkeiten. Beiträge und Aufsätze verschiedener Autoren, zusammengetragen von Hans Dieter Schneider, hrsg. vom Heimat- und Geschichtsverein Rödelheim e. V., Frankfurt am Main – Rödelheim: Heimat- und Geschichtsverein Rödelheim e. V., S. 83–105.
Joachim Seng, »Denn das Falsche kann echt werden«. Die Bibliothek Johann Caspar Goethes im Frankfurter Goethe-Haus, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 46, H. 1, S. 200–215.
Joachim Seng, »… wahrhaft das Sinnbild allen europäischen Glücks«. Theodor W. Adornos kleiner Briefwechsel mit Josefine Rumpf-Fleck, in: Rolf Tiedemann. Der getreue Editor, hrsg. von Karel Markus, München: Edition Text+Kritik, S. 129–151.

Erwerbungen

Kunstsammlungen

Im Jahr 2021 erweiterte sich der Bestand der Kunstsammlungen wieder durch eine Reihe von Neuerwerbungen, Schenkungen und durch die Übernahme von Objekten aus der Bibliothek. Den Zuwendungsgebern und den Schenkern sei herzlich gedankt.

Aus dem Nachlass des Bad Homburger Antiquars Gunter Klarners konnte die Kunstsammlung von dessen Tochter Dagmar Loepthien zwei Radierungen erwerben, die im Kontext Italiens stehen. Von Jacob Wilhelm Mechau (1745–1808) stammt die Darstellung der *Ponte Molle* (Abb. 8). Sie ist signiert und betitelt mit »J. Mechau fece. Roma 1792«, »Ponte Molle«. Mechau, gebürtig aus Leipzig, studierte an der Berliner und anschließend an der Dresdner Akademie und nahm bei Oeser Zeichenunterricht. 1776 reiste er für vier Jahre nach Italien. Er spezialisierte sich auf Landschaftsmalerei und orientierte sich an Lorrain und Hackert. 1790 bis 1798 fand eine zweite Italienreise statt, auf der er gemeinsam mit Albert Christoph Dies und Johann Christian Reinhart die Graphikfolge ›Malerisch radirte Prospekte von Italien‹ erarbeite. Die Ponte Molle, die Mechau im vorliegenden Blatt mittig in eine Flusslandschaft setzte, existiert seit der Antike. Für Reisende aus dem Norden war sie über Jahrhunderte hinweg das Eingangstor nach Rom. Mechau zeigt sie im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts noch ganz in ländlicher Umgebung.

Adrian Ludwig Richter (1803–1884), fast 60 Jahre jünger als Mechau, wurde ebenfalls an der Akademie in Dresden, seinem Geburtsort, ausgebildet. Seine Italienreise fand von 1823 bis 1826 statt. Richter schloss sich in Rom sowohl den älteren, geachteten Landschaftern wie Joseph Anton Koch, als auch den jüngeren Romantikern wie Ernst Ferdinand Oehme oder Julius Schnorr von Carolsfeld an. In seinen Landschaftsdarstellungen verband er die Eindrücklichkeit der südlichen Landschaft zumeist mit einer sorgfältigen Figurenstaffage. Oft entstanden seine Zeichnungen auf Wanderungen (Abb. 9). Das Hochformat zeigt ein Bergmassiv in den Sabiner Bergen, einer Gegend, die von den deutsch-römischen Malern gern im Sommer aufgesucht wurde. Den erleuchteten Felsen setzte Richter in die Mitte des Blattes, die untere Hälfte nimmt eine nahsichtige Szenerie mit Hirten, dichter Vegetation, Bäumen und kleinen Felsbrocken ein. Richter hat diese Ansicht mehrfach abgewandelt und auch in Gemälden ausgeführt, so in ›Rocca di Mezzo im Sabinergebirge‹, heute im Museum für bildende Künste Leipzig, oder dem ›Abend in den Apenninen (Rocca di Mezzo)‹ im Museum Folkwang in Essen.



Abb. 8. Jacob Wilhelm Mechau, Ponte Molle.



Abb. 9. Adrian Ludwig Richter, Rocca di Mezzo.

Bei der Crespo-Foundation in Frankfurt konnte Mareike Hennig aus den Händen der neuen Vorsitzenden der Foundation, Prof. Christiane Riedel, ein Konvolut von 34 Handzeichnungen in Empfang nehmen und in die Graphische Sammlung des Hochstifts überführen. Die Blätter hatte Ulrike Crespo, Gründerin der Foundation, der Kunstsammlung des Hochstifts vererbt. Die kleine Sammlung befand sich bereits in der dritten Generation im Familienbesitz. Zusammengetragen wurde sie von Ulrike Crespos Großvater, dem bedeutenden Kunstsammler und Mäzen Karl Ströher. Dieser ist vor allem für seine Sammlung moderner Kunst berühmt, die den Grundstock des Museums für Moderne Kunst in Frankfurt bildet. Geboren 1890, begann Ströher in den 1940er Jahren zunächst Zeichnungen des 19. Jahrhunderts zu sammeln, bevor er sich in den 1960er Jahren nachdrücklich der Förderung zeitgenössischer Kunst und Künstlern widmete. Die von ihm selbst so genannte »Romantiker-Sammlung« umfasste zu seinen Lebzeiten noch mehrere hundert Blatt und enthielt auch Werke von Caspar David Friedrich, Philipp Otto Runge, Angelika Kauffmann, Johann Friedrich Overbeck oder Arnold Böcklin. Im Besitz von Ulrike Crespo befanden sich noch 34 meist kleinformatige Zeichnungen mit einem Schwerpunkt auf dem späten 19. Jahrhundert (Abb. 10–11). Die bedeutenden Namen fehlen, doch weist die Sammlung mit Johann Christian Erhard (1795–1822), Wilhelm von Kobell (1766–1853), Thomas Ender (1793–1875) und Heinrich Crola (1809–1878) durchaus bekanntere Künstler auf. Dazu kommen regional bekannte Zeichner wie Jakob Becker (1810–1872) oder Karl-Peter Burnitz (1824–1886). Motivisch liegt der Schwerpunkt auf Landschaften, Genreszenen und Skizzen. Sie suchen den unspektakulären Blick und bevorzugen einen leichten, schnellen Strich, der nicht ausformuliert wird, sondern Szenerien zügig erfasst.

Dr. Frank Berger, Kollege aus dem Historischen Museum Frankfurt, schenkte uns eine Aquatinta-Reproduktion von Goethes 1807 entstandener Federzeichnung *Höhen der Alten und Neuen Welt*, samt dem dazu gehörigen erläuternden Textblatt. Die vergleichende Darstellung der höchsten Berge der Erde war 1821 in Friedrich Bertuchs ›Bilderbuch zum Nutzen und Vergnügen der Jugend‹ abgebildet. Goethes zugrundeliegende Zeichnung steht in engem Zusammenhang mit Alexander von Humboldt. Ihn hatte er 1794 kennengelernt und verfolgte dessen Forschungsreisen durch Südamerika mit großem Interesse. 1807 erschien Humboldts Buch ›Ideen zu einer Geographie der Pflanzen‹, das er Goethe widmete. Es beinhaltet ein Schaubild zu Vegetationsgrenzen und Schneehöhen. Goethes Zeichnung bezieht sich auf dieses Schaubild und fügt als humorvolle Hommage auf den Berggipfeln jeweils die Erforscher dieser Höhen zu: Horace de Saussure auf dem Gipfel des Mont Blanc, Humboldt auf dem des Chimborazo, dazu – in einem Ballon – den französischen Atmosphärenforscher Joseph Louis Gay-Lussac.





Abb. 10–11. Zeichnungen aus der Sammlung Karl Ströher.

Als Geschenk von Ernst Eberling erhielten wir die Radierung einer Ansicht von Goethes Gartenhaus im Park an der Ilm. Der Druck hat eine Zeichnung von Otto Wagner (1803–1861) aus dem Jahr 1827 zur Grundlage und war sehr verbreitet. Er zeigt das Haus im Hintergrund, den Park vom Fluss durchzogen und von zahlreichen Spaziergängern belebt. Unter der Darstellung steht gedruckt in Goethes Handschrift: links »Übermüthig sieht's nicht aus / Dieses stille Gartenhaus«, rechts »Allen die darin verkehrt / Ward ein guter Muth



beschert / Goethe 1828.« Das Blatt bildet das Gegenstück zu einer Radierung von Goethes Wohnhaus am Frauenplan, ebenfalls kombiniert mit einem Vers des Dichters.

Dank der großzügigen Förderung durch die Adolf und Luisa Haeuser-Stiftung, die zu den wichtigsten Unterstützern der Sammlungen des Freien Deutschen Hochstifts zählt, wurde der Ankauf eines Satzes von 24 Tellern mit Darstellungen zu Goethes ›Faust‹ ermöglicht. Den Antrag hatte die Kunstsammlung bereits im Oktober 2020 gestellt und ist hocherfreut über die großzügige Förderung durch die Stiftung (Abb. 12–13). Gefertigt wurden diese Schmuckteller durch die Königliche Porzellanmanufaktur in Berlin, beauftragt hatte sie der preußische König Friedrich Wilhelm III., Witwer der besonders von den Romantikern hochverehrten Königin Luise. Die Teller waren ein Geschenk des Königs an seine Tante, Prinzessin Luise verheiratete Radziwill. Sie



Abb. 12–13. Teller mit Darstellungen zu Goethes ›Faust‹.

erhielt sie anlässlich der Erstaufführung von Goethes ›Faust‹. Dies bis dahin als unaufführbar geltende Stück war von ihrem Gatten, dem Grafen Radziwill, vertont und in einer halböffentlichen, berühmt gewordenen Vorstellung im eigenen Palais in Berlin aufgeführt worden. Diese erste Inszenierung geschah 1821, also vor genau 200 Jahren. Die 24 Teller wurden von Hand bemalt. Ihren

Rand schmückt ein breites, je individuell gestaltetes Goldornament, den Spiegel eine Szene aus dem Drama. Die graphische Vorlage für die feine Porzellanmalerei bildet einer der frühesten und der zeitgenössisch wohl bekanntesten Faust-Illustrationszyklen: Friedrich August Moritz Retzschs (1779–1857) ›Umrisse zu Goethe's Faust, gezeichnet von Retzsch‹, erstmals erschienen in der J.C. Cotta'schen Buchhandlung im Jahr 1816. Einen zweiten, heute nur unvollständig erhaltenen Satz der Teller, der sich von unserem vollständigen in der Form der Randgestaltung unterscheidet, schenkte der König dem Regisseur der Inszenierung und Darsteller des Mephisto, seinem Schwager Herzog Karl zu Mecklenburg-Strelitz. Der Satz von 24 Tellern ist in der Forschung bekannt und wurde schon mehrfach publiziert. Das fragmentarisch erhaltene Pendant mit den zwölf erhaltenen Tellern befindet sich in Museumsbesitz der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten in Potsdam. Die Reihe fügt sich passgenau in unsere Sammlungen. Sie steht in enger Beziehung zu wichtigen Sammlungsstücken und findet ihren Kontext bei Goethe ebenso wie in der Romantik.

Eine Reihe von Objekten kam durch Übernahme aus der Bibliothek in die Kunstsammlung: 1780 entstanden und in Paris verlegt wurden drei Guckkastenblätter mit Ansichten von Frankfurt. Die Stiche wurden mit Wasser- und Deckfarben koloriert und haben eine Größe von 32,5 × 49,7 cm. Das in Kupfer gestochene Exlibris mit Wappen und der Aufschrift. »Ex Bibliotheca J.S. Ochs / ab Ochsenstein« gehörte einmal Johann Sebastian Ochs von Ochsenstein, der eine große Büchersammlung besaß. Er war einer der Brüder jener Söhne der Familie Ochs von Ochsenstein, Nachbarn im Großen Hirschgraben, die den jungen Goethe dazu brachten, das Geschirr aus dem zur Straße gelegenen Geräms zu werfen, wie es in ›Dichtung und Wahrheit‹ beschreiben wird. – Ebenfalls aus der Bibliothek gelangten 22 Fragmente eines Kartenspiels mit Darstellungen von Schauspielerinnen und Schauspielern in berühmten Rollen in die Kunstsammlung. Entstanden sind sie in Frankreich um 1810/11. Die einfach ausgeführten Darstellungen zeigen ein großes Spektrum namentlich benannter Schauspieler in genau definierten Rollen. Sogar die Theater, in denen die Stücke gegeben wurden, sind verzeichnet. So geben die Spielkarten einen Einblick in die Stückauswahl, die Kostüme und Bühnendekorationen zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Frankreich. – In einem Buch mit französisch- und englischsprachigen Auszügen und Kommentaren zu Goethes und Schillers Werken befindet sich eine Reihe von Arbeiten Moritz Retzschs: 26 Radierungen nach Zeichnungen zu Goethes ›Faust I‹ (Paris 1828), acht Radierungen zu Schillers Ballade ›Fridolin, oder Der Gang nach dem Eisenhammer‹ (London 1829) und 16 Radierungen zu Schillers ›Der Kampf mit dem Drachen‹ (London 1829).

Als Geschenk des Hochstiftsmitglieds Hellmut Oelert aus Mainz erhielt die Kunstsammlung im Oktober eine große Kaltnadelradierung Karl Bauers mit



Abb. 14. Claudia Berg, Bild aus der Neapel-Mappe, 2019.

einem Porträt Goethes. Der Maler und Graphiker Bauer (1868–1942) spezialisierte sich auf Bildnisse historischer Persönlichkeiten. Von Goethe fertigte er seit den 1920er Jahren Porträts aus allen Lebensjahrzehnten an. Das vorliegende Exemplar zeigt den Dichter als älteren Mann.

Bereits im Jahr 2019 erwarb das Hochstift Radierungen der in Halle lebenden Künstlerin Claudia Berg (*1976). Zu der damals erworbenen Mappe »Rom« kamen in diesem Jahr zwei weitere Mappen mit großen Kaltnadelradierungen mit den Titeln *Neapel* und *Sizilien*. Auch hier beschäftigt sich die Graphikerin in freien, direkt vor der Natur entstandenen Arbeiten mit Orten, die Goethe auf seiner Italienischen Reise besuchte. Die Neapel-Mappe, entstanden 2019, umfasst sieben datierte und signierte, 48,4 × 86,0 cm große Darstellungen auf Büttenpapier. Bergs Radierungen zeigen Eindrücke aus Herculaneum, Pompeji und vom Gipfel des Vesuv. (Abb. 14) Die Mappe wird durch ein gebundenes Heftchen mit Auszügen aus Goethes ›Italienischer Reise‹ ergänzt. Die Sammlung ›Sizilien‹ entstand auf derselben Reise. Auch sie umfasst sieben Kaltnadelradierungen auf Büttenpapier und ein gebundenes Textheft. Das Format weicht leicht von den Neapel-Blättern ab, bleibt aber großformatig. Beide Konvolute entstanden in einer Auflage von 22 Exemplaren. Claudia Berg bezieht sich in der Auswahl ihrer Motive direkt auf Goethes Schilderungen. Ohne im klassischen Sinne illustrativ zu sein, fängt sie die Anmutung eines Ortes ein, so dass etwa eine Villa, eine Gräberstraße oder ein Vulkankrater der Zeit enthoben wirken. Die beiden Mappen wurden über die Bibliothek mit Bundeszuwendungen für die Kunstsammlungen erworben.

Mareike Hennig

Handschriften

Der Handschriftenbestand des Hauses wurde im Erwerbsjahr 2021 um sechs Stücke erweitert.

Goethe

Goethe an Christian Gottlob von Voigt d. Ä., o. O. ⟨Weimar⟩, o. D. ⟨1810?–1818⟩[4]

Als Geschenk aus Privatbesitz kam ein eigenhändiges Billett Goethes an seinen Ministerkollegen Christian Gottlob von Voigt d. Ä. (1743–1819) ins Haus (Abb. 15). Es stammt aus dem Nachlass eines Hochstifts-Mitglieds. Der kurze Text lautet:

> Morgen Nachmittag soll mir es recht angenehm seyn. G

Über den Kontext lässt sich aufgrund der Kürze und der fehlenden Datierung schwerlich etwas sagen. Goethe und Voigt korrespondierten ab 1784 miteinander. Es handelt sich um Goethes umfangreichsten Briefwechsel.

Der Text ist in der Weimarer Ausgabe gedruckt.[5] Das Autograph stammt aus dem Besitz von Carl Gustav Osann (1874–1960), einem Enkel von Friedrich Osann (1794–1858), der als Stiefsohn Voigts einen Teil des Nachlasses besaß.[6] Nach Osanns Tod gelangte es über mehrere Schenkungen in Wormser Privatbesitz.

Aus Privatbesitz wurde ein Konvolut von drei Goethe-Handschriften angekauft. Die Finanzierung erfolgte aus Mitteln der Erich und Amanda Kress-Stiftung und aus einer Spende des Rotary Clubs Frankfurt am Main (Präsident: Burkhard Bastuck), wofür unser herzlicher Dank gilt.

Goethe an Johann Paul Georg Götze, Weimar, 8. Oktober 1816, Brief von Schreiberhand (Friedrich Theodor Kräuter) mit eigenhändiger Unterschrift[7]

Das an den Jenaer Wegebau-Inspektor und ehemaligen Diener Goethes Johann Paul Georg Götze (1759–1835) gerichtete Schreiben war bisher unbekannt, was bei Goethe-Briefen selten vorkommt (Abb. 16):

4 Hs–31391.

5 WA IV 50, S. 93.

6 Vgl. Jahrb. FDH 2018, S. 366 sowie Goethes Briefwechsel mit Christian Gottlob Voigt, hrsg. von Hans Tümmler, Bd. 4, Weimar 1962, S. 7.

7 Hs–31397.

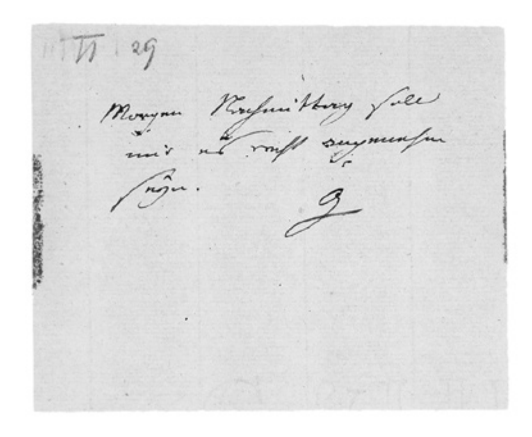


Abb. 15. Goethe an Christian Gottlob von Voigt d. Ä., o. O., o. D.

Dem Wegebau Inspector Götze ist erinnerlich, daß ihm der Auftrag geworden, auf den Garten gegen die Sternwarte über und dessen allenfallsigen Verkauf zu virgilieren.[8] Da nun zu vernehmen gewesen, daß gedachtes Grundstück nächstens an den Meistbietenden verkauft werden sollte so wird derselbige [Götze] hiedurch veranlasst, sich um die Sache und den Termin genau zu erkundigen, auch zu erforschen, wie hoch der Garten bey den gegenwärtigen Preissen der Grundstücke, nicht weniger der zu erwartenden Concurrenz der Liebhaber hinaufgetrieben werden dürfte, und hievon baldigst anher Nachricht zu ertheilen.
Weimar d. 8ten Octbr. 1816 Goethe

Goethe schreibt hier in seiner Funktion als Aufseher über die Jenaer Sternwarte, die er gemeinsam mit seinem Ministerkollegen Christian Gottlob von Voigt d. Ä. ausübte. Die Sternwarte wurde 1812/13 als Anbau des Schillerhauses errichtet. Schillers Gartengrundstück an der Leutra wurde bereits 1810 angekauft, und man entschied sich, die Sternwarte dort zu errichten. Im April 1812 übertrug der Herzog die Aufsicht über das neue Institut an Goethe und Voigt, die Leitung lag bei Carl Dietrich von Münchow (bis 1819).[9]

Der Brief thematisiert die Versteigerung des Gartengrundstücks der Familie Pelzer gegenüber der Sternwarte. Götze wird in den Vorgang einbezogen und beauftragt, den Termin für die Versteigerung sowie den möglichen Höchst-

8 Vigilieren: fahnden, wachsam sein, aufpassen, hier: im Blick behalten.

9 Vgl. Johann Wolfgang von Goethe, Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche, I. Abteilung: Sämtliche Werke, Bd. 27: Amtliche Schriften, Teil II: Aufgabengebiete seit der Rückkehr aus Italien, hrsg. von Irmtraut und Gerhard Schmid, Frankfurt am Main 1999, S. 1075–1081.

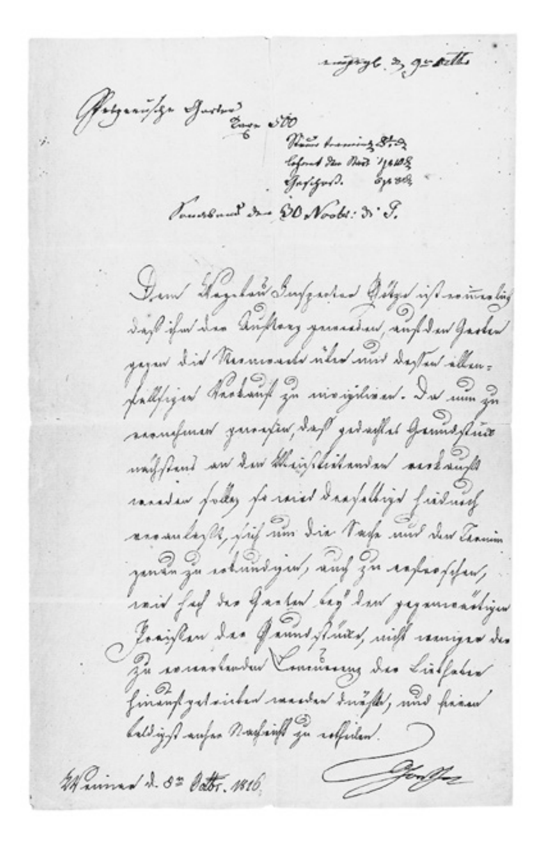


Abb. 16. Goethe an Johann Paul Georg Götze, Weimar, 8. Oktober 1816.

preis zu ermitteln. Das Grundstück sollte erworben werden, da man fürchtete, ein neuer, fremder Besitzer würde es für die Sternwarte nachteilig bebauen. Der Erwerb des Grundstückes gelang.

Neben Goethes Brief an Götze gab es zahlreiche weitere Quellen, die den Ankauf des Grundstücks dokumentieren. Die meisten Schriftstücke zu diesem Vorgang wurden in einer Akte gesammelt, die im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde. Somit haben sich nur wenige originale Dokumente erhalten[10] – der Brief an Götze ist eines davon.

10 Staatsarchiv Weimar, Bestand: Akten des Cultusdepartements, Faszikel »Acta Den Ankauf des Pelzer. Gartenflecks in der Nähe der Sternwarte zu Jena betr. 1816« (Kriegsverlust); Druck: WA IV 27, S. 272 f.

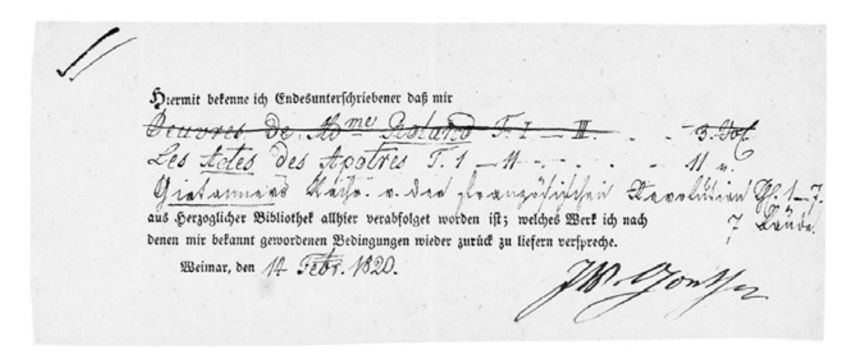

Hiermit bekenne ich Endesunterschriebener daß mir
~~Oeuvres de Mme Roland T. I – II. . . 3. Vol.~~
Les Actes des Apotres T. 1 – 11 . . . . . 11 „
aus Herzoglicher Bibliothek allhier verabfolget worden ist; welches Werk ich nach denen mir bekannt gewordenen Bedingungen wieder zurück zu liefern verspreche.
Weimar, den 14 Febr. 1820.

Abb. 17. Leihschein der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar mit Unterschrift Goethes, 14. Februar 1820.

Leihschein der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar,
Vordruck und Schreiberhand mit eigenhändiger Unterschrift Goethes,
Weimar, 14. Februar 1820[11]

Die auf dem Leihschein genannten drei Werke sind im heute noch erhaltenen Ausleihbuch der Herzoglichen Bibliothek zu Weimar dokumentiert, der Leihschein selbst war bisher unbekannt (Abb. 17):

> Hiermit bekenne ich Endesunterschriebener daß mir
> ~~Oeuvres de Mme Roland T. 1–III   3. Vol.~~
> Les Actes des Apotres T. 1–11   11 "
> Girtanners Nachr. v. der französichen Revolution Thl. 1–7.   7 Bände.
> aus Herzoglicher Bibliothek allhier verabfolget worden ist; welches Werk ich nach denen mir bekannt gewordenen Bedingungen wieder zurück zu liefern verspreche.
> Weimar, den 14 Febr. 1820.   JWvGoethe

11 Hs–31398.

Alle drei Werke beschäftigen sich mit der Französischen Revolution. Die genauen Titel lauten:[12]

– Œuvres de J.-M. Ph. Roland, femme de L'exministre de l'intérieur, 3 Bde., Paris: Bidault An VIII (1799–1800);[13]
– Les Actes des Apôtres, [hrsg. von Jean Gabriel Peltier,] Version 1–11 (Nr. 1–311), Paris 1789–1791;[14]
– Historische Nachrichten und politische Betrachtung über die französische Revolution von Christoph Girtanner, Bd. 1–7, Berlin 1792–1794.[15]

Zwischen dem 12. und 22. Februar 1820 entstand Goethes Schrift ›Die Belagerung von Mainz‹. Darin beschreibt Goethe die Belagerung der Stadt am Rhein durch preußische und österreichische Truppen während des Ersten Koalitionskrieges 1793. Mainz war am 21. Oktober 1792 mit Hilfe der Mainzer Sympathisanten der Französischen Revolution von der Revolutionsarmee eingenommen worden und sollte nun zurückerobert werden. Als Begleiter des Herzogs Carl August nahm Goethe an der Belagerung teil und führte Tagebuch. Diese Aufzeichnungen verwendete er zur Schematisierung der ›Belagerung von Mainz‹, und wenige Tage nach Beginn dieser Arbeit entlieh er die genannten Werke aus der Weimarer Bibliothek.[16] Den ersten Titel hat Goethe am 22. März, die beiden anderen Titel am 10. April 1820 zurückgegeben.

Das Hochstift besitzt bereits einige Leihscheine Goethes dieser Art.

12 Vgl. Goethe als Benutzer der Weimarer Bibliothek. Ein Verzeichnis der von ihm entliehenen Werke, bearb. von Elise von Keudell, hrsg. von Werner Deetjen, Weimar 1931.

13 Jeanne Marie Phlipon Roland (1754–1793), politisch interessierte Salonnière in Paris während der Französischen Revolution, verheiratet mit dem zu den Girondisten gehörenden Politiker Jean Marie Roland (1734–1793). In ihrem Salon traf sich der innere Kreis der Girondisten. Madame Roland wurde während der Schreckensherrschaft (Juni 1793 – Juli 1794), wie zahlreiche andere Girondisten und Gegner der Revolution, hingerichtet.

14 Jean-Gabriel Peltier (1760–1825), französischer Journalist und Monarchist. Am 2. November 1789 gründete er die Zeitschrift ›Les Actes des Apôtres‹ (»Apostelgeschichten«) in Paris. Sie war gegenrevolutionär eingestellt und zog die Revolutionäre ins Lächerliche. Peltier verbrachte einige Jahre im Exil in England.

15 Christoph Girtanner (1760–1800), Arzt, Chemiker und politisch-historischer Schriftsteller.

16 Zu Goethes Arbeit an der ›Belagerung von Mainz‹ vgl. die Tagebucheinträge vom Februar 1820, WA III 7, S. 137–141.

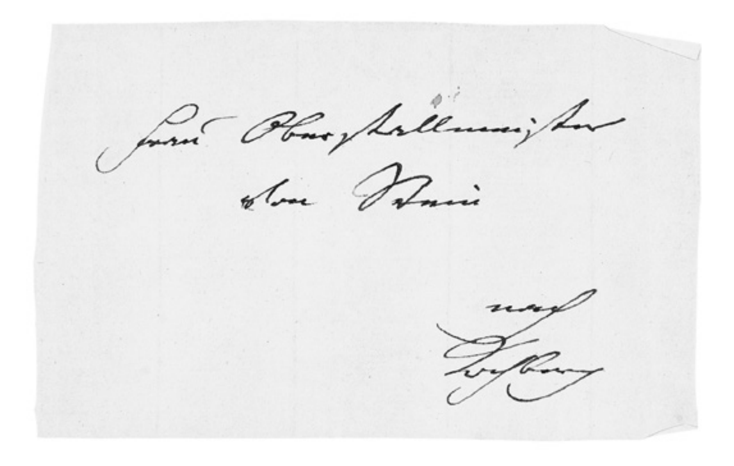


Abb. 18. Adresse eines Briefes von Goethe an Charlotte von Stein.

Ausgeschnittene, eigenhändige Adresse eines Briefes von Goethe an Charlotte von Stein, o. O, o. D.[17]

Von Goethe an Charlotte von Stein (1742–1827) sind ca. 1770 Briefe und Billetts überliefert, die von einem fast täglichen Austausch seit ihrem Kennenlernen im November 1775 zeugen. Ihre Briefe an Goethe hat Frau von Stein sich nach dem Bruch der Beziehung 1789 zurückerbeten, über den Verbleib ist nichts bekannt. Im Jahr 1895 wurden Goethes Briefe von den Stein'schen Erben an das Goethe und Schiller-Archiv in Weimar verkauft. Die Adresse muss demnach vor dem Verkauf vom Konvolut getrennt worden sein (Abb. 18):

Frau Oberstallmeister
von Stein
nach
Kochberg

Adressen dieser Art kommen in den Briefen Goethes an Frau von Stein häufig vor. Die Anrede »Frau Oberstallmeister« verweist auf ihren Ehemann Gottlob Ernst Josias Friedrich Freiherr von Stein (1735–1793), der 1760 zunächst Stallmeister Anna Amalias und seit 1775 Weimarer Oberstallmeister ihres Sohnes, des Herzogs Carl August, war. Groß-Kochberg bei Rudolstadt war das Landgut Steins. Goethe war zwischen 1775 und 1778 mehrere Male dort zu Besuch.

17 Hs–31399.

Umkreis Clemens Brentano

Tagebuch eines Verwandten Clemens Brentanos aus Mannheim, 1. Dezember 1817 – 6. September 1818[18]

Das Kreisarchiv Steinfurt hat dem Hochstift ein Tagebuch eines Verwandten von Clemens Brentano aus der Mannheimer Linie der Brentanos geschenkt. Diese Linie hat sich in der Generation von Clemens Brentanos Großvater Domenico Martino Brentano (1686–1755) von den Frankfurter Brentanos getrennt. Bei dem Tagebuchschreiber, der regelmäßig über »Comptoir Beschäftigungen« berichtet, handelt es sich wahrscheinlich um einen jungen, angehenden Kaufmann um die zwanzig. Wer genau es ist, muss noch erforscht werden.

Das fadengebundene Heft im Oktavformat umfasst 77 beschriebene Seiten und ein Titelblatt. Die Aufzeichnungen sind eine wertvolle Quelle für den Mannheimer Familienzweig und liefern womöglich auch Informationen über die Frankfurter Verwandten.

Otto Volger

Otto Volger, Konvolut mit 9 Bleistiftzeichnungen, 1829–1849[19]

Aus dem Handel konnte äußerst günstig ein Konvolut mit neun Kinder- und Jugendzeichnungen des Hochstift-Gründers Otto Volger (1822–1897) erworben werden. Alle Zeichnungen sind datiert und signiert. Sie stellen zumeist Tiere und Figuren aus der Sagen- und Mythenwelt dar, wie z.B. den sizilianischen Hirten Daphnis, Sohn des Götterboten Hermes und einer Nymphe, der seinen Hirtenhut auf dem Rücken trägt. Volger zeichnete ihn im April 1834 im Alter von 12 Jahren (Abb. 19).

Konrad Heumann, Bettina Zimmermann

18 Hs–31392.
19 Hs–31396.



Abb. 19. Otto Volger, Daphnis, Zeichnung, April 1834.

Bibliothek

Die Bibliothek konnte im Jahr 2021 wieder einen reichen Zuwachs an Neuerwerbungen verzeichnen, weil sie dank der Förderung durch die Carl Friedrich von Siemens Stiftung München sowie dem zusätzlichen Engagement der öffentlichen Geldgeber erneut flexibel auf die Angebote des antiquarischen Buchmarkts reagieren konnte. Mit der großzügigen finanziellen Unterstützung der Carl Friedrich von Siemens Stiftung München konnten in diesem Jahr insgesamt 429 Titel Forschungsliteratur zu unseren Sammlungsschwerpunkten Goethezeit und Romantik angeschafft werden. Insgesamt betrug der Zuwachs unserer Bibliothek 1277 Titel. Der Altbestand wuchs um 448 Bände, worunter der Anteil von Neuerwerbungen zu unserem Sammelschwerpunkt Romantik erneut sehr hoch war. Die Erich und Amanda Kress-Stiftung ermöglichte es uns zudem, die Rekonstruktion der Bibliothek von Johann Caspar

Goethe im Frankfurter Goethe-Haus um 7 Neuerwerbungen zu komplettieren. Der Marga Coing-Stiftung, Frankfurt am Main, verdanken wir den Erwerb wichtiger Einzelstücke.

Bibliothek von Goethes Vater

Zu den frühesten Zeugnissen, die sich von Johann Caspar erhalten haben, zählt ein Brief an den Frankfurter Geistlichen Johann Balthasar Ritter vom 2. Dezember 1727. Darin bedankt sich der 17-jährige Johann Caspar in lateinischer Sprache für die Übersendung eines Buches. Ernst Beutler hat in seinem Essay über Johann Caspar Goethe daraus geschlossen, dass Ritter der Privatlehrer gewesen ist, der Goethes Vater auf die Zeit am Akademischen Gymnasium in Coburg vorbereitete. Ritters Bücher waren also im Hause Goethe bekannt und geschätzt, so auch sein *Evangelisches Denckmahl der Stadt Franckfurth am Mayn, oder Ausführlicher Bericht von der daselbst im XVI. Jahr-Hundert ergangenen Kirchen-Reformation* (Franckfurth am Mayn: Fleischer, 1726), das nun in einer Ausgabe mit dem seltenen Nachtrag aus dem Jahr 1733 angeschafft werden konnte. Das Besondere an dieser Ausgabe ist allerding, dass ihr ein extrem seltenes und für die Frankfurter Konfessionsgeschichte wichtiges Buch angebunden ist, nämlich Johann Lehnemanns (1697–1742) *Historische Nachricht von der vormahls im sechzehenden Jahrhundert berühmten Evangelisch-Lutherischen Kirche in Antorff, und der daraus entstandenen Niederländischen Gemeinde Augspurgischer Confession in Franckfurt am Mayn* (Franckfurth am Mayn: Fleischer, 1725). Es handelt sich hier um die erste Geschichte der Niederländischen Gemeinde Augsburger Confession, die am 31. Mai 1585 von Glaubensflüchtlingen aus Antwerpen in Frankfurt am Main gegründet wurde. (Abb. 20)

Komplettiert werden konnte in diesem Jahr Johann Caspar Goethes Sammlung mit Büchern des Sächsischen Hof- und Justizienrats Johann Christian Benemann (1683–1744). Benemann war ein bedeutender Blumenliebhaber, der in kurzer Folge drei Blumenbücher veröffentlichte, die Johann Caspar Goethe alle besaß. Erworben wurden nun die *Gedancken über das Reich derer Blumen: Bey müßigen Stunden, Im Grünem, und Stillem gesammlet, Und zum Ruhm, und Verherrlichung Ihres grossen Meisters, und Erweckung achtloser Gemüther, dem Drucke überlassen von einem Liebhaber solcher schönen Geschöpffe* (Dresden und Leipzig: Walther, 1740).

Von Goethes Onkel Johann Michael von Loen (1694–1776), auf dessen Landgut Goethes Eltern getraut wurden, konnte abermals eine besonders wichtige und seltene Schrift erworben werden, die Erstausgabe seines Romans *Der redliche Mann am Hofe, oder, Die Begebenheiten des Grafens von Rivera: in einer auf den Zustand der heutigen Welt gerichteten Lehr- und Staats-Ge-*


Ein Spanier von Geburt, ein guter Protestant,
Ein treuer Prediger, ein Mann von grosen gaben,
In Antorff und alhir in Franckfurt wohl bekandt
War dieser REINIUS. Was wil man weiter haben?
Bey Niederländern bleibt sein Nahme hoch geacht,
Weil er um ihre Kirch sich wohl verdient gemacht.

Historische
Nachricht
von der
vormahls im sechzehenden Jahrhundert
berühmten
Evangelisch-Lutherischen
Kirche in Antorff,
und der
daraus entstandenen
Niederländischen Gemeinde
Augspurgischer Confession
in Franckfurt am Mayn/
aus beglaubten Urkunden mitgetheilet
von
Johannes Lehnemann.
Franckfurt am Mayn,
Bey Johann Friedrich Fleischer MDCCXXV.

Abb. 20. Johann Lehnemann, Historische Nachricht von der […] Niederländischen Gemeinde Augspurgischer Confession in Franckfurt am Mayn, 1725.

*schichte vorgestellet von dem Herrn von *** mit Kupfern* (Franckfurth am Mayn: Jung, 1740) in der extrem seltenen Ausgabe A (Abb. 21). Ein anderes Hauptwerk Loens, das ihm weit über Frankfurts Grenzen hinaus Anerkennung einbrachte, ist seine Schrift ›Die einzige wahre Religion, allgemein in ihren Grundsätzen, verwirret durch die Zänkereyen der Schriftgelehrten, zertheilet in allerhand Seiten, vereiniget in Christo‹, die erstmals 1750 erschien. Das Buch löste heftige Kontroversen aus, fand aber auch viel Zustimmung. Davon zeugt auch die nun erworbene *Sammlung von Schriften und Auszügen welche zu einer näheren Erkenntniß der einzigen wahren Religion und zur Vereinigung der Christen Anleitung geben können: dem Hrn. Hofr. von Loen zugeeignet, und mit einer Einleitung die Gleichgültigkeit, im Glauben sowohl als im Gottesdienst, betreffend, versehen* (Frankfurt am Mayn: Düren, 1751), die in »P.J. Hollanders Bibliothec« erschien. Der Band enthält ein hübsches Frontispiz und ein gefaltetes Kupferporträt von Johann Michael von Loen.

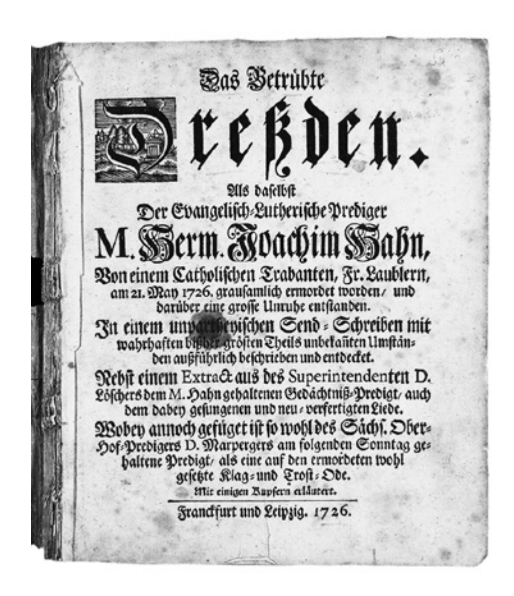
Johann Caspar Goethe war eine Sammlernatur und durchaus experimentierfreudig, was wir daran sehen können, dass er für kurze Zeit die in wissenschaftlichen Schriften gelesenen Ideen zur Zucht und Pflege von Seidenraupen im eigenen Haus ausprobierte. Nun ergänzt die Schrift *Kurtzer und deutlicher Unterricht vom Seidenbau, in drey kleinen Schriften, die Pflanzung und Pflegung der Maulbeerbäume, Wartung der Seidenwürmer, und Haspelung der*


Der
Redliche Mann
am Hofe;
Oder die
Begebenheite
Des
Grafens von Rivera.
In einer auf den Zustand der heu
gen Welt gerichteten Lehr- und Staats-
Geschichte.
Vorgestellet von
Dem Herrn von ***
Mit Kupfern.
Franckfurth am Mayn,
Verlegt von Johann David Jung.

Abb. 21. Johann Michael von Loen, Der redliche Mann am Hofe, Franckfurth am Mayn, 1740.

Seide betreffend, aufrichtig mitgetheilet (Züllichau, in Verlegung des Waysenhauses, bey Johann Jacob Dendeler, 1751) unsere Sammlung zu diesem Thema. Bei dem vorliegenden Band handelt es sich um die erste gesammelte Ausgabe dieser Serie von Traktaten über den Seidenbau, die ursprünglich als drei separate Werke 1750 in Berlin veröffentlicht wurden. Mit dem gleichen Thema beschäftigt sich auch eine spätere Schrift von Christian Baumann mit dem Titel *Der Seidenbau in Deutschland oder ausführlicher Unterricht samt der Geschichte vom Seidenbaue oder der Grund zum Seidenbau mit Maulbeerbäumen, die Fütterung und Pflege der Seidenwürmer, und die Anwendung der gewonnenen Seide: samt einem kurzen Anhang von den Seiden- und Baumwollepflanzen* (3. Auflage, Eichstätt: Widenmann, 1784). Der Autor war ein katholischer Theologe im fränkischen Kloster Ebrach.

Aus dem handschriftlichen Verzeichnis der Bibliothek von Johann Caspar Goethe wissen wir, dass er eine Schrift über einen folgenschweren Priestermord im Jahr 1726 in Dresden besaß. Nun konnte der seltene Band von Samuel Theodor Schönland erworben werden, der den vielsagenden barocken Titel trägt: *Das Betrübte Dreßden. Als daselbst Der Evangelisch-Lutherische Prediger M. Herm. Joachim Hahn, Von einem Catholischen Trabanten, Fr. Laublern, am 21. May 1726. grausamlich ermordet worden, und darüber eine*



Das Betrübte
Dreßden.
Als daselbst
Der Evangelisch-Lutherische Prediger
M. Herm. Joachim Hahn,
Von einem Catholischen Trabanten, Fr. Laublern,
am 21. May 1726. grausamlich ermordet worden/ und
darüber eine grosse Unruhe entstanden.
In einem unpartheyischen Send-Schreiben mit
wahrhaften bißher grösten Theils unbekañten Umstän-
den außführlich beschrieben und entdecket.
Nebst einem Extract aus des Superintendenten D.
Löschers dem M. Hahn gehaltenen Gedächtniß-Predigt/ auch
dem dabey gesungenen und neu-verfertigten Liede.
Wobey annoch gefüget ist so wohl des Sächs. Ober-
Hof-Predigers D. Marpergers am folgenden Sonntag ge-
haltene Predigt/ als eine auf den ermordeten wohl
gesetzte Klag- und Trost-Ode.
Mit einigen Kupfern erläutert.
Franckfurt und Leipzig. 1726.

Abb. 22. S. Th. Schönland, Das Betrübte Dreßden,
Franckfurt und Leipzig, 1726.

grosse Unruhe entstanden: In einem unpartheyischen Send-Schreiben mit wahrhaften bißher grösten Theils unbekan[n]ten Umständen außführlich beschrieben und entdecket. Nebst einem Extract aus des Superintendenten D. Löschers dem M. Hahn gehaltenen Gedächtniß-Predigt, auch dem dabey gesungenen und neu-verfertigten Liede; Wobey annoch gefüget ist so wohl des Sächs. Ober-Hof-Predigers D. Marpergers am folgenden Sonntag gehaltene Predigt, als eine auf den ermordeten wohl gesetzte Klag- und Trost-Ode. Mit einigen Kupfern erläutert (Franckfurt und Leipzig 1726). (Abb. 22)

Eine wichtige juristische Schrift, die zugleich eine medizinhistorische Publikation über die körperliche Gestalt und Lebensart der Germanen ist, führt uns in die Welt der Familie Goethe. Sie stammt von dem Universalgelehrten Hermann Conring (1606–1681), der sie gemeinsam mit dem Frankfurter Mediziner Johann Philipp Burggrave (1700–1775) verfasste, dem Hausarzt der Familie Goethe. Johann Caspar besaß Bücher beider Autoren und wahrscheinlich auch die Schrift *De Habitus Corporum Germanicorum Antiqui ac Novi Causis Liber Singularis. Annotationibus uberrimis dilucidavit Jo. Philippus Burggravius, Fil. Doctor Medicus* (Francofurti ad Moenum: Sumtibus Johannis Adolphi Stockii, 1727). Auch in der politischen Geschichtsschreibung machte Conring sich einen Namen, etwa mit seinem Werk *De finibus imperii germa-*

nici libri duo. Quibus iura finium a primo imperii exordio ad haec nostra usque tempora propugnantur (Helmestadii: Typis & sumptibus Henningi Mulleri, Academiae Iuliae Typogr., 1654), das ebenfalls neu angeschafft werden konnte.

Zu den medizinischen Schriften, die in Verbindung mit Goethes Hausarzt Burggrave erschienen, gehört auch das Werk von Ludwig Gottfried Klein (1716–1756) *Selectus rationalis medicaminum, quorum vera vis est. Ad felicem praxin clinicam praetermissis inertibus titularibus superstitiosis intutis digestus* (Frankfurt am Main und Leipzig: J.G. Fleischer, 1765). Das mehrfach aufgelegte Handbuch zur Zubereitung wichtiger Balsame, Elixiere, Essenzen, Pflaster, Pillen, Pulver und Tinkturen sowie ihrer Zuordnung zu den verschiedenen Krankheiten und Beschwerden ist den beiden Ärzten Johann Philipp Burggrave und Crafft Gottfried Hennicke (1698–1767) gewidmet.

Gesang und Musik spielte in Goethes Elternhaus eine wichtige Rolle, und natürlich waren in Goethes Elternhaus auch Notenblätter und -bücher in Gebrauch, die aber nicht im Katalog der Bibliothek verzeichnet sind. Allein ein Werk des Berliner Komponisten und Musiktheoretikers Friedrich Wilhelm Marpurg (1718–1795), seine ›Anleitung zur Singcomposition‹ (1758), ist in der Bibliothek von Goethes Vater nachgewiesen. Nun konnte auch seine *Anleitung zum Clavierspielen, der schönern Ausübung der heutigen Zeit gemäß entworfen* (Berlin: Haude u. Spener, 1755) erworben werden, die insgesamt 18 gestochene Notentafeln enthält.

Wie das Ausgabenbuch von Goethes Vater zeigt, schätzte Johann Caspar Zeitschriften, um sich über die Weltgeschichte zu informieren. Eine davon war die *Gazette de Cologne* (Cologne: Roderique), von der nun Hefte des Jahres 1763 erworben werden konnten. Die ›Gazette de Cologne‹ war eine von 1734 bis 1810 in Köln erscheinende französischsprachige Zeitung, die zweimal wöchentlich herauskam und in Europa weite Verbreitung fand.

Das *Europäische Genealogische Handbuch, in welchem die neuesten Nachrichten von allen Häusern jetztregierender Europäischer Kaiser und Könige, und aller geist- und weltlichen Chur- und Fürsten, wie auch Grafen des heiligen Römischen Reichs ingleichen der Cardinäle, Mitglieder königlicher Orden, auch Dom- und Capitualherren derer Erz- und Hochstifter in Deutschland* (Leipzig: Gledisch, 1766) von Gottlob Friedrich Krebel enthält Nachrichten von den europäischen Höfen und den dort »anwesenden Gesandten und Ministern, wie auch der unmittelbaren Reichs-Ritterschaft« sowie über den »jetzigen Zustande des Reichstages in Regenspurg, des Cammergerichts zu Wetzlar, des Hofgerichts zu Rothweil«.

Zu den seltenen Zeitschriften, die in Goethes Elternhaus gelesen wurden, zählte sicher auch das *Neu-eröffnete Welt- und Staats-Theatrum: welches die in allen Theilen der Welt, sonderlich aber in Europa vorfallende Staats-, Kriegs- und Friedens-Affairen … vorstellet* (Erfurt: Jungnicol, 1736), das ab

1725 erschien und schöne Kupferstiche mit gereimten Sinnsprüchen enthielt, die häufig einen Bezug zur politischen Lage hatten. Später firmierte die Zeitschrift unter dem Titel *Verbessertes Welt- und Staats-Theatrum, worauf alle vorfallende Staats- Kriegs- und Friedens-Affairen, wie auch die neuesten Kirchen- und Gelehrte Sachen, nebst andern Merckwürdigkeiten, mit gehörigen Documenten und nützlichen Anmerckungen aus der Historie, Genealogie und Geographie etc. vorgestellet werden*. Davon konnte nun die Teile eins bis sechzehn erworben werden (16 Teile in einem Band, Erfurt: J.H. Nonne, 1747, damit komplett). Der Band enthält 16 gestochenen Frontispizes.

Erworben werden konnte auch die erste Ausgabe eines seltenen Periodikums mit dem Titel *Satyrische Bibliothek oder auserlesener kleiner satyrischen Schriften Sammlung* (1.–4. Sammlung, 4 Teile in 2 Bänden, Frankfurt und Leipzig [d.i. Stuttgart: Metzler], 1760–1763).

Johann Caspar Goethe besaß Werke der deutschen Literatur nicht nur in Originalausgaben, sondern auch in Übersetzungen. So findet sich im Katalog seiner Bibliothek auch eine französische Ausgabe der *Fables et Contes de Mr. Gellert* (Strasbourg: Bauer, 1750).

Aus dem Nachlass eines Antiquars, der lange ein Ladengeschäft in Oberursel betrieb, konnten 2021 einige sehr interessante Titel für unsere Bibliothek angeschafft werden. Darunter auch der *Hochfürstl. S. Weimar- und Eisenachische Hof- und Adreß-Calender: auf das Schalt-Jahr 1776* (Weimar: Glüsing, 1776). Wir wissen aus Briefen von Catharina Elisabeth Goethe, dass die Kalender aus der Residenzstadt, in der sein Sohn seit Herbst 1775 lebte und arbeitete, Johann Caspar jedes Jahr erfreuten. Nun konnte Jahrgang 1776 erworben werden.

Religion in Goethes Elternhaus

Von der Bibel-Sammlung der Familie Goethe konnte nun die letzte noch fehlende Heilige Schrift angeschafft werden. Es handelt sich um eine lateinische Bibelausgabe mit dem Vulgata-Text, die im Jahr 1613 in Lyon gedruckt wurde. Die *Biblia sacra vulgatae editionis Sixti V. Pont. Max. iussu recognita et Clementis VIII. auctoritate edita* (Lugduni [= Lyon]: sumptib. Haered. Guil. Rouillij, 1613) gehört zu jenen Büchern der väterlichen Bibliothek, die sich Goethe im Jahr 1794 nach Weimar schicken ließ (Ruppert 2605).

Von Johann Philip Fresenius (1705–1761), der die Eltern Goethe getraut und die Kinder getauft hatte, standen viele Werke in den Regalen der Bibliothek von Johann Caspar Goethe. Zwischen 1750 und 1755 erschienen bei Heinrich Ludwig Brönner in Frankfurt drei Predigt-Sammlungen, die alle aus einer Zeit stammen, als Fresenius der Geistliche der Familie Goethe war. Die ›Heilsamen Betrachtungen über die Sonn- und Festtags-Evangelia‹ aus dem Jahr

1750 besaßen wir bereits, nun konnten auch die anderen beiden Bände erworben werden: Die *Auserlesenen Heiligen Reden über die Sonn- und Festtags-Evangelien durch das gantze Jahr. Mit nöthigen Dispositionen und Registern an das Licht gestellet* (Franckfurt und Leipzig: Heinrich Ludwig Brönner, 1754) und die *Auserlesenen Heiligen Reden über die Epistolische Texte aller Sonntäge und hohen Festtäge durchs gantze Jahr: Nebst einer Zugabe von einigen Bus-Predigten. Mit nützlichen Dispositionen und zweyen Registern an das Licht gestellet* (Franckfurt und Leipzig: Heinrich Ludwig Brönner, 1755).

Ebenfalls von Fresenius stammt eine Schrift als ein »Denckmahl der Liebe« für den pietistischen Theologen Johann Albrecht Bengel, der auch in der Familie Goethe als Geistlicher geschätzt wurde, wie eine Reihe seiner theologischen Bücher in der väterlichen Bibliothek zeigen. Möglich, dass dort auch die kleine Schrift *Zuverläßige Nachricht von dem Leben, Tode und Schriften des … Herrn Johann Albrecht Bengels, der heiligen Schrift Doctors: sowohl aus seinem eigenhändigen … Aufsäzen, als auch aus dessen Personalien gesammlet, und zum Druck befördert* (Franckfurt und Leipzig 1753) zu finden war.

Dass Catharina Elisabeth Goethe und ihr Sohn durch die Freundin Susanna Katharina von Klettenberg (1723–1774) Beziehungen zum Pietismus Zinzendorfs und zur Herrnhuter Brüdergemeine hatten, ist bekannt. Nun konnten zwei Schriften angeschafft werden, die gut zu den geselligen Liederabenden passen, die Frau Rat in Goethes Elternhaus gerne veranstaltete. Es handelt sich um die beiden Teile des seltenen Gesangbuches mit dem Titel *Hirten-Lieder von Bethlehem, Zum Gebrauch für alles was arm ist, was klein und gering ist* (2 Tle. in 1 Bd., London: Würz, 1754) und *Nothdürftige Betrachtung über den … Versuch zu einer kurzen Lieder-Predigt und Liturgie … jüngsthin … zum erstenmal edirt worden* (London: Würz, 1755).

Auch der Theologe Friedrich Christoph Steinhofer (1706–1761) wirkte auf die religiöse Umwelt des jungen Goethe ein. Seine pietistischen Schriften wurden von Goethes Mutter eifrig gelesen. Jetzt konnte Steinhofers Schrift *Die Haushaltung des Dreyeinigen Gottes in Seinen innern Verhältnissen und besondern Wirkungen zum Heil der Menschen: In einer Samlung Neun bey verschiedener Zeit und Gelegenheit gehaltener Predigten und etlicher kürzern Reden nach den Hauptgründen derselben vorgetragen und auf Begehren dem Druck überlassen von Friederich Christoph Steinhofer* (Tübingen: Berger, 1759) angeschafft werden.

Den Streit zwischen den Pietisten und den orthodoxen Lutheranern in Frankfurt am Main, den Johann Caspar Goethe aufmerksam verfolgte, dokumentiert die Reihe *Das entdeckte Geheimnis der Bosheit der Herrnhutischen Secte. Zu Errettung vieler unschuldigen Seelen* (7 Teile in 3 Bdn., Frankfurt am Main und Leipzig: Brönner, 1748–1751).

Zu den zahlreichen Schriften von Frankfurter Theologen in der väterlichen Bibliothek gehören auch solche des lutherischen Theologen Johann Friedrich

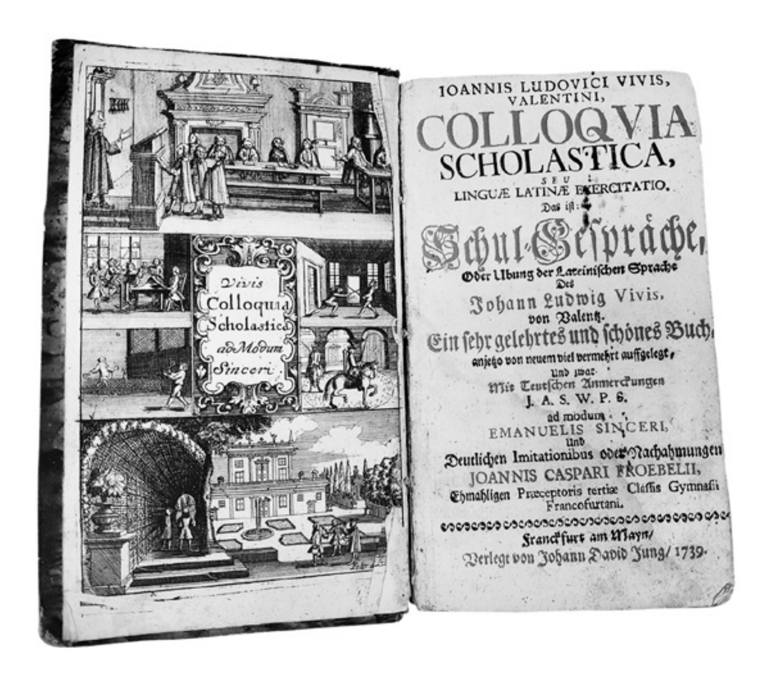
Starck (1680–1756), der seit 1723 als Pfarrer an der evangelischen Hauptkirche Frankfurts, der Barfüßerkirche, predigte, und der ein angesehener und vielgelesener Autor pietistischer Erbauungsschriften war. Erworben werden konnte nun die Schrift: *Johann Friederich Starcks Schrift-mäßige Gründe die Freudigkeit zu Sterben bey dem Angedencken des Todes zu erwecken: In ein und dreyßig Sterbens-Andachten abgefasset, und auf alle Tage des Monaths eingerichtet,* und zwar in zwei unterschiedlichen Ausgaben. Die eine erschien im Geburtsjahr Goethes in Nürnberg (Riegel, 1749), die andere in Speyer (Gegel, 1772). Ein weiteres interessantes Werk des »Evangelischen Predigers und Consistorialis zu Franckfurth am Mayn« Starck ist die Schrift *Das in dem Herrn sich erfreuende Franckfurt am Mayn: über das erschienene zweyte Jubel-Fest, wegen Verlesung und Übergebung der Augspurgischen Confession, an … Carl dem Fünfften* (Franckfurt: Möller, 1730).

Johann Caspar duldete als Lutheraner sowohl die pietistischen Vorlieben seiner Frau und interessierte sich auch für religiöse Schriften zum Kirchenkampf zwischen Protestanten und Katholiken. Bei der Schrift *Kurtze Beleuchtung einer Päpstischen Schrifft: Friß Vogel oder stirb!, Da Die Lehre Von Der Evangel. Kirche Kurtz, doch sattsam gerettet, Und in besondern Fragen ausführlich abgehandelt wird* (Franckfurt und Leipzig 1726) handelt es sich um eine Entgegnung auf eine Publikation des Jesuiten Johann Nicolaus Weislinger (1691–1755), der 1722 mit seiner ersten Veröffentlichung ›Friß Vogel oder stirb‹ großes Aufsehen erregt hatte.

Frankfurter Schulbücher aus Goethes Jugend

Johann Georg Albrecht (1694–1770), Direktor des Frankfurter Gymnasiums, war Goethes Hauslehrer. Zwei Schulprogramme von ihm – und zwar aus dem Geburtsjahr Goethes – konnten nun erworben werden. Sie tragen den Titel *De Minimis In Exegesi Sacra Non Neglidendis* (Francofurti: Scheper, 1749–1750).

Elisabeth Mentzel, ein engagiertes Mitglied des Freien Deutschen Hochstifts, geht in einer wichtigen Studie über ›Wolfgang und Cornelia Goethes Lehrer‹ auch auf die damals gängigen Schulbücher ein, die auch für den Privatunterricht verwendet wurden. Dazu zählt vor allem *Das grose Franckfurter ABC-Buchstabier- und Lese-Buch, in welchem nicht nur zu diesen nöthigen Wissenschaften sondern auch zum fertigen Schreiben eine gründliche und deutliche Anweisung vorgleget wird nebst angehängten Lebens-Regeln, verschiedener Reimgebätlein, kurtzen Fragen aus dem Catechismo D. Luthers, einigen Gebete und Seufzer, Fragen und Sprüche auf hohe Fest-Tage, und anderen nöthigen Sachen,* von dem sie damals nur ein Exemplar aus dem Jahr 1773 in der Universitätsbibliothek Leipzig auffinden konnte. Mit den Möglichkeiten der digitalen Suche konnte nun ein Exemplar der 4. Auflage, die

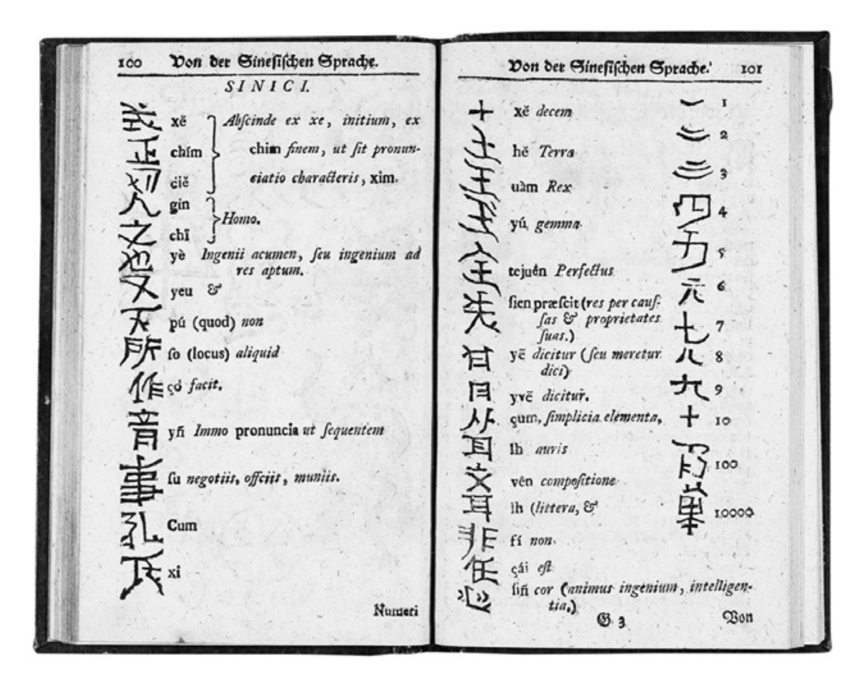


IOANNIS LUDOVICI VIVIS,
VALENTINI,
COLLOQVIA
SCHOLASTICA,
SEU
LINGUÆ LATINÆ EXERCITATIO.
Das ist:
Schul-Gespräche,
Oder Ubung der Lateinischen Sprache
Des
Johann Ludwig Vivis,
von Valentz.
Ein sehr gelehrtes und schönes Buch,
anjetzo von neuem viel vermehrt auffgelegt,
Und zwar
Mit Teutschen Anmerckungen
J. A. S. W. P. S.
ad modum
EMANUELIS SINCERI,
Und
Deutlichen Imitationibus oder Nachahmungen
JOANNIS CASPARI FROEBELII,
Ehmahligen Præceptoris tertiæ Classis Gymnasii
Francofurtani.
Franckfurt am Mayn/
Verlegt von Johann David Jung/ 1739.

Abb. 23. Juan Luis Vives, Colloqvia Scholastica seu Linguæ Latinæ Exercitatio: Das ist: Schul-Gespräche, Oder Ubung der Lateinischen Sprache, Franckfurt am Mayn 1739.

1757 in Frankfurt am Main bei Brönner erschienen war, ermittelt werden. Goethe war damals acht Jahre alt, so dass dieses Buch der Zeit, als Goethe im Jahr 1755 eine öffentliche Schule besuchte, sehr nahekommt. Die Hilfsbereitschaft der Bibliothek der Abtei Metten und ihres Bibliothekars Manfred Sailer M.A. ermöglichte es, eine Digitalisierung des schmalen Bändchens anzufertigen.

Von dem spanischen Humanisten und Lehrer Juan Luis Vives (1492–1540) stammt ein Schulbuch für den Latein-Unterricht. Johann Caspar Fröbel, ein Lehrer am Frankfurter Gymnasium, hatte das Werk übersetzt und mit Übungen ergänzt: *Colloquia Scholastica seu Linguæ Latinæ Exercitatio: Das ist: Schul-Gespräche, Oder Ubung der Lateinischen Sprache. Ein sehr gelehrtes und schönes Buch, anjetzo von neuem viel vermehrt auffgelegt, Und zwar Mit Teutschen Anmerckungen J.A. S.W. P.S. ad modum Emanuelis Sinceri, Und Deutlichen Imitationibus oder Nachahmungen Joannis Caspari Froebelii* (Franckfurt am Mayn: Jung, 1739). (Abb. 23)


100 Von der Sineſiſchen Sprache.

SINICI.

xĕ — Abſcinde ex xe, initium, ex
chím — chim finem, ut ſit pronunciatio characteris, xim.
ciĕ
gin — Homo.
chī
yè — Ingenii acumen, ſeu ingenium ad res aptum.
yeu — &
pú (quod) non
ſo (locus) aliquid
çó facit.
yñ Immo pronuncia ut ſequentem
ſu negotiis, officiis, muniis.
Cum
xi

Numeri

Von der Sineſiſchen Sprache. 101

xĕ decem
hĕ Terra
uàm Rex
yú gemma
tçjuên Perfectus
ſien præſcit (res per cauſſas & proprietates ſuas.)
yĕ dicitur (ſeu meretur dici)
yuĕ dicitur.
çum, ſimplicia elementa,
lh auris
vên compoſitione
lh (littera, &
fí non
çái eſt
ſiñ cor (animus ingenium, intelligentia.)

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 100 10000

G 3 Von

Abb. 24. Chinesisches Alphabet. Aus: Johann Friedrich Fritz, Neu eröffnetes in hundert Sprachen bestehendes A.b.c. Buch, Leipzig 1743.

Um ein sehr kurioses und seltenes ABC-Buch, handelt es sich bei dem Werk *Neu eröffnetes in hundert Sprachen bestehendes A.b.c. Buch, Oder Gründliche Anweisung, In welcher Der zarten Jugend nicht allein in der Teutsch, Lateinisch, Französisch, Italiänischen, [et]c. sondern auch zu denen meisten Orientalischen Sprachen, deren Erkänntniß und Aussprache in kurtzer Zeit zu lernen, ein leichter Weg gezeiget wird* (Leipzig: Geßner, 1743). (Abb. 24)

Fremde Sprachen wurden auch in Goethes Elternhaus unterrichtet. Ab 1762 begann der junge Goethe Englisch zu lernen. Das Wörterbuch von Theodor Arnold (1683–1771), das sich in der Bibliothek des Vaters findet, leistete ihm dabei gute Dienste. Nun konnte auch noch die passende Grammatik dazu erworben werden, nämlich Theodor Arnolds *Grammatica Anglicana concentrata: oder kurzgefaßte englische Grammatic, worinnen die richtige Pronunciation, und alle zur Erlernung dieser Sprache unumgaenglich noethigen Grundsätze aufs deutlichste und leichteste abgehandelt sind* (3., beträchtlich verb. u. um vieles verm. Aufl., Leipzig und Züllichau: Frommann, 1762).

»Mein Leipzig lob ich mir …«

Eine besondere Rarität, die uns ins Leben der Leipziger Studenten Johann Caspar und Johann Wolfgang Goethe einführt, konnte nun erworben werden, das Buch *Curieuse und sehr lustige Supplementa Des angenehmen Zeitvertreibs Und vielfältigen Vergnügens auf dem weitberühmten Lust-Saal des so genannten Brandtvorwergs ohnweit Leipzig Benebenst noch vielen belustigenden Anmerckungen überhaupt über alle und um Leipzig herum gelegene Wirthschafften. Durch eine unpartheyische Feder nachgeschickt* (Franckfurt und Leipzig 1746).

Ein wichtiges Ereignis, das Goethe in Leipzig erlebte, war die Eröffnung des neuen Schauspielhauses am 18. Juli 1766. Das Leipziger Theater hat Goethe häufig besucht und vielleicht auch der *Rede bey der Richtung des neuen Schauspielhauses in Leipzig den 18ten Julii 1766* gelauscht, die 1766 bei Breitkopf in Leipzig erschien und die von dem Dichter Johann Benjamin Michaelis (1746–1772) stammt. Der extrem seltene Einzeldruck der Rede konnte nun bei einer Auktion erworben werden. Die schmale Broschur von 15 Seiten schmückt eine hübsche Kupferstichvignette mit einer Richtfestszene.

Während Goethe in Leipzig studierte, erschien die Sammlung *Choix de poésies allemandes* (4. Bde., Paris, chez Humblot, 1766) von Michael Huber (1727–1804). In ›Dichtung und Wahrheit‹ äußert sich Goethe lobend über ihn und zählt ihn zu jenen »im Guten und Rechten geleichgesinnten, schon gebildeten Männern« Leipzigs.

Weltgeschichte

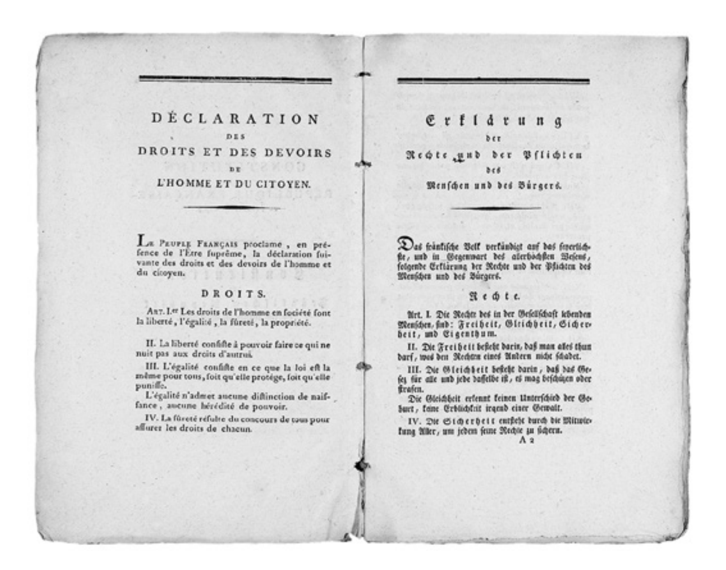
David Fassmann (1685–1744) gehört mit seinen »Raisonnements« und Kommentaren »zu den ersten bürgerlich-publizistischen Kritikern der absolutistischen Regierungen«.[20] Angeschafft werden konnte nun seine Schrift *Neu-eröffneter Schau-Platz der Welt, allwo Personen aus allerley Völckern, Standes und Geschlechts erscheinen, und sich über Staats- Hof- Kriegs- und andere wichtigen Begebenheiten entreteniren* (4 Tle. in einem Band, Berlin: Johann Andreas Rüdiger, 1742–43). Vollständig ist der Titel in öffentlichen Bibliotheken kaum nachweisbar. Es handelt sich um ein spätes Werk des vor allem mit seinen ›Gesprächen aus dem Reich der Toten‹ berühmt gewordenen Autors.

Auch aus dieser erfolgreichen Reihe, die sich auch bei Johann Caspar Goethe großer Beliebtheit erfreute, konnten einige Jahrgänge und Teile erworben werden, u.a. das *Gespräch im Reiche der Todten zwischen dem Urheber der*

20 Wilmont Haacke, David Fassmann, in: Neue Deutsche Biographie 5 (1961), S. 28.

Zusammenverschwörung wider dem König in Portugall Joseph de Mascarenhas, ehemaligen Herzog von Aveiro und Robert Franz Damiens, bekannten Königsmörder in Frankreich in welchem die wahre und aus den besten Quellen gezogene Geschichte beyder Persohnen kurz, deutlich, und der Sache gemäß vorgetragen, und vorzüglich von dem blutigen Hergang in Lisabon, und dem Verbrechen sowohl der Geist- als weltlichen Persohnen unparteyische Nachricht gegeben wird (Frankfurt und Leipzig, 1759) sowie das *Gespräch im Reiche der Todten zwischen dem berühmten Portugiesischen Jesuiten P. Gabriel Malagrida welcher in der neuesten Verschwörung wider den König Joseph in Portugall verwickelt gewesen, und dem Dominicaner-Mönch Jacob Clement dem Mörder König Heinrich des III. in Frankreich* (Gedruckt im Reich Paraquai, 1760) und ein *Neues Gespräch im Reiche der Todten zwischen einem Königs- und Prinzenmörder Johann Castell von Paris der an König Heinrich IV. in Frankreich die Hand geleget und Franz Gujon sonst Balthasar Guerard den Mörder des Prinzen Wilhelm von Nassau des Grossen worinnen dieser Bösewichter Leben geschildert zugleich aber die blutige Portugiesische Historie weiter erörtert wird* (Lisabon, 1759). Von besonderer Bedeutung für unsere Bibliothek ist jedoch das *Gespräch im Reiche der Todten, zwischen dem fürtreflichen Helden, August Wilhelm, Prinz von Preussen, und der mit ausnehmend edeln Eigenschafften begabten Fürstin Anna, verwittibten Erbstatthalterin der vereinigten Niederlande, worinnen die Historie des jetzigen Kriegs von dem Monath Martii bis zu Ende Aprils unpartheyisch, ordentlich, und deutlich beschrieben wird* (22. Stück, Frankfurt und Leipzig: Raspe, 1759). Dieser Teil enthält nämlich u.a. eine kolorierte Karte mit dem »Plan der Bataille bey Bergen, ohnweit Franckfurt«, wo am 13. April 1759 gekämpft wurde und die, wie wir wissen, auch in Goethes Elternhaus für ernsthafte Spannungen zwischen Johann Caspar Goethe und dem Grafen Thoranc sorgte. Ein weiteres historisches Werk, in dem die Schlacht beschrieben wird, stellt Johann Friedrich Seyfarts *Geschichte des im 1756. und 1757sten Jahre in Teutschland und dessen angränzenden Ländern gefürten Krieges: in welcher nicht allein alle merkwürdige Kriegs Begebenheiten mit unpartheiischer Feder beschrieben, sondern auch von den vornehmsten Generals und andern in diesem Kriege bekantgewordenen Personen die Lebens und andere merkwürdige Umstände angefürt werden* dar, von dem nun Teil 3, Abtheilung 3 (Frankfurt, Leipzig, 1761) erworben werden konnte.

Die *Histoire philosophique et politique des établissements & du commerce des Européens dans les deux Indes* (7 Bde., A La Haye, bei Gosse, Sohn, 1774) von Guillaume-Thomas-François Raynal (1713–1796) ist ein Klassiker der französischen Aufklärung. Die zweite Auflage davon, konnte nun für die Bibliothek angschafft werden. Es ist zugleich die erste vom Verfasser autorisierte Fassung. Die dritte Auflage von 1780 bestand aus zehn Bänden und erschien bis 1843 in weiteren Ausgaben. Diese Ausgabe letzter Hand erhielt auch einen



DÉCLARATION
DES
DROITS ET DES DEVOIRS
DE
L'HOMME ET DU CITOYEN.

LE PEUPLE FRANÇAIS proclame, en présence de l'Être suprême, la déclaration suivante des droits et des devoirs de l'homme et du citoyen.

DROITS.

ART. I.er Les droits de l'homme en société sont la liberté, l'égalité, la sûreté, la propriété.

II. La liberté consiste à pouvoir faire ce qui ne nuit pas aux droits d'autrui.

III. L'égalité consiste en ce que la loi est la même pour tous, soit qu'elle protége, soit qu'elle punisse.

L'égalité n'admet aucune distinction de naissance, aucune hérédité de pouvoir.

IV. La sûreté résulte du concours de tous pour assurer les droits de chacun.

Erklärung
der
Rechte und der Pflichten
des
Menschen und des Bürgers.

Das fränkische Volk verkündigt auf das feyerlichste, und in Gegenwart des allerhöchsten Wesens, folgende Erklärung der Rechte und der Pflichten des Menschen und des Bürgers.

Rechte.

Art. I. Die Rechte des in der Gesellschaft lebenden Menschen, sind: Freiheit, Gleichheit, Sicherheit, und Eigenthum.

II. Die Freiheit besteht darin, daß man alles thun darf, was den Rechten eines Andern nicht schadet.

III. Die Gleichheit besteht darin, daß das Gesez für alle und jede dasselbe ist, es mag beschüzen oder strafen.

Die Gleichheit erkennt keinen Unterschied der Geburt, keine Erblichkeit irgend einer Gewalt.

IV. Die Sicherheit entsteht durch die Mitwirkung Aller, um jedem seine Rechte zu sichern.

A 2

Abb. 25. Constitution de la République Francaise, avec des Notes instructives. Francais et Allemand, Paris; Strasbourg, 1799.

Atlasband, der nun ebenfalls erworben werden konnte: *Atlas de toutes les parties connues du globe terrestre, dressé pour l'Histoire philosophique et politique des établissemens et du commerce des Européens dans les deux Indes* (Bonne [Genève]: [Pellet], 1780).

Ein Atlas ganz anderer Art ist die lehrreiche Einführung in die Geographie und Astronomie für Kinder mit dem Titel: *Atlas des enfans ou méthode nouvelle Courte, facile et demonstrative, pour apprendre la géographie. En XXII cartes enluminées avec un nouveau traité de la sphere, où l'on explique le mouvement des astres, & les systêmes du monde anciens & modernes, l'usage des globes & des mesures géographiques* (A Amsterdam, chez J.H. Schneider, 1773). Es handelt sich bei dem neu erworbenen Exemplar um die korrigierte und erweiterte Ausgabe des populären, erstmals 1758 erschienenen Kinderlehrbuchs.

Über ein bedeutendes historisches Ereignis des 18. Jahrhunderts berichtet Karl Hammerdörfer (1758–1794) in seiner *Vollständigen Geschichte der Revolution in Nord-Amerika* (Aus dem Franz. des Franz Soulés von K.H., 2 Bde., Zürich: Orell, Geßner, Füßli, 1788).

Dazu passt eine weitere Neuerwerbung, die ein weltgeschichtliches Ereignis beleuchtet, das auch den Übergang zur Epoche der Romantik markiert. Es ist eine unscheinbare Broschur, deren Inhalt die Welt veränderte: *Constitution*

de la République Francaise, avec des Notes instructives. Francais et Allemand (Paris & Strasbourg: Treuttel et Wurtz, 1799) in einer zweisprachigen Parallelausgabe. (Abb. 25)

Lektüren Goethes

In Goethes Weimarer Bibliothek befand sich auch der Versteigerungskatalog der Sammlung des preußischen Kammerherrn Graf Peter (Pierre) von Corneillan. Der *Catalogue Raisonné d'une très précieuse Collection d'Estampes [...] du Cabinet du Comte de Corneillan (Chambellan de sa Majesté le Roi de Prusse)* (2 Teile, Berlin: Louis Quien, 1824; Ruppert 2232) konnte nun erworben werden. Der Band hat eine sehr schöne Provenienz; er stammt nämlich aus der Sammlung König Friedrich August II. von Sachsen und trägt das Sammlungsexlibris mit sächsischem Königswappen auf der Rückseite des vorderen Titelblatts.

Auch in Goethes Bibliothek ist manche Zeitschrift vertreten, wie etwa die *Französischen Miscellen* (Tübingen: Cotta, 1803–1807). Von dieser Kulturzeitschrift, die von Paris aus von der Schriftstellerin Wilhelmine von Chézy (1783–1856) für Cotta herausgegeben wurde, konnten nun die Jahrgänge 1803 bis 1807 angeschafft werden. Selbstverständlich las der Weimarer Geheimrat auch das *Weimarische Officielle Wochenblatt* (Weimar: o.V.), das wohl bei Friedrich Justin Bertuch erschien (Ruppert 344–345). Neu angeschafft werden konnte ein Konvolut von drei Bänden der Wochenzeitschrift (für die Jahre 1818, 1819, 1826). Den Jahrgängen beigebunden ist das *Großherzoglich Sächsisch-Weimar-Eisenachische Regierungsblatt*.

In Goethes Heimatstadt erschien die ›Frankfurter Ober Postamts Zeitung‹ (Frankfurt am Main: Thurn und Taxis, 1814). Die beiden neu erworbenen Bände enthalten das erste Halbjahr des Jahrgangs 1814 (1. Januar 1814 bis 30. Juni 1814) mit den Nummern 1 bis 181. 1814 ist auch das Jahr, in dem Goethe nach langer Zeit wieder in seine Heimatstadt kommt, sein Elternhaus besucht und im September/Oktober auch alte und neue Freunde besucht. Zu den neuen Bekanntschaften gehört auch Marianne von Willemer, auf deren Bitte hin Goethe am 18. Oktober 1814 seinen Namen mit Datum auf eine Fensterwand des Willemer-Türmchens auf dem Mühlberg schrieb. Umso schöner für uns, dass wir nun ein doppelseitig bedrucktes Blatt erwerben konnten, das dieses besonderen Tages in Frankfurt am Main höchst offiziell gedenkt. Es handelt sich um einen Wandaushang (»Publicandum«) der Frankfurter Stadtkanzlei mit dem Programm der Feierlichkeiten zum ersten Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig: *Beschreibung der am 18. und 19. October 1814 zum Jahres Gedächtniß der Schlacht bey Leipzig statt habenden Feyerlichkeiten* (Frankfurt am Main: Stadt-Canzley).

Theaterfreuden

Die von August Wilhelm Iffland herausgegebene Folge *Kostüme auf dem königlichen National-Theater in Berlin* (Hefte I–XVI [von 24] in 2 [von 3] Bänden, Berlin: Wittich, 1805–1808) führt das Berliner Theaterleben der Zeit um 1800 sehr anschaulich vor Augen. Die beiden Bände enthalten kolorierte Aquatinta-Tafeln mit Kostümdarstellungen von Aufführungen des Berliner Nationaltheaters unter Iffland (dessen Rollen hier als einzige mit dem Namen des Darstellers versehen sind) um 1800 und zeigen Kostüme aus Schillers ›Wilhelm Tell‹, ›Wallenstein‹, ›Die Jungfrau von Orleans‹ und ›Don Carlos‹, Shakespeares ›Der Kaufmann von Venedig‹, Goethes ›Egmont‹ und ›Iphigenie‹ sowie aus diversen Lustspielen der Zeit. Die Blätter sind meist von Johann Friedrich Jügel (1735–1807) und Ludwig Wilhelm Wittich (1773–1832) radiert, in der Mehrzahl nach Zeichnungen von Heinrich Anton Dähling (1773–1850). (Abb. 26 a–b)

Shakespeare-Werkausgaben vor und während der romantischen Epoche

Als Goethe im April 1770 nach Straßburg kam, war der englische Dichter kurz zuvor erstmals auch auf den Bühnen Frankreichs aufgeführt worden. Von der Hamlet-Übersetzung des französischen Dramatikers Jean-François Ducis (1733–1816) sind zwei unterschiedliche Auflagen erschienen, die nun alle beiden angeschafft werden konnten: die Ausgabe *Hamlet. Tragedie: Imitée De L'Anglois. Par M. Jean-François Ducis. Représentée, pour la premiere fois par les Comédiens François Ordinaires du Roi, le 30 Septembre 1769* (Paris: Gogué, 1770) und eine zweite Ausgabe mit dem Druckort Den Haag (A La Haye: Chez Frédéric Staatman, Libraire, 1770).

Die erste vollständige französische Übertragung der Werke William Shakespeares sind die *Oeuvres. Traduit de l'anglois* in 20 Bänden (Paris: Duchesne u.a., 1776–1782) von Pierre Le Tourneur (1737–1788), die bis Mitte des 19. Jahrhunderts die gültige Übertragung blieben und nun erworben werden konnten.

Zu den ersten wichtigen deutschsprachigen Shakespeare-Ausgaben gehört die Übersetzung von Johann Joachim Eschenburg, Professor am Collegium Carolinum in Braunschweig, die unter dem Titel ›William Shakespears Schauspiele‹ zwischen 1775 und 1777 in 13 Bänden bei Orell, Gessner, Füssli u. Comp. in Zürich erschienen. Schon kurz darauf legte Gabriel Eckert zwischen 1778 und 1783 den sogenannten Mannheimer Shakespeare vor, Shakespeares *Schauspiele* in 20 Bänden und zwei Nachtragsbänden mit den Druckorten Straßburg und Mannheim. Diese Ausgabe konnte nun für das Hochstift kom-





Abb. 26 a–b. Aus: August Wilhelm Iffland,
Kostüme auf dem königlichen National-Theater in Berlin, 1805-1808.

plett erworben werden. Die »neue, verbesserte« Shakespeare-Ausgabe war strenggenommen ein Nachdruck der Eschenburgschen Ausgabe, nur hatte sich der Herausgeber Gabriel Eckert, ein gründlicher Kenner des Englischen, die Mühe gemacht, Eschenburgs Übersetzung zu überprüfen und zahlreiche Änderungen vorgenommen, insgesamt 405 »entschiedene Verbesserungen«, wie Hermann Uhde-Bernays feststellte.[21]

Neben dem berühmtesten Übersetzungswerk der romantischen Epoche, der Ausgabe der dramatischen Werke Shakespeares durch August Wilhelm Schlegel und Ludwig Tieck (zuerst 1797–1810, zweite Ausgabe 1825–1826) erschienen zur gleichen Zeit eine Reihe anderer Shakespeare-Übersetzungen, von denen jetzt Ausgaben angeschafft werden konnten. Besonders erfolgreich war etwa die Ausgabe der *Sämmtlichen Schauspiele*, frei bearbeitet von Joseph Meyer (1796–1856) (52 Teile in 19 Bdn., Gotha u.a., Henning u.a., 1825–

21 Hermann Uhde-Bernays, Der Mannheimer Shakespeare, ein Beitrag zur Geschichte der ersten deutschen Shakespeare-Übersetzungen, Berlin 1902, S. 22.

1834). Bei Göschen in Leipzig erschien ebenfalls eine erfolgreiche Shakespeare-Ausgabe in 19 Bänden, *Shakespear's Dramatische Werke übers. u. erläutert von Johann Wilhelm Otto Benda, königl. Preuß. Regierungs-Rath* (Leipzig: Göschen, 1825–1826). Bei *Shakspeare's dramatische Werke* (Stuttgart: Macklot, 1828–1830) handelt es sich um einen unrechtmäßigen Nachdruck, der in zehn Bänden die Shakespeares Stücke nun »in metrischen Verdeutschungen von A.W. Schlegel, L. Tieck, Heinrich und Abraham Voß, J.W.O. Benda, und Wolf Grafen von Baudissin« bot.

Märchen

Die umfangreiche Sammlung *Le Cabinet des fées: ou collection choisie des contes des fées, et autres contes merveilleux; ornés de figures* (33 von 37 Bdn., Amsterdam 1785/1786) versammelt in den ersten 36 Bänden, die 1785 und 1786 erschienen sind, u.a. Märchen von Charles Perrault, Fénelon, Mme d'Aulnoy, Jeanne-Marie Leprince de Beaumont, Mademoiselle de la Force, Mademoiselle Lheritier und Jean-Jacques Rousseau. Bemerkenswert sind auch die Illustrationen in 120 Kupferstichen von Pierre-Clément Marillier (1740–1808).

Erworben werden konnte auch *La suite des mille et une nuits* (3 von 4 Bdn., Genève & Paris: Barde, Manget & Co, 1788/1789), die in der Übertragung von Dom Denis Chavis und Jacques Cazotte als Bände 38–41 die Reihe ›Le Cabinet des Fées‹ ergänzten. Als Textgrundlage der Sammlung diente ein Manuskript von ›Tausendundeine Nacht‹, das der in Paris ansässige Arabist Dom Chavis zusammengestellt hatte. Einige der daraus resultierenden Erzählungen folgen dem Original recht genau, andere wurden von Cazotte angepasst oder ergänzt. ›La Suite des Mille et Une Nuits‹ erlebte mehrere Auflagen sowie Übersetzungen ins Englische, Deutsche und Russische.

Die dreibändige Sammlung *Märchensaal. Märchen aller Völker für Jung und Alt; mit einem Stahlstich u. einem Anhang: Die Literatur der Märchen* (3 Bde., Berlin: Reimarus, 1845) erweitert unsere Sammlung mit romantischen Märchenausgaben. Herausgegeben, gesammelt und übersetzt waren die Märchen von Hermann Kletke, der Märchen aus unterschiedlichen Sprachen und Kulturen sammelte und erneuerte, die nicht nur Kindern, sondern auch Erwachsenen gefallen sollten.

Romantik

Im Jahr 1823 publizierte der Übersetzer Etienne Aignan (1773–1824) drei Bände *Chefs-d'Oeuvre du Théâtre Allemand* mit Goethe-Dramen in der groß angelegten Reihe *Chefs-d'Oeuvre du Théâtre Etranger* (3 vol., Paris: Chez Ladvocat, 1823). Darin enthalten sind ›Faust‹, ›Goetz de Berlichingen‹ (Tom. I), ›Egmont‹, ›Stella‹, ›Torquato Tasso‹ (Tom. II) sowie ›Iphigénie en Tauride‹, ›Jéry et Baetely‹, ›Clavigo‹, ›Les Coupables‹ und ›Le Triomphe de la Sensibilité‹ (Tom. III).

Endlich konnten auch Moritz Retzsch' *Umrisse zu Goethe's Faust* (Stuttgart und Tübingen: Cotta, 1816) in der Erstausgabe angeschafft werden, die uns noch fehlte. Dass die Faust-Illustrationen von Retzsch in ganz Europa vertrieben wurden, belegt auch eine in Paris (chez Magnenat, um 1835) erschienene Ausgabe mit 26 Illustrationen. Zu dem Retzsch-Konvolut gehören ferner fünf Lieferungen der *Gallerie zu Shakespeare's dramatischen Werken: In Umrissen, erfunden u. gestochen* (Leipzig: Fleischer, 1833–1850) sowie die Illustrationen zu Friedrich Schillers *Lied von der Glocke* (Stuttgart und Tübingen: Cotta, 1833).

Von den deutschen Romantikern übte Friedrich de la Motte Fouqué im 19. Jahrhundert den größten Einfluss auf englischsprachige Leser aus.[22] 1820 wurde auch die Übersetzung seiner Romanze ›Sintram und seine Gefährten‹ ein großer Erfolg. Die Erstausgabe der Übersetzung von *Sintram and his companions: a romance, from the German of Frederic baron de La Motte Fouqué, author of Undine, &c.* (London; Edinburgh: Ollier and William Blackwood, 1820) konnte nun erworben werden. Julius C. Hare (1795–1855), ein Dozent in Cambridge, war der Übersetzer.

Zu den Neuerwerbungen des Jahres 2021 gehört auch eine frühe und sehr seltene französische Ausgabe von Adelbert von Chamissos ›Peter Schlemihl‹. Die Übertragung *Merveilleuse Histoire de Pierre Schlemihl* (Edition Originale avec Figures; Paris, Leipzig, Nürnberg: Chez Brockhaus & Avenarius, 1838) erschien parallel in Paris und Leipzig in französischer Sprache mit den schönen Illustrationen.

Die erste Biographie über Rahel Varnhagen (1771–1833) erschien unter dem Titel *Rahel. Geistes- und Charakter-Gemälde dieser großen Frau, in sorgfältig gewählten Stellen des Vortrefflichsten aus ihren Briefen und Tagebüchern. Toiletten-Geschenk für die Gebildetesten des weiblichen Geschlechts* im Jahr 1835 in Bamberg. Die von Carl Friedrich Kunz herausgegebene Ausgabe wurde nun erworben.

22 Vgl. David Blamires, Telling Tales. The Impact of Germany on English Children's Books 1780–1918, Cambridge 2009, S. 121.

Unsere Sammlung mit Kinderliteratur der Romantik konnte durch fünf Bände der Reihe *Neue Bilder Gallerie für junge Söhne und Töchter zur angenehmen und nützlichen Selbstbeschäftigung aus dem Reiche der Natur, Kunst, Sitten und des gemeinen Lebens* (Berlin: Bey Wilhelm Oehmigcke dem Jüngern; in der neuen Societäts-Verlags-Buchhandlung, 1796–1802) erweitert werden. Die einzelnen Bände sind reich illustriert, jeder Band enthält 150 Kupferstiche und Kupfertafeln. Für die Wissensvermittlung in der romantischen Epoche steht auch die *Wissenschaftliche Jugend-Bibliothek* (Nürnberg: Friedrich Campe, 1820), eine kleine Handbibliothek in 21 Bändchen, »enthaltend diejenigen Kenntnisse welche jeder gebildete Mensch wissen muss«. 17 von insgesamt 21 Bänden der Reihe konnten nun in einem Originalschuber angeschafft werden.

Romantische Zeitschriften

Zu den seltenen Zeitschriften der Frühromantik zählt Johann Friedrich Reichardts *Lyceum der schönen Künste* (Berlin: Johann Friedrich Unger, 1797), von deren erstem und einzigen Band nun der erste Teil (von 2) erworben werden konnte.

Eine weitere Zeitschrift aus der Zeit der Romantik stellen die von Heinrich Zschokke herausgegebenen *Miszellen für die Neueste Weltkunde* (Aarau: Bei Heinrich Remigius Sauerländer) dar. Angeschafft werden konnten Bände der Jahrgänge 5 und 6 (1811/1812).

Zu den kuriosen Periodika der Romantik zählt das *Museum des Wundervollen oder Magazin des Außerordentlichen in der Natur, der Kunst und im Menschenleben. Bearbeitet von einer Gesellschaft Gelehrter und herausgegeben von Johann Adam Bergk und Adam Friedrich Gotthelf Baumgärtner* (Band 6 und 8 [von 12], Leipzig: Baumgärtner, 1807–1808). Zwischen 1803 und 1813 erschienen insgesamt 72 Hefte des Magazins in 12 Bänden. Unsere Bände enthalten Beiträge und Abhandlungen über merkwürdige Erscheinungen in der Natur und bei den Menschen. Entsprechend zeigen auch die Tafeln Ungewöhnliches und Seltsames aus der Tier- und Pflanzenwelt, merkwürdige Sitten und Gebräuche oder Landschaften und Ansichten.

Reiseliteratur

Zu den Neuerwerbungen aus dem Bereich der Reiseliteratur gehört Carl Christian Schramms *Neues europäisches historisches Reise-Lexicon, worinnen die merckwürdigsten Länder und Städte nach deren Lage, Alter, Benennung, Erbauung, Befestigung, Beschaffenheit, Geist- und Weltlichen Gebäu-*



Abb. 27. Johann Christoph Beer,
Ausführliche und Grundrichtige Beschreibung des ganzen Rheinstroms,
Nürnberg 1686.

den, Gewerbe, Wahrzeichen und anderen Sehenswürdigkeiten, in alphabetischer Ordnung auf das genaueste beschrieben werden, denen Reisenden und Liebhabern historischer Nachrichten zum Gebrauch verfasset (Leipzig: Gleditsch, 1744). Es diente als ein »Aufschlage-Buch« zum Reisen in fremde Länder. Im Lexikonformat vermittelte es topographisches und historisches Wissen sowie Informationen zu Sehenswürdigkeiten in europäischen Ländern, Regionen und Städten.

Mit einem wunderschönen Kupferstich vom Vater Rhein beginnt Johann Christoph Beers *Ausführliche und Grundrichtige Beschreibung Des ganzen Rheinstroms/ Darinnen Klärlich enthalten/ wo/ wie/ und welcher Gestalt selbiger entspringe …: Alles/ Durch Bey-Hülffe bewährter Scribenten/ dem Geschicht-liebenden Leser zu Gefallen/ mit sonderbarem Fleiß vorgestellet/ und mit einer bewährten Land-Karten/ Wie auch andern Kupffern zum Druck befördert* (Nürnberg: Riegel, 1686). Der hübsche und selten komplette Band enthält insgesamt 65 Kupferstiche von Städten entlang des Rheins. (Abb. 27)

Einem anderen wichtigen europäischen Fluss widmet sich der hübsche Band von Ludwig Bechstein mit Ansichten entlang der Donau. Sein Buch *Die Donau-Reise und ihre schönsten Ansichten. Mit 2 gestochenen Titeln und 100 Stahlstichtafeln* (Hildburghausen: Bibliographisches Institut, 1838) enthält Ansichten von Regensburg, Brünn, Augsburg, Passau, Salzburg, München, Linz, Wien, aber auch von nicht an der Donau liegenden Orte wie Athen, Constantinopel, Odessa, Korfu und Venedig.

Um Italien geht es gleich in drei Werken, die für unsere Bibliothek erworben werden konnten. Ein früher und viel genutzter Italien-Reiseführer war der Band *Il nuovo itinerario d'Italia di Francesco Scotti, ora corretto, supplito, & accresciuto di molte erudizioni storiche, e di figure in rame, nel quale si descrivono le viaggi principali della medesima, gli stati, città, isole, porti, fortezze, & altri luoghi, e loro curiosità e distanze; con la notizia de' vescovati, e arcivescovati compresi in essa* (Rom: Michel'Angelo, 1717). Es handelt sich dabei um die neue Ausgabe eines erstmals 1600 in Antwerpen in lateinischer Sprache erschienenen Werkes des Antwerpener Ratsherrn und gelehrten Reiseschriftstellers Franz Schott (1549–1622). Der Band enthält u.a. reizende Stadtpläne von Venedig, Bologna, Ferrara, Rom, Ancona, Genua aus der Vogelperspektive und eine Gesamtkarte von Italien.

Ein schöner Folio-Band mit Kupferstichen sind die *Malerischen Radierungen* (Hannover: Eigenverlag des Verfassers, 1846) des deutschen Künstlers Georg Heinrich Busse (1810–1868). Sein seltenes Reisealbum enthält 16 hübsche Kupferstiche von Orten, die er besucht hatte, u.a. den Friedenstempel in Rom, die Casa Cenci in der Villa Borghese, die Villa di Raffaello bei Rom, Monte Velino in den Abruzzen, Terracina, den Ätna, Albano bei Rom und die Villa Tusculana di Cicerone. Ein weiteres Werk mit hübschen Radierungen stammt von dem berühmten italienischen Künstler Bartolemeo Pinelli (1781–1835). Seine *Raccolta di cinquanta costumi pittoreschi incisi all acqua forte* (Roma: Lazzari, 1809) enthält 50 Radierungen mit variierenden Themen.

Joachim Seng

Verwaltungsbericht

Die *Mitgliederversammlung* fand am 20. September 2021 statt. Sie erteilte dem Verwaltungsausschuss aufgrund der vorgelegten Bilanz sowie der Gewinn- und Verlustrechnung Entlastung. Für eine weitere Amtszeit von vier Jahren im Verwaltungsausschuss wurden Herr Jo Franzke, Herr Dr. Helmut Häuser, Herr Prof. Dr. Gerhard Kurz, Herr Prof. Christoph Mäckler (dessen Mitgliedschaft seit 2017 geruht hatte) und Herr Dr. Klaus-Dieter Stephan wiedergewählt. Neu in das Gremium wurde Frau Annika Rittmeister-Murjahn gewählt.

Dem *Verwaltungsausschuss* gehörten am 31. Dezember 2021 an:

Dr. Burkhard Bastuck, Rechtsanwalt Kanzlei Freshfields Bruckhaus Deringer

Carl-L. von Boehm-Bezing, ehem. Mitglied des Vorstandes der Deutschen Bank AG

Dr. Andreas Dietzel, Rechtsanwalt, Partner von Clifford Chance Partnergesellschaft

Prof. Dr. Heinz Drügh, Professor an der Goethe-Universität, Frankfurt am Main

Prof. Hedwig Fassbender, Dozentin an der Hochschule für Musik und Darstellende Kunst, Frankfurt am Main

Stefan Fautz, Architekt, Mitglied im Familienrat der Firma Merck, Darmstadt

Jo Franzke, Architekt, Frankfurt am Main

Dr. Gabriele C. Haid, Mitglied im Vorstand der Gesellschaft der Freunde der Alten Oper, Frankfurt am Main

Dr. Helmut Häuser, Rechtsanwalt und Notar, Kanzlei Cahn, Häuser und Partner

Hannes Hintermeier, stv. Ressortleiter im Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen Zeitung

Prof. Dr. Dr. h.c. Rolf Krebs, ehem. Sprecher der Unternehmensleitung Boehringer Ingelheim

Manfred Krupp, Intendant des Hessischen Rundfunks

Prof. Dr. Gerhard Kurz, em. Professor an der Justus-Liebig-Universität Gießen

Prof. Dr. Christoph Mäckler, Architekt

Friedrich von Metzler, Mitinhaber der Bankhauses B. Metzler seel. Sohn & Co. KGaA

Martin Mosebach, Schriftsteller

Prof. Dr. Klaus Reichert, em. Professor an der Goethe-Universität Frankfurt am Main

Annika Rittmeister-Murjahn, Managerin und Projektleiterin bei der Firma Caparol-Wandfarben

Dr. Claudia Schmidt-Matthiesen, Mitglied des Vorstandes der Deutschen Bank Stiftung

Prof. Dr. Manfred Schubert-Zsilavecz, Vizepräsident der Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt am Main

Dr. Klaus-Dieter Stephan, Rechtsanwalt

Selina Stihl, Beirats- und Aufsichtsratsmitglied Firma Stihl

Dr. Rüdiger Volhard, Rechtsanwalt und Notar, Kanzlei Clifford Chance Partnergesellschaft

Prof. Dr. Gerd Weiß, ehem. Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege in Hessen

Vertreterin der Bundesregierung:

Dr. Nicole Zeddies

Vertreterin des Landes Hessen:

Staatssekretärin Ayse Asar, vertreten durch Regierungsoberrätin Anja Steinhofer-Adam

Vertreterin der Stadt Frankfurt am Main:

Dr. Ina Hartwig, Kulturdezernentin

Vertreter der Stadtverordnetenversammlung der Stadt Frankfurt am Main:

Dr. Thomas Dürbeck (bis 30.9.2021)
Eugen Emmerling (bis 30.9.2021)
Christian Becker (seit 1.10.2021)
Sylvia Momsen (seit 1.10.2021)

Vorsitzender:

Carl-L. von Boehm-Bezing

Stellvertretender Vorsitzender:

Prof. Dr. Gerhard Kurz

Schatzmeister:

Dr. Helmut Häuser

Stellvertretender Schatzmeister:

Friedrich von Metzler

Dem *Wissenschaftlichen Beirat* gehörten am 31. Dezember 2021 an:

Prof. Dr. Jeremy Adler, King's College London
Prof. Dr. Gottfried Boehm, Universität Basel
Prof. Dr. Nicholas Boyle, Magdalene College Cambridge
Prof. Dr. Elisabeth Décultot, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (seit 1.6.2021)
Prof. Dr. Heinrich Detering, Georg-August-Universität Göttingen
Prof. Dr. Andreas Fahrmeir, Goethe-Universität Frankfurt am Main
Prof. Dr. Fotis Jannidis, Julius-Maximilians-Universität Würzburg
Prof. Dr. Gerhard Kurz, Justus-Liebig-Universität Gießen
Prof. Dr. Klaus Reichert, Goethe-Universität Frankfurt am Main
Prof. Dr. Luigi Reitani, Istituto Italiano di Cultura Berlin († 30.10.2021)

Ehrenmitglieder:

Carl-L. von Boehm-Bezing
Prof. Dr. Konrad Feilchenfeldt
Amanda Kress

Ewige Mitglieder:

Boeck Stiftung – Dieter und Elisabeth Boeck, Marianne Brunnhöfer, Dr. Andreas Dietzel, Dr. Dirk Ippen, Prof. Dr. Rolf Krebs, Annika Rittmeister-Murjahn, Ursula Sikora, Heinrich Sikora, Prof. Dr. Matthias Steinhart

Am 30. Oktober 2021 starb Luigi Reitani in Berlin im Alter von 62 Jahren. Seit 2000 war er Professor für Neuere Deutsche Literatur in Udine, Gastprofessuren führten ihn nach Klagenfurt und Basel. Von 2015 bis 2019 leitete er als Direktor das Italienische Kulturinstitut in Berlin. Luigi Reitani hat sich besonders in der Hölderlin-Forschung große Verdienste erworben, als Übersetzer und Herausgeber sowie als umfassend Gelehrter und Mittler zwischen Italien und Deutschland. Dem wissenschaftlichen Beirat des Freien Deutschen Hochstifts gehörte er seit 2010 an. Wiederholt war er bei uns auch als Vortragender und Diskutant zu Gast; im Juni 2016 organisierten er und Anne Bohnekamp

gemeinsam die Tagung »Goethe e il romanticismo italiano« in der Villa Vigoni. Sein letzter Besuch im Hochstift galt der Eröffnung des Deutschen Romantik-Museums, über das er noch im Herbst einen großen Artikel für die italienische Zeitung ›Il Sole 24 Ore‹ verfasste. Seine kenntnisreiche, tatkräftige und begeisterungsfähige Mitarbeit in unserem Beirat und seine besonders liebenswürdige Persönlichkeit machten ihn zu einem inspirierenden Ratgeber und hochgeschätzten Freund. Wir sind sehr traurig über seinen viel zu frühen Tod und werden uns immer sehr dankbar an ihn erinnern.

Am 23. Januar 2023 verstarb Carl Ludwig von Boehm-Bezing unerwartet im Alter von 82 Jahren. Der Ehrenvorsitzende des Verwaltungsausschusses leitete von 1999 bis 2021 das wichtigste Gremium des Freien Deutschen Hochstifts. In seine langjährige Amtszeit fielen u.a. die Berufung von Anne Bohnenkamp-Renken zur Direktorin im Jahr 2003, das 150-jährige Jubiläum des Freien Deutschen Hochstifts 2009, zahlreiche bedeutende Erwerbungen für die Sammlungen und große wissenschaftliche Projekte sowie die national und international vielbeachtete Eröffnung des Deutschen Romantik-Museums im Herbst 2021. Diese zukunftsweisende Erweiterung des Hochstifts ist untrennbar mit dem hohen persönlichen Engagement Carl-Ludwig von Boehm-Bezings verbunden. Ohne ihn wäre die Verwirklichung des neuen Museums nicht möglich gewesen. 2022 wurde er zum Ehrenmitglied des Hochstifts ernannt. Das Freie Deutsche Hochstift trauert um seinen langjährigen Vorsitzenden und bleibt ihm in großer Dankbarkeit verbunden.

Im Jahr 2021 waren im Hochstift tätig:

Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renken	Direktorin
Heike Fritsch	Direktionssekretärin
Dr. Jasmin Behrouzi-Rühl	Direktionsassistenz
Beatrix Humpert M.A.	Direktionsassistenz
Kristina Faber M.A.	Kommunikation und Fundraising
Dr. Dietmar Pravida	Wissenschaftliche Redaktion

Verwaltung

Christian Alberth	Verwaltungsleiter
Sonja Naßhan	Personalsachbearbeiterin
Jens Dichmann	Buchhalter
Camilla Stöppler	Verwaltungsangestellte (Einkauf/Verkauf)
Sigurd Wegner	Verwaltungsangestellter (EDV-Betreuung)
Andreas Crass	Haus-/Museumstechniker
Christian Müller	Hausmeister
Martina Falkenau	Telefonzentrale

Alemseged Gessese	Empfang, Kasse, Museumsladen
Anne Simonetti	Empfang, Kasse, Museumsladen
Danuta Ganswindt	Empfang, Kasse, Museumsladen
Martha Gorachek	Hausreinigung
Mirsada Mosenthin	Hausreinigung

Handschriften-Abteilung

Dr. Konrad Heumann	Leiter der Abteilung
Bettina Zimmermann M.A.	Mitarbeiterin der Abteilung
Stefanie Spalke M.A.[1]	Mitarbeiterin der Abteilung
Silke Weber M.A.[1]	Mitarbeiterin der Abteilung
Dr. Olivia Varwig[1]	wissenschaftliche Mitarbeiterin
Carla Spellerberg	studentische Hilfskraft
Annalisa Weyel[2]	studentische Hilfskraft

Bibliothek

Dr. Joachim Seng	Leiter der Abteilung
Nora Schwarz-Ehrecke	Diplombibliothekarin
Karin Zinn	Bibliotheksassistentin
Waltraut Grabe	Restauratorin und Buchbindemeisterin
Brita Werner	Buchbinderin
Dr. Anja Heuß[1]	wissenschaftliche Mitarbeiterin

Goethe-Haus, Goethe-Museum, Kunstsammlung

Dr. Mareike Hennig	Leiterin der Abteilung
Dr. Nina Sonntag	wissenschaftliche Mitarbeiterin
Dr. Neela Struck	wissenschaftliche Mitarbeiterin
Sonja Gehrisch M.A.	Fotoarchiv
Esther Woldemariam M.A.	Fotoarchiv
Carina Koch	wissenschaftliche Mitarbeiterin
Dr. Doris Schumacher	Museumspädagogin (Kulturvermittlung)
Cristina Szilly	Mitarbeiterin Museumspädagogik
Slobodan Adanski	Gästeführer, Museumsaufsicht
Stefan Burk[2]	Gästeführer, Museumsaufsicht
Batuhan Ergün M.A.	Gästeführer, Museumsaufsicht

1 Diese Mitarbeiter/innen schieden im Lauf oder am Ende des Jahres 2021 aus.

2 Diese Mitarbeiter/innen wurden zu Beginn oder im Lauf des Jahres 2021 neu eingestellt.

Babett Frank, Dipl. Troph.	Gästeführerin, Museumsaufsicht
Ayla Grunert	Gästeführerin, Museumsaufsicht
Tobias Gutting	Gästeführer, Museumsaufsicht
Frederic Hain	Gästeführer, Museumsaufsicht
Annika Hedderich M.A.	Gästeführerin, Museumsaufsicht
Julia Krämer[1]	Gästeführerin, Museumsaufsicht
Katharina Lücke[1]	Gästeführerin, Museumsaufsicht
Petra Mayer-Früauff M.A.	Gästeführerin, Museumsaufsicht
Vojislava Mitula	Kasse, Empfang, Museumsaufsicht
Ute Schaldach	Gästeführerin, Museumsaufsicht

Redaktion der Hugo von Hofmannsthal-Ausgabe

Dr. Katja Kaluga	wissenschaftliche Mitarbeiterin

Redaktion der Brentano-Ausgabe/Romantik-Abteilung

Prof. Dr. Wolfgang Bunzel	Leiter der Abteilung
Dr. Michael Grus[3]	wissenschaftlicher Mitarbeiter
Dr. Holger Schwinn[3]	wissenschaftlicher Mitarbeiter
Niklas Horlebein	wissenschaftliche Hilfskraft
Tristan Logiewa	studentische Hilfskraft
Celina Müller-Probst[1]	studentische Hilfskraft

Außerdem waren im Laufe des Jahres 2021 folgende Mitarbeiter für den Führungs- und Aufsichtsdienst an Wochenenden, Feiertagen, Abendveranstaltungen und zur Vertretung bei Urlaub und Krankheit tätig: Suzanne Bohn, Maria Eugenia Dambmann, Gabrijela Falzone, Jana Fritzsche, Anna Hofmann, Marie Jauch, Siegfried Körner, Monika Krusch, Katharina Leifgen, Thorsten Lessing, Filiz Malci, Peter Metz, Christopher Rüther, Radojka Savic, Kawa Shamel, Annalisa Weyel.

Das Jahr 2021 war geprägt von zwei herausragenden Ereignissen, der Covid-19-Pandemie und der Einrichtung, Eröffnung und wirtschaftlichen Abrechnung des Romantik-Museums. Das Jahr begann mit einem monatelangen Lockdown und im Anschluss tageweisen Öffnungen. An diesen Tagen war ein wieder steigendes Interesse an Kultur feststellbar. Im September kam mit der Eröffnung des Deutschen Romantik-Museums endlich der erhoffte Besucheransturm, der jedoch unter dem Eindruck wieder steigender Corona-Fallzahlen ab Ende Oktober bis in den Spätwinter stark nachließ. Bis zur Eröffnung kamen gerade rund 8 % der Besucher gegenüber dem Vorpandemiejahr 2019.

3 Diese Mitarbeiter werden aus Spenden- bzw. Fördergeldern finanziert.

Für das Gesamtjahr waren es am Ende 35 %. Das daraus folgende Defizit konnte durch Einsparungen, Kurzarbeit und Pandemiehilfen der drei institutionellen Zuwendungsgeber, Bundesrepublik, Land Hessen und Stadt Frankfurt beinahe ausgeglichen werden.

Dennoch war das gesamte Jahr für alle, die sich nicht in Kurzarbeit befanden, von großem Einsatz geprägt; das Romantik-Museum musste eingerichtet, die Haustechnik justiert, die Mitarbeitenden geschult, Aufträge erteilt, Rechnungen bezahlt und Förderungen abgerechnet werden. Insgesamt waren ca. 120 Firmen an der Ausstattung des DRM beteiligt.

Vor allem für das Romantik-Museum, aber auch für Forschungsprojekte und Ankäufe von Büchern, Handschriften, Zeichnungen und Gemälde wurden wieder zahlreiche und hohe Spenden gegeben, für dir wir besonders danken.

Christian Alberth

Dank

Über die institutionelle Förderung durch die Bundesrepublik Deutschland, das Land Hessen und die Stadt Frankfurt hinaus erhielt das Freie Deutsche Hochstift auch großzügige und wichtige Unterstützung von Freunden und Förderern. Besonders genannt seien hier:

Adolf Christ Stiftung
Arbeitsgemeinschaft Literarischer Gesellschaften
Art Mentor Foundation
Aventis Foundation
Die Bundesbeauftragte für Kultur und Medien
Herr Carl-L. von Boehm-Bezing
Carl Friedrich von Siemens-Stiftung,
Clifford Chance Deutschland LLP
Cronstett- und Hynspergische evangelische Stiftung zu Frankfurt am Main
Deutsche Bank AG
Deutsches Zentrum für Kulturgutverluste
Herr Dr. Andreas Dietzel
Frau Bergit Gräfin Douglas
Herr Stefan Fautz
Herr Prof. Dr. Konrad Feilchenfeldt
Dr. Hans Feith und Dr. Elisabeth Feith Stiftung
GVW Graf von Westphalen
Frau Karin Glück-Philipp
Herr Dr. Arved Grieshaber
Herr Dr. Volker Güldener
Herbert Quandt-Stiftung
Hessischer Literaturrat
Hessisches Ministerium für Wissenschaft und Kunst
Erich und Amanda Kress-Stiftung
Kulturfonds Frankfurt Rhein-Main
Frau Erika Lympius
Marga Coing-Stiftung
Merck'sche Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft e.V.
Herr Friedrich von Metzler
Herr Jürgen E. und Elke-Elisabeth Mühlhäuser
Herr Peter Nägele
Familie Parlasca
Rotary Club Frankfurt

Frau Anke Sessler
S. Fischer Stiftung
S. Fischer Verlag
Stadt Frankfurt am Main
Herr Dr. Klaus-Dieter Stephan
Frau Selina Margarethe Stihl
Herr Dr. Rüdiger Volhard
Herr Volker Westerborg
Frau Ingeborg Wirth
Willy Robert Pitzer Stiftung
Wüstenrot Stiftung







Die Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien

Adressen der Verfasser

Prof. Dr. Karl S. Guthke, Harvard University, Department of Germanic Languages and Literatures, Barker Center 365, 12 Quincy Street, Cambridge, MA 02138-3879, USA

Dr. Anja Heuß, Freies Deutsches Hochstift – Frankfurter Goethe-Haus, Großer Hirschgraben 23–25, 60311 Frankfurt am Main

Nico Imhof M.A., Universität St. Gallen, Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Literatur, Müller-Friedbergstrasse 6–8, 9000 St. Gallen, Schweiz

Dr. Katja Kaluga, Freies Deutsches Hochstift – Frankfurter Goethe-Haus, Großer Hirschgraben 23–25, 60311 Frankfurt am Main

Prof. Dr. Ursula Regener, Universität Regensburg, Lehrstuhl für Neuere deutsche Literaturwissenschaft I, Universitätsstraße 31, 93053 Regensburg

Prof. Dr. Rüdiger Scholz, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Deutsches Seminar – Neuere Deutsche Literatur, Platz der Universität 3, 79085 Freiburg

Dr. Holger Schwinn, Freies Deutsches Hochstift – Frankfurter Goethe-Haus, Großer Hirschgraben 23–25, 60311 Frankfurt am Main